J. F. Castelli's
sämmtliche Werke.

Zwanzigstes Bändchen.

Vermischte Schriften.

Dritte Auflage.

WIEN.
Im Selbstverlage des Verfassers.
»Zum Vortheile des österr. Thierschutzvereins.«
1858.

J. F. Castelli's

sämmtliche Werke.

Neue Folge.

Viertes Bändchen.

Vermischte Schriften.

WIEN.

Im Selbstverlage des Verfassers.

»Zum Vortheile des österr. Thierschutzvereins.«

1858.

Gedichte

Die besiegten Spötter.

Nach Leipzig kam ein Bäuerlein,
Ging grad in die Universität hinein,
Wo die Herrn Doktoren in Schaaren
Zu Disputationen versammelt waren.
Da ein Rosenkranz seinen Hals umfing,
An welchem ein Marienpfennig hing,
In ihm die gelehrten Herrn Protestanten
Sogleich einen Katholiken erkannten.
Sie wollten nun ihr Müthchen an ihm kühlen
Und ein wenig mit ihm Komödie spielen.
Der Rektor sprach: „Da wir eben disputiren,
Willst du es vielleicht mit uns probiren?“
„Ja, ja — erwiedert der Bauer — recht gern,
Doch sagt mir vorerst, wie das ist, meine Herrn!“
„Du legst einen Thaler hier auf den Katheder,
Wir legen auch einen Thaler ein Jeder,
Dann werden wir dir eine Frage vorlegen,
Und du stellst uns auch eine Frage dagegen,
Wer nun nicht die Frage beantworten kann,

Der hat verloren, der And're gewann."
Sprach der Bauer: „Das will ich wohl wagen,"
Und der Rektor fing an zu fragen,
Indem höhnisch er auf den Rosenkranz sah:
„Wie heißt denn die Frau auf dem Pfennige da?"
„Die Mutter des Herrn heißt Maria," sagte
Der Bauer, worauf er dann selber fragte:
„Sprecht nun auch Ihr, wie heißt meine Mutter?"
Da standen sie, wie in der Sonne die Butter,
Sie lachten, doch ärgerten sich die Prahler,
Der Bauer aber strich ein die Thaler,
Macht' allen ein höfliches Kompliment
Und ist aus dem Disputirhaus gerennt.
Doch hat er gebeten zuvor noch recht sehr,
Wenn wieder was zu disputiren wär',
So möchte man's ja ihm gewiß verkünden,
Er werde suchen sich einzufinden.

Zingarelli's Unterthanentreue.

Zu Rom in der Kapell' im Vatikan
War einst Musikdirektor Zingarelli;
So treu war nie ein Unterthan dem Herrscher
Als dieser große Meister des Gesanges.
Als dem allmächt'gen Kaiser der Franzosen
Napoleon ein Sohn geboren ward,
Da nannte er, — der Würden ausgetheilt,
Wie's ihm beliebte, — König ihn von Rom.

Und er befahl, es soll durch ein Te Deum,
Gehalten in der päpstlichen Kapelle,
Dieß Fest sehr feierlich begangen werden.
Auf's Glänzendste ward Alles vorbereitet,
Voll die Kapelle von den höchsten Würden,
Die Musiker bereit an ihren Pulten,
Nur der Direktor Zingarelli fehlte.
Man schickt um ihn, er weigert sich zu kommen
Und sagt, er kenne keinen andern König
Von Rom, als seinen Herrn, den heil'gen Vater,
Und dem allein nur weih' er seine Dienste.
Ohn' ihn muß man absingen das Te Deum;
Verhaftet wurd' er auf Befehl des Kaisers
Und nach Paris geführt. — Der arme Meister
Ging mit dem Selbstbewußtsein seiner Treue
Voll Muth dem Unvermeidlichen entgegen.
Er ward dem Kaiser vorgestellt, und dieser
Sah ihn mit jenem scharfen Blicke an,
Vor dem sich zitternd alle Augen senkten,
Doch Zingarelli's Auge hielt ihm Stand.
Dann sprach der Kaiser: „Hören Sie, Maestro!
„Sie haben jüngst in Rom für meinen Sohn
„Nicht das Te Deum dirigiren wollen,
„Nun sagen Sie, wollen Sie auch nicht
„Für ihn hier eine Messe komponiren?"
„„Verzeihung, Majestät,"" sprach Zingarelli,
„„Allein ich wag' es furchtlos zu bekennen,
„„Mein rechtmäßiges Oberhaupt ist Pius
„„Der Siebente, für einen andern König

„„Von Rom dirigir' ich kein Te Deum,
„„Noch komponir' ich eine Meß für ihn;
„„Doch für den Sohn des Kaisers der Franzosen
„„Steht meine Kunst dem Vater stets zu Diensten."" —
Der Kaiser sprach dem treuen Unterthan
Obwohl mit sichtbar unterdrücktem Unmuth
Sein Lob in Hinsicht seiner Treue aus,
Die Messe komponirte Zingarelli
Und wurde kaiserlich dafür belohnt.

Die Absolution.

Ein Wüstling hatte in seinem Leben
Sich allen Missethaten ergeben,
Doch endlich empfand er aufrichtige Reue,
Und ging zur Beichte, daß Gott ihm verzeihe;
Doch als er in's Kloster zum Priester kam,
Da faßt' ihn so sehr das Grau'n und die Scham,
Daß ihm der Priester umsonst lieh sein Ohr,
Er brachte vor Schluchzen kein Wort hervor,
Und da er dann gar einer Ohnmacht erlag,
Beschied ihn der Priester den andern Tag. —
Er kam, doch wieder versagt ihm der Mund,
Zu thun seine schändlichen Thaten kund,
Da rieth ihm der Priester: „Schreib' auf Papier
All' deine Sünden und bringe sie mir!"
Er schrieb sie, doch als dieses Uebermaß
Von Schändlichkeiten der Geistliche las,

Da sprach er traurig: „Mein armer Sohn!
Ich kann dich nicht entbinden davon,
Doch will ich darüber den Abt konsultiren,
Der hat die Macht, dich zu absolviren.“
Der Sünder bat ihn darum auf den Knie'n,
Und er trug die Schrift zu dem Abte hin.
Er bat ihn das Sündenverzeichniß zu lesen
Und malt' ihm, wie reuig der Sünder gewesen.
Der Abt sah es an, dreht' es hin und her
Und fand das Papier ganz weiß und leer:
„Ei, Pater Honorius!“ sprach der Abt,
„Ein falscher Zettel ist's, den Ihr mir gabt!“
— „„Hochwürd'ger! es ist der rechte gewesen,
Ich hab' ihn ja eben selber gelesen!““ —
Und nochmal beschaute beim Strahl des Lichts
Der Abt den Zettel und sah doch nichts,
Und andächtig nahm er sein Käppchen ab,
Indem er das Blatt zurück wieder gab
Und sprach: „Dann ist ein Wunder gescheh'n.
Der Ewige hat seine Reue geseh'n
Und hat ihm verzieh'n seine schweren Sünden.
Geht hin, ihn auch kirchlich davon zu entbinden.“

Der Glückliche.

Schah Nessir herrschte über Persien.
Die großen Eigenschaften dieses Königs,
Von vielen Schwächen wurden sie verdunkelt:

Der Muth, den er besaß, ward oft zur Wildheit
Und seine Festigkeit zur Grausamkeit.
Er achtete und liebte zwar die Tugend,
Doch, widerstand sie seinen Leidenschaften,
So strafte er sie grausam, gleich dem Laster.
Schah Nessir nun besaß, so wie sein Volk,
Ja so wie alle Menschen, die Begierde,
Glücklich zu sein. Bedeckt mit Siegeslorbeer'n,
Herr eines ungeheuren, blüh'nden Reiches,
Von Schmeichlern stets gleich einem Gott verehrt,
Und im Besitz von tausend schönen Frauen
Glaubt' er mehr Rechte auf das Glück zu haben
Als And're; — dennoch kannte er es nicht.
Die Langeweile und der Ueberdruß,
Nachfolger aller Freuden, die das Herz
Nicht treffen, saßen mit ihm auf dem Throne.
Vergebens suchte man in seine Lüste
Veränderung zu bringen, Alles ekelte
Ihn an, und nimmer konnt' er sich's verhehlen,
Daß er, der Mächtigste, nicht glücklich sei.
Er wurde düster, heftig, ein Tyrann,
Und seufzend trug das Volk das schwere Joch.
Das kleinste Murren ward mit Tod bestraft,
Spione schlichen sich in die Familien,
Und die geheimsten Wünsche und Gedanken
Sie wurden aufgespürt und angegeben.
Der König hatte sich das Wort gegeben:
„Bin ich nicht glücklich, soll es Niemand sein!“
Doch da er sich nicht selbst betrügen konnte,

So sucht' er And're doch zu hintergeh'n,
Da er nicht glücklich war, es doch zu scheinen.
Ein junger Mann in Schiras: Asmolan,
Besaß von der Natur und von dem Zufall
Die Güter alle, die zufrieden machen,
Er war gesund, jung, wohlgebaut und reich,
Das schönste Haus in Schiras war das seine,
Großmuth und Frohsinn warben ihm viel Freunde,
Er war geehrt, geachtet und geliebt.
Einst gab er ein splendides Mahl den Freunden,
Und als der Becher kreiste, stand er auf
Und rief: „Ihr Freunde, theilet mein Entzücken,
Ich bin der glücklichste der Staubgebornen!"
Dieß unbedachte Wort vernahm ein Höfling,
Der zu dem Mahl sich einzuschleichen wußte,
Und der mit neid'schem Auge Asmolans
Glücksgüter lange schon betrachtet hatte,
Und gab dem König Nessir davon Kunde.
Am nächsten Morgen schon ward Asmolan
Verhaftet und dem König vorgeführt.
„Du junger Frevler!" sprach ihn Nessir an,
„Du wähnest also glücklicher zu sein
Als ich, der ich des Himmels Liebling bin,
Den der Prophet mit Gnaden überhäuft,
Der Persiens Schicksal hat in seiner Hand,
Und der mit einem Worte in den Staub
Dich treten kann, aus welchem du hervorgingst?
Doch will ich jetzt noch Gnade walten lassen,
Noch schenk' ich dir den Kopf und will erst sehen,

Ob du noch ferner wirst die Kühnheit haben,
Den Glücklichsten im Reiche dich zu preisen."
Mit größter Ruhe hörte Asmolan
Des Königs Vorwurf, eilte vom Palaste
Nach Hause dann; doch dieses war zerstört
Und seine Habe Argib zugesprochen,
Der ihn verrathen. — Ohne Murren ging er,
Und heitern Sinn's, wie eh, zu seinen Freunden,
Die alsogleich ihm ein Asyl gewährten.
Nicht eine Falte furchte seine Stirne,
Nicht eine Klag' erscholl aus seinem Munde,
Und auf den Lippen schwebte noch das Lächeln,
Das früher seines Glücks Verkünder war.
Nach ein'gen Tagen mußte Asmolan
Auf's Neue vor dem Könige erscheinen:
„Nun junger Thor!" — sprach dieser boshaft lächelnd,
„Rühmst du noch immerfort dich deines Glückes?
Du bist nun arm und elend, nichts mehr bleibt dir,
Als Reue und Erniedrigung." — „Mein König!"
Versetzte Asmolan, „du bist im Irrthum,
Da ich nicht stolz auf meinen Reichthum war,
Wie sollte jetzt die Armuth mich erniedern?
Du glaubst, du habest Alles mir genommen;
Doch Höh'res hast du mir dafür gegeben
Und danken muß ich dir für diese Wohlthat.
Du lehrtest ja den größten Schatz mich kennen,
Der nach der Tugend Sterbliche beglückt,
Durch dich erfuhr ich, daß ich Freunde habe,
Die mich nur liebten und nicht meinen Reichthum.

In ihren Herzen fand ich mehr als ich verloren
Und so hast du mein Glück vermehrt statt zu zerstören.
Bei dieser Rede stehet unentschlossen
Der König, seiner Macht und Hoheit trotzen
Sieht er bewundernd diesen jungen Mann;
Doch statt, daß diese Ruhe, diese Sanftmuth
Und diese edle Resignation
Sein Herz zu milderen Gefühlen stimmen,
Entflammen sie noch stärker seinen Zorn.
Er läßt den Jüngling in's Gefängniß werfen
Und gibt ihm zum Gefährten seiner Qualen
Denjenigen, der schändlich ihn verrathen,
Den Schöpfer seines Unglücks: Argib bei.
Im finstern Kerker auch bleibt Asmolan
So ruhig, als zu Haus auf seid'nen Polstern,
Er sucht zu trösten Argib, seinen Feind,
Der ihn mit Klagen in der Ruhe stört.
Er sprach: „Nicht gar so böse ist der König,
Da er uns Beide hier vereinet hat,
Ein Unglück, das man theilt, ist nur ein halbes,
Kann ich in deinem trösten dich, Argib,
So ist's für mich ein Glück." — Bei diesen Worten
Voll Güte und voll Herzlichkeit fällt Argib
Zu Füßen seinem Tröster, welcher ihm
Nur Liebe zeigte, da er Haß verdiente,
Doch Asmolan erhebt ihn und umarmt ihn.
In ihrem Kerker suchen nun die Beiden
Gefang'nen sich die Stunden abzukürzen
Durch freundliche Gespräche. Asmolan

Sucht Argib's Muth und Hoffnung zu erwecken,
Er zeigt' ihm, daß nur eine Pilgerreise
Dieß Leben zu dem bessern Jenseits sei,
Er lehrt die Tugend kennen ihn und lieben,
Und Argib danket endlich dem Tyrannen,
Daß er ihm die Gelegenheit gegeben,
Sein Herz zu läutern von den Leidenschaften
Und abzubüßen, was er Böses that.
Nach einem Monat wollte Nessir seh'n,
Wie weit der Starrsinn Asmolans wohl gehe.
Umgeben von dem Hofe, ließ in Ketten
Er bringen ihn vor seinen Thron und fragte
Ihn spröttisch: „Nun bist du noch immer glücklich?"
„Ja, König!" gab zur Antwort Asmolan,
„Muß ich doch stets dir neue Freuden danken.
Ich hatte einen Feind, und dir verdank' ich's,
Daß er mein treu'ster, bester Freund geworden,
Du ließest uns vereinen in dem Kerker,
Er war ein böser Mensch, jetzt ist er gut,
Ich gab die Hoffnung ihm, die er verloren,
Den Glauben auch an Gott und an ein Jenseits,
Nimm meinen Dank für diese Freude, König,
Die mich beseligt und mich glücklich macht."
„Nun wohl," versetzte Nessir, „laß doch sehen,
Ob du mir auch noch am Schaffote trotzest,
Führt ihn hinaus und lasset ihn enthaupten!"
„Ich trotze dir nicht," sagte Asmolan.
„Ich weiche deiner Macht, die dir der Himmel
Im Zorn verlieh, um Böses zu vollbringen,

Ich bete Gott auch in den Geißeln an
Die er gesendet, um die Welt zu zücht'gen.
Ich trotze dir nicht, doch du fragest mich,
Ob glücklich ich, und daß ich's bin, ist Wahrheit."
Man führte Asmolan nun vor die Stadt,
Wo am Schaffot der Henker seiner wartet,
Das ganze Volk von Schiras folgt dem Zuge
Grausam neugierig, auch der König selbst
Wohnt auf dem Thron dem Schreckensschauspiel bei.
Das Opfer kommt so ruhig als gewöhnlich,
Es ist nicht jener affektirte Muth,
Nicht jener Stolz, der die Natur besiegt,
Im Augenblick, wo Demuth ist am Platze,
Er schreitet her mit hocherhob'nem Kopfe,
Zwar ohne Furcht, jedoch auch ohne Keckheit
Und steigt auf das Schaffot. — Schon will der Henker
Das scharf geschliff'ne Schwert zum Streich erheben,
Da schreit der König: „Halt! — Nun, Asmolan,
Bist du noch immer glücklicher als ich?"
Und Asmolan erwiedert: „Ja, mein König,
Wenn du unglücklich machen mich gewollt,
So mußtest du mich zum Verbrecher machen.
Glaubst du, daß Gott des Einen Menschen Glück
Hat in des Andern Hände wohl gelegt,
Und daß die Ruhe und das Selbstbewußtsein
Der Tugend auch nur einen Augenblick
Die Laune eines Wüthrichs kann erschüttern?
Du nimmst das Leben mir, das Gott mir gab,
Und fragst noch, ob ich glücklicher als du?

Ich habe meines Daseins kurze Zeit
Dazu verwendet, Gutes nur zu thun,
Ich geh' zum allgerechten Richter hin,
Vor dessen Urtheilssprüche mir nicht banget,
D'rum hauch' ich hoffnungsvoll die Seele aus;
Du aber hast in jedem Augenblicke
Von deinem Leben Böses nur gesä't,
Erbebe vor der Ernte, o Tyrann!
Dich werden einst in deiner letzten Stunde
Die Furien ergreifen, rüste dich;
Du wirst nicht sterben, nein, du wirst verzweifeln,
Und nun frag' ich dich Schah, ich Asmolan,
In diesem feierlichen Augenblicke,
Wo ich von dir nichts fürchte mehr und hoffe,
Antworte mir, Tyrann, vor deinem Volke:
Bist du wohl glücklicher, als Asmolan??" —
Bei dieser Frage, die so feierlich
Und unerwartet Asmolan gestellt,
Erhob der König sich von seinem Throne,
Das tiefste Schweigen herrschte unter'm Volke
Und Alles harrt' erwartungsvoll des Ausgangs.
Der König aber nahte dem Schaffote
Und sprach: „Steig' nieder von dem Blutgerüste,
Worauf dich meine blinde Wuth gebracht,
Besiegt hat mich dein Muth und deine Tugend,
Schenk' deine Freundschaft mir und deinen Rath,
Ich will mich fortan nicht mehr von dir trennen,
Das Glück, es ist bei dir, mit dir, in dir.
Ich sehe nun, nur in der Seelengröße

Und Festigkeit, die keine Macht erschüttert,
Besteht das wahre Glück; sei mein Wessir,
Mein Freund, und theile mit mir meine Macht.
O könntest du dein Glück auch mit mir theilen!
„Ich nehme an, was du mir bietest, Herr!"
Sprach Asmolan, „vielleicht werd' als Wessir
Ich auch so glücklich sein, wie in dem Kerker.
Arbeiten wollen Beide für das Wohl
Der Unterthanen wir. — Glaub' mir, mein König,
Das Glück, es ist nicht gar so schwer zu finden,
's ist überall, wenn's auf dem Throne nicht ist,
So ist's die Schuld desjen'gen, welcher herrschet."
Mit Anseh'n und mit höchster Macht bekleidet,
Blieb Asmolan derselbe, seine Leitung
Versetzte Persien in großen Wohlstand,
Es segnete das Volk den Großwessir,
Durch dessen Rath der König Nessir selber
Die Liebe seines Volkes sich erwarb.
An einem Abend bei dem prächt'gen Feste,
Das Asmolan dem König Nessir gab,
Zog dieser ihn zur Seit' und fragte lächelnd:
Bist du auch jetzt noch glücklich, Asmolan?"
„O ja!" versetzte der Wessir, — „beinahe
So glücklich, als ich einst im Kerker war."

Altes in neuem Gewande.

1.

Die Adelsprobe.

Henrikus, Graf zu Holstein, der Eiserne genannt,
Beim Könige von England in großem Anseh'n stand,
Daher er auch der Hofherrn Gunstsücht'gen großen Schaar
Ein Gegenstand des Neides, ein Dorn im Auge war,
Doch wagten sie nicht offen zu zeigen ihren Haß,
Weil er des Königs Liebe in hohem Grad besaß.
Sie brachten im Geheimen der Königin zu Ohren,
Man sagt, es sei Henrikus nicht adelig geboren,
Sie meinten auch, sie wüßten, wie's sei wohl anzufangen,
Daß man darüber könne Gewißheit auch erlangen,
Man lasse nur den Löwen aus seinem Käfig frei
Und mache, daß Henrikus in seiner Nähe sei,
Unedles könne niemals der Thiere König leiden,
Da würde dann die Sache sich alsobald entscheiden.
Die Probe ward vollführt, man lies den Löwen los,
Und bei dem Grafen stand er plötzlich vor dem Schloß.
Der Löwe brüllt' ihn an, Henrikus voller Muth,
Faßt' bei der Mähne ihn, setzt' auf ihm seinen Hut
Und zu den Hofherrn, die erschracken, sprach er dann:
„Wer auf den Adel sich, wie ich, verlassen kann,
„Und wer, wie ich, besitzt den adeligen Muth,
„Der geh' zum Löwen hin und hole mir den Hut!"
Die Hofherrn zitterten vor Schreck und blieben stumm
Und Keinem fiel es ein, sich zu bemüh'n darum,

Da traf verachtend sie des edlen Grafen Blick,
Den Löwen führte er in seinen Stall zurück,
Die Herren schämten sich und schlichen still davon
Und er rief ihnen nach mit wohlverdientem Hohn:
„Ihr habt ganz recht, daß Ihr davon so langsam schleicht,
Eu'r Adel ist nicht fest und Ihr verliert ihn leicht!"

2.

Die unterbrochene Rede.

Der König zog ein in eine Stadt,
Da kam ihm entgegen der ganze Rath.

Der Bürgermeister in Galla voran,
Der fing die Bewillkommungsrede an,

Doch kaum hatt' er einige Worte gesprochen,
So ward er plötzlich darin unterbrochen.

Ein Esel der stand in der Nähe am Rain,
Fing an entsetzlich sein I—A zu schrei'n

Und als der Redner will fahren fort
In seiner Red', nahm der König das Wort

Und sagte: „Soll ich versteh'n einen Jeden,
„Muß Einer hübsch nach dem Andern reden!"

3.

Der Neugeadelte.

Ludwig der Eilfte von Frankreich
Liebte Gesellschaft bei Tische,
Lud sich daher auch tagtäglich
Fremde in buntem Gemische.

Unter allen am meisten
Wurde ein Kaufmann geladen
Und überhäufet vom König
Auch mit anderen Gnaden,

Pochend darauf bat der Kaufmann,
Ihm den Adel zu geben
Und Ihn so über and're
Kaufherrn des Land's zu erheben.

Ludwig ertheilt' ihm den Adel
Auf seine Bitte in Gnaden,
Aber er wurde nun nicht mehr
So wie früher geladen.

Flehentlich bat er den König,
Ihm zu sagen die Gründe,
Was er denn habe verschuldet,
Daß seinen Zorn er verdiente.

Laden kann ich zu Tische
Nur die am höchsten Geschätzten,

Sagte ihm lächelnd der König,
Aber niemals die Letzten.

Früher warst du der Erste
Aller Kaufherrn im Lande,
Jetzt aber bist du der Letzte
In deinem neuen Stande.

4.

Ein juste milieu.

La Motte saß auf Amiens Bischofsitz
Und war ein Prälat voll Geist und Witz,

Einst frug eine hohe Dame ihn frei
Ob sich zu schminken wohl Sünde sei?

Der Kirchenfürst also das Wort darauf nahm:
„Sie haben wohl Ursach zum Scrupel, Madam,

Die Einen nehmen die Sache zu scharf,
Die sagen, daß Niemand sich schminken darf,

Die Andern nehmen es gar zu gelind
Und sagen, das Schminken sei gar keine Sünd'.

Ich glaub', es geh'n beide Theile zu weit,
Den Mittelweg wählen ist recht und gescheidt.

Daher bin ich gern zu erlauben bereit,
Daß Sie sich schminken auf einer Seit'.

Die Wundersäfte.

Ein König sandte dem Andern
  Geschenke mancherlei,
Da waren auch drei Phiolen
  Mit Wundersäften dabei.

Die Säfte sind unschätzbar,
  So schrieb des Königs Hand
Und ihre Wirkung zeigen
  Wird dir ihr Silberband.

Die äußern Zeichen des Alters
  Der erste Saft verscheucht,
Färbt schwarz die grauen Haare
  Und macht die Beine leicht.

Hat man zu viel genossen
  Bei einer Mahlzeit reich
Und fühlt sich krank, so bessert's
  Der zweite Saft sogleich.

Der köstlichste von allen
  Ist aber der dritte Saft,
Denn er verleiht dem Greise
  Die einst'ge Jugendkraft.

Es sandte der Empfänger
  Die Säfte gleich zurück
Und schrieb: Sie sind nicht nöthig
  Zu meines Lebens Glück.

Daß ich bin alt geworden,
Hab' ich noch nicht bereut,
Es Andern auch zu zeigen,
Hab' ich mich nie gescheut.

Nicht kann ein Mann gebrauchen,
Was aus der Zweiten fließt,
Der ißt, damit er lebe,
Nicht lebt, damit er ißt.

Den dritten Saft veracht' ich,
Ich halt's für meine Pflicht,
Nur der Natur zu folgen,
Doch sie zu zwingen nicht.

Des Schneiders Traum.

Ein Schneider war krank und in Todesgefahr,
Da hatt' einen Traum er sehr wunderbar,
Der Engel des Todes da vor ihm stand,
Der trug eine Fahne in seiner Hand,
Die war aus lauter Abschnitzeln gemacht,
Die unrechter Weise er an sich gebracht,
Und mit der Stange schlug ohn' Erbarmen
Er fürchterlich auf den Schneider, den armen,
Der schwur: wolle Gott vor dem Tod ihn beschützen,
So woll' er künftig kein Fleckchen stibitzen,
Und um den Schwur zu halten verläßlich —

— Er wußte, er sei wohl darin sehr vergeßlich,
Hieß er dem Gesellen, daß er ihn mahne
Bei jeder Gelegenheit an diese Fahne.
Er wurde gesund und geraume Zeit
Hielt treu er den geleisteten Eid;
Doch endlich erhielt er zu machen ein Kleid,
Den reichsten Stoff, den er je geseh'n,
Da konnt unser Schneider nicht mehr widersteh'n,
Beim Schneiden fiel einer der größten Flecke
Gleich neben dem Tisch in die Abschnitzecke,
Und als dies bemerkte der brave Geselle,
Den Herrn an die Fahne auch mahnte zur Stelle,
Da sprach er: Sei ruhig, es war im Standart,
Kein einziges Fleckchen von dieser Art,
Auch fehlte, ich sah's, noch ein Fleckchen darein,
Mit dem wird die Fahne erst vollständig sein.

Anerkennung.

Ein Dichter las einem Kalifen
Sehr viele seiner Gedichte,
Und dieser sprach, Beifall lächelnd,
Mit einem zufried'nen Gesichte:
„Recht gut! sehr gut!"

Und weiter liest immer der Dichter,
Und es wiederholt der Kalife,

Jetzt gar seine Hand ihm reichend,
Bewundernd des Geistes Tiefe:
„Recht gut! — sehr gut!“

Der Dichter wird fast schon heiser,
Doch liest er noch fort unterthänig,
Und immerfort wiederholet
Denselben Lobspruch der König:
„Recht gut! — sehr gut!“

Und als das Buch war zu Ende,
Erhebt sich der gütige Richter,
Entfernt sich aus dem Gemache,
Und spricht noch im Abgeh'n zum Dichter:
„Recht gut! — sehr gut!

Der aber steht da ganz ermattet,
Wischt sich den Schweiß von den Wangen
Und spricht: „Anerkennung ist herrlich!
Doch wenn wir nichts weiter erlangen,
Nicht gut! — nicht gut!

Das wohlthätige Pferd.

Kosciusko, der polnische Held,
War auch ein Mann voll Erbarmen,
Zog sich zurück von der großen Welt
Und that viel Gutes den Armen.

Als er niedergeleget das Schwert,
Dacht' er daran nur mit Grauen,
Daß er viel Länder hatte verheert,
Jetzt sucht' er sie zu bebauen.

Einen Kranken der Nachbarschaft
Wollt' er mit Weine beglücken,
Doch mußt' er, da er selbst unwohl war,
Durch einen Andern ihn schicken.

Und er sagte zu seinem Freund:
„Nimm sechs Flaschen, mein Lieber,
Reite damit dann auf meinem Pferd
Zu dem Kranken hinüber!"

Früh am Morgen schon ritt der Freund fort,
War weiter nicht, als zwei Stunden,
Und doch hatt' er sich Abends erst spät
Wieder zu Haus eingefunden.

Kosciusko frug: „Warum so spät?
Sag' mir, was ist denn geschehen?
Sonst pflegt mein Pferd doch ganz ordentlich
Seinen Trab fort zu gehen."

„Was mich zurückhielt," erwiedert der Freund,
„Dieses dein Pferd war es eben,
Soll ich es künftig reiten, mußt auch
Mir deine Börse mitgeben.

Ich traf ein unendliches Volksgewühl,
Denn eben Jahrmarkt ist heute,

Da gab es denn auf dem ganzen Weg
Entsetzlich viel Bettelleute.

Wenn Einer seine Hand aufhielt,
Da blieb das Pferd plötzlich stehen
Und erst wenn ich ihm Almosen gab.
Bracht' ich es wieder zum Gehen.

Ich gab dem Zweiten, dem Dritten auch,
Auch dem Zehnten nicht minder,
Dann aber trieb ich es besser an,
Denn vorwärts wollt' ich geschwinder.

Allein vergebens, es stand und stand,
Wo's eine Hand sah erheben,
Es waren fruchtlos Gerte und Sporn,
Ich mußte geben und geben.

Und endlich fehlte mir kleines Geld,
Da wollt ich durch Schläge es zwingen,
Doch mußt' ich mich stellen, als gäb' ich etwas,
Dann erst war's weiter zu bringen.

D'rum, wenn ich dein Pferd wieder reiten soll,
Um dir zu Dienste zu stehen,
So häng' ihm zugleich einen Beutel an
Mit kleiner Münze versehen."

Kosciusko versetzte: „Ich liebe das Thier,
Es hört jedes Armen Flehen

Und läßt mich, als mein Almosenier,
Einen Dürftigen nie übersehen.

Das glücklichste Reich.

(Am 3. Mai 1848.)

Allüberall geht's d'runter und drüber,
Und dort und da wackelt ein Thron,
Man hört nur von Petitionen,
Crawallen und Rebellion,
Nur in einem einzigen Reiche
Zeigt sich von der Wuth keine Spur,
Dort herrschen die ew'gen Gesetze, —
Und dieß ist das Reich der Natur.

Monarchisch regieret der König
Der Könige oben im Licht,
Und constitutionelle
Beschränkungen fordert man nicht,
Wie Er will, kreisen die Sterne,
Wie Er will, blühet die Flur,
Auch ohne Minister und Krieger
Regiert er das Reich der Natur.

Ein Jeder genießt volle Freiheit
Und alle sind sich auch gleich,
Der König und Herr ist von Allen
Der Liberalste im Reich,

Und wenn mit Kanonendonner
Und Sturm sein Volk er erschreckt,
So preisen sie ihn, denn sie wissen,
Daß er nur ihr Bestes erzweckt.

Das Reich der Natur ist unendlich,
Kein anderes gleicht ihm an Pracht,
Von Millionen von Lichtern
Wird es erhellet bei Nacht,
Gefiederte Unterthanen
Durchfliegen singend die Luft,
Die Erde wimmelt von Thieren
Und Blüthen verbreiten da Duft.

Auch dir, o Mensch, steht dieß Reich offen,
Wo alle Freuden dir blüh'n,
Du bist schon, seitdem du geboren,
Ein freier Bürger darin;
Doch ringst du und kämpfst mit dem Schwerte,
Suchst Freiheit auf blutiger Spur,
O! willst du die wahre erringen, —
So flücht' in das Reich der Natur!

Höflings-Feindschaft.

Der König.

Was thatest du meinen Höflingen denn,
Daß sie immerfort auf dich schmälen,
Und jeden Tag, jede Stunde mir
Neues Böses von dir erzählen?

Der Wessir.

O Herr! Weil ich meinen Gehorsam dir
Bewahre und meine Treue,
Weil ich grade gehe, nicht krieche wie sie,
Recht thue und Niemand scheue;
Weil ichs halte für meine höchste Pflicht
Ueber deine Gesetze zu wachen,
Und weil ich suche durch deine Macht
Deine Völker glücklich zu machen:
D'rum feinden deine Hofherrn mich an
Und suchen mein Leben zu trüben,
Ging' ich mit ihnen die gleiche Bahn,
Dann würden sie sicher mich lieben.

Der König.

O fahre so fort, mein treuer Freund,
Und sieh', wie herrlich die Sonne scheint,
Sie strahlet in gleicher goldener Pracht,
An jedem Morgen vom Neuen,
Wenn auch die häßlichen Vögel der Nacht
Vor ihren Strahlen sich scheuen.

Die beiden Gläser.

Zu Teophil, dem Bischof,
Kam einst ein Candidat
Und bat in aller Demuth
Um seinen weisen Rath.

Er sprach: „Ich geh' zur Kirche
 Und in die Predigt gern
Und höre da voll Andacht
 Die Lehren der geistlichen Herrn.

Doch schwach ist mein Gedächtniß,
 Und bin ich wieder fort,
So ist mir auch entfallen
 Das heil'ge Gotteswort."

Leutselig sprach der Bischof:
 „Geh' dort zum Schranke hin,
Du findest auf der Stelle
 Zwei gleiche Gläser drin.

Nimm eins und trag's zum Brunnen
 Im Garten dann hinaus
Und füll' es an mit Wasser
 Und schütt' es wieder aus.

Und hast du, was ich jetzo
 Dir anbefahl, gethan,
So füll' das Glas von Neuem
 Und leer' es wieder dann."

Und dieß zu wiederholen
 Hierauf noch zehenmal,
Dem jungen Candidaten
 Der Kirchenfürst befahl.

Und als dieß war geschehen,
 So hat der Bischof jetzt
Zusammen beide Gläser
 Auf seinen Tisch gesetzt.

Und sprach: „Sieh beide Gläser
Nun an, mein junger Freund,
Und sage, welches klarer
Und reiner dir erscheint.“

„Das Glas, worin ich Wasser
Gegossen aus und ein,“
Antwortete der Jüngling,
„Ist noch einmal so rein.“

Den Bischof nun umstrahlt' es,
So wie ein Heil'genschein,
Er sprach: „Glaub' mir, so wird's auch
Mit deiner Seele sein;

Du sahst, kaum ein'ge Tropfen
Verblieben in dem Glas,
Doch wurd' es auch gereinigt
Durch dieses wen'ge Naß.

So auch, mein Sohn, wenn öfters
Du Gottes Stimme hörst
Und wenn du auch die Worte
Nicht merktest und verlörst,

So wird doch deine Seele
Gestärket wunderbar
Und durch die Kraft des Glaubens
Gereinigt hell und klar.“

Orientalische Granaten zu einem Diadem für Könige.

(Am 12. Mai 1848.)

I.

Aufklärung.

Der Wessir.

O Herr! der du die Wissenschaft beschützest,
Mit aller Macht die Künste unterstützest;
Der du dein Volk stets suchest aufzuklären,
Glaubst du dadurch dein und ihr Glück zu mehren?

Der Schah.

Gewiß, wo Kunst und Wissenschaft gedeiht,
Da herrschet auch die wahre gold'ne Zeit.

Der Wessir.

Glaubst du, das Volk wird dann gehorsam sein?

Der Schah.

O ja, denn wird es aufgeklärter sein,
So sieht es der Gesetze Wohlthat ein.

Der Wessir.

Glaubst du, daß sie dann besser ihren Pflichten
Nachkommen, ihre Steuern zu entrichten?

Der Schah.

Ja; denn sie werden seh'n, weil sie verständig,
Daß ich nur das begehre, was nothwendig.

Der Wessir.

Glaubst du auch, daß dein Heer mit mehr Verstand
Sich muth'ger schlagen wird für's Vaterland?

Der Schah.

Auch das, weil sie bei größerem Verstand
Auch lieben werden mehr ihr Vaterland.

Der Wessir.

Und die Gelehrten, Herr, du kennst sie nicht,
Sie werden halten über dich Gericht,
Sie werden überall Gebrechen finden
Und deine Fehler deinem Volk verkünden.

Der Schah.

Ganz recht, ich wünsche sehr dieß soll geschehen,
Ich lerne kennen, was ich hab versehen
Und werde künftig nicht mehr es begehen.

Der Wessir.

Hoffst du denn auch, daß einen Dank du findest,
Wenn du den Strahl des Lichts dem Volk entzündest?

Der Schah.

Blick auf zur Sonne, sie verbreitet Licht
Und wärmet, aber Dank begehrt sie nicht!

II.

Die Jagd.

Der König ruhte aus vom Jagen
Und fühlte nach einem Wilpret Behagen,

Sogleich bereitete man ein Gericht,
Doch fehlte das Salz, und es schmeckte ihm nicht.

Er sandte daher in ein Dorf in der Nähe,
Damit man dort Salz zu bekommen sehe.

Doch gab er dem Boten Befehl sehr scharf,
Daß er's ohne Zahlung nicht nehmen darf.

Ein Höfling bemerkte katzbuckelnd sehr fein,
Was wird's um ein Prischen Salz denn auch sein?

Still! schrie der König, bezahlt will ich's han,
Denn wenn aus dem Garten vom Unterthan

Der König auch nur einen Apfel nimmt,
So haut am andern Tage bestimmt

Das Hofgesinde, — ich kenn' das Geschmeis,
Die Bäume um bis auf's letzte Reis.

III.

Väterliche Lehre.

Ein Königssohn brachte beim Vater
Gerechte Klage an:
„Ein Kecker hat meiner Mutter
„Entsetzlich wehe gethan.
„Hat öffentlich sie verläumdet,
„Und Böses behauptet von ihr.
„Ich darf es als Sohn nicht dulden,
„Und ford're Rache dafür!"

„„Mein Sohn,““ versetzte der König,
„„Zwar ist die Beleidigung schwer;
„„Doch thätest du deiner Mutter
„„Viel weher noch als Er.
„„Du würdest dem Volke zeigen,
„„Trifft ihn das Racheschwert,
„„Sie habe Dich nur bestrafen,
„„Und nicht verzeihen gelehrt.““

IV.

Irrthum,

Wenn eine Sonnenfinsterniß
Sich ließ am Himmel sehen,
So glaubte man in Persien
Ein Unglück wird geschehen.

Bei einer Sonnenfinsterniß
Ward auch in alten Tagen
Das Heer des Königs Cosroes
Vom Feind total geschlagen.

Es waren Sonn und Himmel zwar
Nicht gegen sie verschworen,
Der Irrthum trug die Schuld, wodurch
Sie ihren Muth verloren.

Der Irrthum kann sehr heilsam sein
Für einzelne Personen,
Doch unheilbringend ist er stets
Für ganze Nationen.

V.

Prinz und König.

Ein Kronprinz war den Künsten sehr hold
Und lohnte die Künstler verschwendrisch mit Gold.

Natürlich, daß also ihr Lobgesang
Für Seine Hoheit die Lüfte durchdrang.

Doch als sein Vater den Tod fand im Krieg
Und er den Thron des Reiches bestieg,

Da fanden die Künstler, die kamen in's Schloß,
Der Lohn sei nicht mehr wie früher so groß.

Und als ihm Einer der Höflinge sagte,
Daß sich ein Künstler darüber beklagte,

Da sprach der König: „Thu' folgenden Grund
„Dem unzufriedenen Künstler kund:

„Als Kronprinz durft' ich nicht sparen eben,
„Da hab' ich mein eigenes Geld gegeben,

„Jetzt aber wäre Verschwendung gefehlt,
„Als König gäb' ich des Volkes Geld."

Reise-Eindrücke.

I.

Für Reisebeschreiber.

Wer einen Tisch für viele decket,
Muß setzen drauf ein Quodlibet,

Daß Jeder findet, was ihm schmecket
Und Keiner hungrig weiter geht,
Die Gaumen sind wohl sehr verschieden
Und Allen recht thun, ist wohl schwer,
Denn was den Einen stellt zufrieden
Darüber schimpft der Andre sehr.

Auf meine Tafel will ich tragen
Der Reisespeisen mancherlei:
Für Fräuleins, die gern seufzen, klagen,
Hab' ich romantisch süßen Brei,
Lachlust'ge sollen bei mir finden
Von Anekdoten ein Ragout,
Und Leckermäulern winket Zucker=
Gebäck, gehüllt in Verslein, zu.

Die gut verdauen, sollen haben
Der Meinung derbe Hausmannskost,
Für schwache Magen laß' ich braten
Mein Urtheil gerne auf dem Rost,
Für Künstler, die vom Ruhme zehren,
Brat' eine Wurst aparte ich,
Und für Verfinsterer der Zeiten,
Da finden wohl auch Krebse sich.

Für Advokaten wird das Beste
Ein Hecht, ein großer Raubfisch sein,
Soldaten lade ich auf Waffeln
Und guten Mordianer ein.

Den Kritikern und Rezensenten
  Will Prügelkrapfen ich spendir'n,
Doch nichts hab' ich für Homöopathen,
  Weil selber sie mit Nichts kurir'n.

II.

Auf der Eisenbahn.

O Dampf! was hast durch deine Macht
Du Großes schon hervorgebracht,
  Seit dich die Menschen zwingen,
Erhält die neue matte Zeit
Durch dich mehr Kraft und Schnelligkeit
  Und mehr wird noch gelingen.

Mit Dampfe wird man Häuser bau'n,
Dem Dampfe sich als Arzt vertrau'n,
  Mit Dampf die Luft bereisen.
Mit Dampfe mahlen wunderbar,
Mit Dampfe dichten auch sogar,
  Den Dampf vielleicht auch speisen.

Vielleicht daß es auch arrivirt,
Daß man allein mit Dampf regiert
  In raffinirten Staaten,
Und daß man Krieg führt nur mit Dampf,
Dann braucht man auch zu einem Kampf
  Nur lauter Dampfsoldaten.

Kann sein, es kommt einst gar so weit,
Daß man kann jeden Rechtesstreit
Mit Dampfe schnell austragen,
Wie glücklich wär die Welt sodann,
Da sie der Advokaten kann
Auf immer sich entschlagen.

Statt Griechisch und Latein nach Brauch
Geschichte, Mathematik auch
In succum zu vertiren,
Darf der Student dann ganz allein
Mit aller Kraft dem Dampf sich weih'n
Und diesen nur studieren.

Wenn's nur geschieht, daß man recht bald
Mit Dampf auch seine Schulden zahlt,
Denn ach, das Ding erschwert sich.
Es wird das liebe bare Geld
Alltäglich wen'ger in der Welt,
Der Dampf jedoch vermehrt sich.

Doch weil, bis dieses arrivirt,
Noch lange Zeit verfließen wird,
Und viel wird sein zu kämpfen,
So rath' ich, daß auf jeden Fall
Vorerst die Leidenschaften all'
Ein Jeder such' zu dämpfen.

III.

Lebewohl an Dresden und Leipzig.

Zwei Städte im lieblichen Sachsenland,
Die schließen um mich der Erinnerung Band.

Dich, Dresden, möcht' ich die Freundliche nennen,
Dich, Leipzig, lernt' ich als Lebhafte kennen.

In beiden fühlt' ich mich fröhlich und frei,
Das Erste war alt mir, das zweite doch neu.

Die hohe Herrin am Elbestrand
Hat den kleinen Poeten der Donau gekannt.

Ihr freundlicher Blick, ihr günstiges Wort,
Die werden stets leben im Herzen mir fort.

Und Alles, was nach dem Berge strebt,
Auf dem sich das Pferd mit den Flügeln erhebt,

Die sonst sich zerzausend kommen in's Haar,
Die flochten mir drein ein Kränzchen sogar;

Und wo ich geglaubt, einen Richter zu seh'n,
Da sah einen Bruder ich vor mir steh'n.

Lebt wohl und nehmet des Fremden Dank,
Ich liebt' Euern Ernst und Ihr meinen Schwank.

Ich hab' Euch schon früher mit Achtung genannt,
Jetzt lieb' ich Euch Alle, da ich Euch erkannt.

Ja, um sich zu kennen, um sich zu versteh'n,
Muß man sich nicht lesen, man muß sich seh'n.

IV.

Nachdem ich Weimar gesehen.

Ich sah eine Stadt, eine Stadt nicht gar groß,
Doch daß ich sie sah, dafür nähm' ich kein Schloß.

Ist sie auch bei Nacht nicht beleuchtet wie Wien,
So ist doch bei weitem mehr Aufklärung d'rin.

Und wenn man auch nicht viel mit Leuten verkehrt,
Die wenigen, die man da sieht, sind viel werth.

Fiaker gibt's nicht, doch wozu einen Wag'n,
Man wird ja hier so auf den Händen getrag'n.

Es sitzt auf dem Thron ein verehrliches Paar,
Im Herzen so milde, im Blicke so klar.

Der Herr, das Recht schützend mit mächtiger Hand,
Die Herrin, Schutzengel der Künste im Land.

Und rings um den Thron stehen Männer im Kreis,
Dem Vaterland widmend so Wissen als Fleiß.

Doch wenn sie getragen des Amtes Last,
So suchen im Schooße der Künste sie Rast.

Frau'n, so wie sie sind, könnt Ihr überall schau'n,
Doch hier seht Ihr, wie sie sein sollen, die Frau'n.

Sie sind gebildet für Ernst und für Scherz
Und weiblich wird ihr Verstand durch ihr Herz.

Herbei aus allen Reichen und seht
Wie der Dichter hier mit dem Könige geht,

Ja neben den Särgen der Fürsten verlieh
Man Plätze den Fürsten der Poesie.

Ich preise mich glücklich, daß ich dich geseh'n
Hochherrliches Weimar, du deutsches Athen!

Daß ich gestanden in jenem Haus,
Wo der größte Dichter ging ein und aus.

Daß ich die heiligen Särge berührt,
Die Deutschland voll Stolz mit Lorbeern geziert.

Daß ich gesprochen das Herrscherpaar,
Das diesen Großen Mäcenas war.

Geworden bist du ein Asyl jeder Kunst
Durch Freiheit des Wortes und Fürstengunst,

In diesem Moment, da mein Lied dich preist,
Ergreift mich auch ein prophetischer Geist:

Du Weimar wirst blühen im steten Flor,
Jed' Haupt sich entblößen an deinem Thor.

Die Deutschen werden wallen zu dir
Und Nationalstolz sich holen hier.

Die Asche, verschlossen in deinem Schrein,
Wird Funken erweckend der Nachwelt sein.

Und wie du die Einen sahest vergeh'n,
Wirst sehen die Andern du aufersteh'n.

V.

Nachruf an Berlin.

Du große herrliche Stadt an der Spree,
Ich sag' dir mit schwerem Herzen Ade.

Sie faseln und scherzen so gern in Wien,
Sie witzelten viel über dich auch, Berlin.

Jetzt biet' ich den Witzeleien wohl Trutz,
Jetzt nehm' ich, Berlin, dich in meinen Schutz.

Sie sagen, du liegest mitten im Sand,
Mir hat man den Weg dadurch liebreich gebahnt.

Sie sagen, dir sei schöne Gegend nicht nah,
Doch Schönes wird schöner, ist schönres nicht da.

Das Essen, meinen bei uns sie in Wien,
Sei nicht deine stärkste Seit', o Berlin,

Mein Wienermagen, ich muß es gesteh'n,
Ließ aber sich's hier recht vortrefflich gescheh'n.

Gleichviel, wenn man m i ch auch statt m i r sagen thut,
Man hatte m i r lieb und man war m i ch hier gut.

Kurz, was ich gehabt und geliebet in Wien
Das hatt' ich und liebt' ich auch hier in Berlin.

Das Volk, sah ich, liebt seinen Herrscher sehr,
Da war mir's, als ob ich zu Hause wär'.

Man gibt Schauspiel, Oper, Ballet auch dazu,
Das Publikum klatschet c'est tout comme chez nous.

So wie in Wien schnupfen und rauchen die Herrn,
So wie in Wien putzen die Damen sich gern.

Es kommen Journale heraus in Berlin
Und diese lügen auch so, wie in Wien.

In beiden Städten war Vieles noch gleich,
Doch sag' ich Euch jetzt, was mir neu war bei Euch.

Die herrlichen Gassen, so breit und so lang,
Hier fühlt man sich frei, bei uns wird Einem bang.

Die Denkmäler, die Ihr den Helden gesetzt,
Bei uns wird der Held nur im Stillen geschätzt.

Daß Ihr der echten Musik noch treu,
Bei uns aplaudirt man nur Gurgelei.

Vor Allem doch hat man mich nie in Wien
So liebreich behandelt, wie hier in Berlin.

Das Sprichwort, Ihr bewiest es mir klar,
In patria nullus propheta ist wahr.

Nehmt meinen Dank, die Ihr freundlich die Hand
Dem Fremden gereichet in fremdem Land.

Und wie's an der Donau auch gut mir mag geh'n,
Die Spree muß ich einmal noch wiederseh'n.

VI.

Rheinfahrt.

Wenn du den Vater Rhein nicht lerntest kennen
Von Köln bis Mainz, und all die Herrlichkeit,
Die hier Natur und Land und Wasser beut,
Bedauern muß ich dich und arm dich nennen.

Durch alle Erdentheile darfst du rennen,
Auf Berge hoch, durch Thäler schön und breit,
Und rennst du deine ganze Lebenszeit,
So Herrliches wird Gott dir nicht mehr gönnen.

Ein jeder Punkt wird dir die Reise lohnen,
In jedem Dörfchen möchtest gerne wohnen,
Die Luft einhauchen und im Wasser baden.
Du staunst und willst erst laut dieß Staunen künden,
Dann schweigst du, da du Worte nicht kannst finden
Und preisest stille Gottes Macht und Gnaden.

Das Gottesurtheil.

Ballade.

In jenen alten abergläub'gen Zeiten
Sah man ein Ehpaar längst dem Fluße schreiten,
Des Mannes Miene war finster und wild,
Des Weibes Miene war ruhig und mild,
Sie trugen ein Kindlein auf einem Schild.

Sie blieben endlich stehen, wo die Wogen
Mit lautem Brausen stürmisch weiter zogen,
Da sprach der Mann: „Jetzt ist der Augenblick da!"
Die Frau frug: „Du willst's?" er antwortete: „Ja!
Gott wird entscheiden, der Alles sah."

Die Frau trat weinend hin zu ihrem Kinde
Und sprach: „Mann! Gott verzeih' dir die Sünde,
Doch weil der Zweifel dich quälet, so thu's!"
Dann gab ihrem Kindlein sie noch einen Kuß
Und er trug es mitten hinein in den Fluß.

Den Schild hielt er in hocherhob'nen Händen,
Zu fragen schien sein Blick: „Soll ich vollenden?"
Doch sie stand am Ufer mit ruhigem Blick
Und winkte dem Manne bejahend zurück,
Da rief er: „Erfülle dich denn, o Geschick!"

Den Schild, worauf das Kind, sieht man ihn stellen
Erbarmungslos auf die erzürnten Wellen,

Und alle, die rund um im Kreise steh'n
Und dieses entsetzliche Schauspiel seh'n,
Zu Gott für die Rettung des Würmleins fleh'n.

Und nur die Mutter, mit gekreuzten Armen,
Steht so, als ob sie fühlte kein Erbarmen,
Am Ufer starr sieht nach dem Kinde sie her,
Als ob dafür gar nichts zu fürchten wär'.
Gefühllose! hast du kein Mutterherz mehr?

Und ruhig glitt den Fluß gleich einem Nachen
Der Schild hinab, den Engel wohl bewachen,
Und als dieß geschehen war längere Zeit,
Da kniet das Volk nieder und jubelt und schreit,
Du sprachst nun, o Herr, sei gebenedeit!

Der Mann fing auf das Kindlein wieder
Und legt' es schlafend vor der Mutter nieder,
Und diese, vor Freude sich kaum bewußt,
Jetzt erst ganz fühlend den nahen Verlust,
Drückt es voll Entzücken an ihre Brust.

Der Gatte stürzte zu der Gattin Füßen,
Rief: laß mich nicht für meinen Zweifel büßen,
Alberga! Alberga! du warst mir treu,
Gott selber sprach vom Vergehen dich frei,
Verzeih, geliebte Gattin, verzeih!

Sie aber rief: „Zurück und nicht begehre
Verzeihung für den Schimpf auf meine Ehre,

Ergeben war ich dir treu und rein,
Das Kind gehört jetzt nur mir allein,
Doch nimmer kann ich deine Gattin sein.

Der Freigebigste.

(Orientalisch.)

Drei Männer gab es im Orient,
Die vor Allen man die Freigebigen nennt.
Ein Mann versuchte sie alle drei,
Zu sehen, wer der Freigebigste sei,
Er ging zuerst zu Abdollah hin,
Der hatte gerad eine Reise im Sinn,
Den Fuß setzt er eben im Steigbügel ein,
Da trat der Mann in den Hof hinein,
Er sprach: „Ich bin ein Reisender, Herr,
Kann aber leider nicht weiter mehr,
Ich habe kein Geld und bin auch so matt,
Ich komme nicht mehr bis zur nächsten Stadt"
Abdollah stieg von seinem Kameele im Nu
Und schenkte ihm dieses und Gold dazu.
Der Mann gestand bei sich selber ein,
Man könne kaum freigebiger sein.

Dann ging er zn Kis, den er schlafend fand,
An seiner Thüre ein Sklave stand,
Zu diesem sprach er: „Wo ist dein Herr,
Ich hätt' an ihn ein demüthig Begehr." —

„Er schläft," — sagte dieser — „im Zimmer hier,
Doch sage dein Begehren nur mir." —
„Ich bin ein armer reisender Mann
Und habe kein Geld, daß ich weiter kann." —
„Da brauch' ich den Herrn zu wecken nicht,
Zu helfen für ihn ist meine Pflicht."
Gab ihm einen vollen Beutel im Nu,
Ein Kameel und Sattel und Zeug dazu,
Und als der Herr war vom Schlaf erwacht
Und ihm der Sklave hat kund gemacht,
Was während des Schlummers geschehen sei,
Belohnt' er und ließ auf der Stelle ihn frei.
Der Reisende sprach: „Der Kis ist fürwahr
Freigebiger noch, als Abdollah es war."

Noch ganz der höchsten Bewunderung voll
Kam der Reisende dann zu Garabotol,
Der ging eben aus der Moschee heraus,
Zwei Sklaven führten den Blinden nach Haus,
Und da ihn nun der Versucher begrüßt,
Ihm sagt, daß er ein armer Reisender ist,
Sprach Garabotol: „Ach! Geld hab' ich nicht,
Doch ist es dir Armen zu helfen mir Pflicht,
Das Einzige, was noch geblieben mir
Von Allem, sind diese zwei Sklaven hier,
Die mich getreu beschützt und bewacht,
Und die mich geführt durch die finstere Nacht;
Nimm hin sie, sie können dir nützlich sein!"
Er machte sich los und tappte allein

Hin nach der Mauer.
Und diesen Mann
Erkannte man für den freigebigsten an.

Safranflecken und Tintenflecken.

Ein Wessir bemerkt' auf seinem Kleide
Mehre gelbe Safranflecken,
Alsogleich bemüht' er sich, mit Tinte
Sorgsam sie zu überdecken.

„Herr! verzeih' mir meine große Kühnheit," —
Sprach der Sklave, der ihm diente, —
„Du verdirbst den schönen reichen Kaftan,
Denn es frißt sich durch den Stoff die Tinte."

„Laß mich nur!" — antwortete der Herr ihm, —
„Lieber geh' mein Kleid in Fetzen,
Als daß ich mich selber vor dem Volke
In Verdacht, in falschen, sollte setzen.

Von den Safranflecken kann man glauben,
Daß sie kämen von dem Weine,
Und da hätt' ich des Propheten Vorschrift
Uebertreten nach dem Scheine.

Aber Tintenflecken zieren Jene,
Die bezahlt sind so, wie ich, für's Schreiben,
Darum mögen auch die Tintenflecken
Nur in meinem Kaftan bleiben."

Politische Ein- und Ausfälle.

(Am 5. August 1848.)

Einer für Viele.

„Nur mehr Militär! nur recht viel Militär!
„Um Ungarn recht bald zu bezwingen,
„Nur durch Massen kann es gelingen!"
So schallt es von allen Seiten her;
Ich bin damit einverstanden recht sehr,
O möchte sich Alles erheben,
Und Alle wagen ihr Leben,
Doch glaub' ich, daß es noch besser wär',
Wenn Gott uns zu all' diesem Militär
Noch einen Radetzky möcht' geben.

Rechts und Links.

Mag rechts oder links ein wackerer Mann
In einer Versammlung auch sitzen,
Auf den Sitzpunkt kommt es wahrlich nicht an,
Er kann allüberall nützen.
Doch wißt Ihr, woraus das Unglück fließt,
Daß Deutschland so stark wird gefährdet?
Weil die Linke nicht weiß, was das Rechte ist,
Und weil die Rechte sich linkisch gebehrdet.

Geschwornengerichte.

Es werden die meisten der neuen Gerichte
Mit Recht Geschwornengerichte genannt,

Sie sind ja geschworne Feinde der Guten,
Und haben die Schlechten unschuldig erkannt.

Persepolis und Ungarn.

Es ward einst in Persepolis
Das Feuer hoch verehret,
Und eben dies Persepolis
Vom Feuer ward's verzehret,
Es wird dir, Ungarn, wirst schon seh'n,
Mit Kossuth eben so ergeh'n.

Schwert und Feder.

Es war zu einem großen Streit gekommen
Jüngst zwischen einer Feder und dem Schwert,
Ein jedes, von sich selber eingenommen,
Versuchte zu erproben seinen Werth.
Sie stritten lange, keines wollte weichen,
Und jedes wollte sich des Sieges freu'n,
Es drohte schon das Schwert mit blut'gen Streichen,
Die Feder tunkte schon zum Schreiben ein,
Da führte noch das Schwert Radetzky's Thaten,
Die Feder seine Worte für sich an,
Zu Ende war der Streit; denn beide hatten
Vereinet sich in diesem selt'nen Mann.

Der Bauer im Reichstag.

Ich habe einen enormen Gehalt,
Zweihundert Gulden monatlich,
Dafür sitz' in dem Reichstag ich,

Und brauche mich in nichts zu mischen,
Nur wenn das Wort Entschädigung schallt,
Muß ich zur Linken zischen.

Nativität.

Kennt Ihr den lieben Magister?
Professors Besoldung genießt er,
Doch auf seine Pflichten vergißt er,
Ein schändlicher Mensch, ein wüster,
Ein großer Heuchler auch ist er,
Die Aula horcht auf sein Geflüster
Und machte ihn gern zum Minister,
Die Könige spießt er und frißt er
Der schlechte, entartete Priester,
Sein Name, Ihr wißt es, ist Füster.

Welche Tugenden machen einen Herrscher glücklich?

Dschemschid sprach einst zu seinem Wessir:
„Sei aufrichtig, Freund, und erkläre mir,
Was muß ein Herrscher denn wohl für Gaben,
Damit man glücklich ihn nennen kann, haben?"
„Es gibt," — sprach dieser — „der Tugenden viel,
Doch zwei nur führen zu diesem Ziel:
Hat ein Herrscher Muth und Kraft im Verein,
So wird er ein großer Eroberer sein;
Den Klugheit und Gerechtigkeit zieren,
Der wird sein Land vortrefflich regieren;

Doch hat er Großmuth und Mild' im Verein,
So wird er ein Vater des Vaterlands sein,
Und da seine Völker ihn lieben werden,
So wird er der glücklichste sein auf Erden."

Gelächter der Hölle.

(Im Dezembrr 1848.

War immer ein Freund von Schwänken und Späßen,
Und hat man was Lustiges vorgebracht,
So hab' ich auf alle Trübsal vergessen,
Und recht aus vollem Halse gelacht,
Wo sind die herrlichen Zeiten hin?
Ich fühle, daß ich ein Anderer bin.
Auch gibt's jetzt andere spassige Sachen,
Worübet ich leider nur grimmig kann lachen.

Wenn bei den Studenten ein Schuft sich zeiget
Und sagt, daß er einen Minister erschlug,
Und Niemand fängt ihn und Alles schweiget,
Und Bravo's erschallen sogar anstatt Fluch.
Zwei Tage nachher aber sagt ein Plakat,
Daß der Mord die Studenten entrüstet hat;
Da ist es doch klar, daß sie Spaß wollen machen,
Doch kann ich darüber nur grimmig lachen.

Wenn dreißig Tausend zum Schutz sich vereinen
Für Kaiser und für Constitution,

Und wenn dann viel weniger Schlechte erscheinen,
Und sprechen der Ordnung und Sicherheit Hohn,
Und man trifft von den dreißigtausenden dann
Auch nicht einen einzigen muthigen Mann,
Und es siegen so über die Stärkern die Schwachen,
Da kann ich darüber nur grimmig lachen.

Wenn man entwaffnet die rohen Gewalten
In jedem andern vernünftigen Land,
Und wenn sie in Wien es ganz anders halten,
Und geben die Waff' ihnen selbst in die Hand,
Und wenn sie behaupten der Jelacic sei
Verräther, weil er Oesterreich treu,
Dagegen mit Kossuth ein Bündniß machen,
Da kann ich nicht anders als grimmig lachen.

Und wenn nach all' den Thaten der Schande,
Womit Wien in sein Verderben gerannt,
Und welche in republikanischem Lande,
Sogar als Verbrechen würden erkannt:
Der Reichstag es wagt zu behaupten, es sei
Ganz ruhig und Wien seinem Kaiser treu,
Es steh'n auf legalem Boden die Sachen,
Da kann ich wieder nur grimmig lachen.

Doch wenn ich gelacht, dann ergreift mich der Schmerz,
Und Wehmuth füllt meine ganze Seele,
Es zieht sich krampfhaft zusammen mein Herz,
Wenn ich die unschuldigen Opfer zähle,

Die jenen Schurken, die schlecht gesinnt,
In ihr Verderben gefolget blind;
Weil diese Verführten mir schuldlos erscheinen,
So muß über sie ich recht bitterlich weinen.

Homsiaden.

I.

Es gab auch einst im Orient
Nicht lauter Kluge und Gescheidte,
Da war ein Städtchen, das hieß Homs,
Da gab es lauter dumme Leute,

Dort sammelten die Dichter sich
Einst in des Musentempels Hallen
Und ließen zu der Sinne Lob
Gesänge mancherlei erschallen.

Der Eine pries die Nase hoch,
Er schrie: „Es gränzt an's Wunderliche,
Daß man mit diesem spitzen Ding
Kann schlürfen alle Wohlgerüche.

Ein And'rer wieder hielt den Mund
Für lobenswerther und für besser,
Weil er den Magen gut versorgt,
Der Sänger war ein tücht'ger Fresser.

Der Dritte pries die Augen sehr,
Er sprach: Ihr müßt es doch gesteh'n,
Daß wir nur durch das Aug' allein
Die vielen schönen Frauen seh'n

Der Vierte sprach: Vor Allem würd'
Ich das Gefühl am meisten ehren,
Oft thuts so wohl, wenn nur nicht auch
Die dummen Bambusröhre wären.

Nur von den Ohren wußten sie
Zu sagen nichts in dem Gesange,
Sie wußten nicht wozu sie gut
Und hatten selber doch so lange.

Da kam ein Schneider her des Wegs
Und beugt sich vor den hohlen Schädeln,
Setzt sich und in das Nadel o h r
Seh'n sie den Faden ein ihn fädeln.

Sie staunen, schau'n und durch's Gehirn
Zuckt's ihnen jäh gleich einem Blitze
Und Alle schrei'n: Allah! du zeigst
Uns jetzt, wozu das Ohr ist nütze.

II.

Als Dschahis kam nach H o m s vom Land,
Er das Volk da weinend und klagend fand.

Sie standen um einen großen Tisch
Und bei ihnen ein Knäblein gesund und frisch.

Und auf dem Tische ein Krug da stand,
D'rin hatte der Knabe die rechte Hand.

Er war mit der Hand in den Krug gefahren,
Weil drin eine Menge Pistazien waren.

Die Pistazien wollt' er nicht lassen mehr aus,
So bracht' er die Faust aus dem Krug nicht heraus.

Da nun das Knäblein des Fürsten Sohn war,
So gab's für das Land eine große Gefahr.

Darum lamentirte das Volk so sehr,
Sie wußten sich gar nicht zu helfen mehr.

Die Aerzte, die man ließ rufen her,
Die wußten auch nicht, wie zu helfen wär'.

Und sollte der Knabe nicht länger leiden,
So müsse man ihm seine Hand abschneiden.

Da hob Dschahis von der Erd' einen Stein
Und schlug den Krug damit plötzlich ein.

Der Knabe hatte die Hand wieder frei
Und die Homser erhoben ein Lobgeschrei.

Und als dem König dieß war bekannt,
So hat er den Dschahis zum Leibarzt ernannt.

Mein Vaterland.

(Im September 1848.)

O schöner März! die Freiheit war gewonnen,
Drei Tage waren ein Jahrhundert Zeit,
Des Kaisers Herz war alles Segens Bronnen,
Man bat, er war zum Geben schnell bereit,
Jetzt, dacht' ich, werden wir am Licht uns sonnen,
Dem nun gewichen war die Dunkelheit,
Und mit Entzücken, das ich nie empfand,
Rief ich: Heil dir, mein theures Vaterland!

Ich sah die muth'ge Jugend Wien's sich schaaren,
Um das, was sie so herrlich uns errang,
Auch fest für alle Zukunft zu bewahren,
Und wenn die Fahne sie für Ordnung schwang,
Da träumt' ich ferner nicht mehr von Gefahren,
Mir war vor böser Aenderung nicht bang,
Mir bürgte Einigkeit für den Bestand,
Noch immer rief ich: Heil dir Vaterland!

Da sah ich endlich Wünsche und Begehren,
Zersplitternd nach dem eigenen Vortheil sich
Tagtäglich, ja selbst stündlich sich vermehren,
Vor kleinen Zwecken jener größte wich,
Und leider sah ich alle auch gewähren
Und diese Milde war mir fürchterlich,

Weil Recht und Unrecht gleich Befried'gung fand,
So bangte mir für dich, mein Vaterland!

Und jetzo warfen feindliche Gewalten
  Mit Wort und Gold sich in das Rad der Zeit,
Die Jungen wurden plötzlich nun zu Alten
  Und machten sich zu Herrn der Sicherheit,
Die Andern sah man schweigen und erkalten;
  Wer schwieg, hatt' unrecht, recht nur der, der schreit,
Man forderte mit Waffen in der Hand,
Da ward mir bänger um Dich, Vaterland!

Doch als sie das Erstürmte dann besaßen,
  Da drückte sie die Gabe, weil sie sah'n,
Daß sie der Mann der Liebe nun verlassen,
  Das öst'erreich'sche Herz es brach sich Bahn,
Sie wollten all' Errung'nes wieder lassen,
  Und riefen reuevoll den Herrn heran,
Als ich mein Volk so herzlich wieder fand,
Da rief ich nochmal: Heil Dir, Vaterland!

Mit einmal war der schöne Traum verschwunden,
  Es machte Trotz sich vom Gefühle frei,
Es rief die Wissenschaft in wenig Stunden
  Die roh'n Gewalten sich zum Schutz herbei,
Sie schlugen ihrem Lande tiefe Wunden,
  Die bluten werden immerfort auf's Neu';

Mit einem Schmerze, den ich nie empfand,
Rief jetzt ich: Weh' Dir, armes Vaterland!!

Weiber haben keine Seelen.

Ein Muselmann sagte: Es hätten die Weiber
Gar keine Seelen, nur eitel Leiber.

Das wurmte die Frauen über und über
Und sie führten beim Rathe Klage darüber.

Dem Mann ward befohlen, daß er erscheine,
Und sich erkläre, wie er das meine.

Er sagte: „Ich kann es beweisen mit Gründen,
Daß keine Seelen bei Weibern zu finden.

Es ist in den heiligen Büchern zu lesen:
Im Himmel sei Stunden lang Stille gewesen.

Nun ist doch auf jeden Fall anzunehmen,
Daß einige Frau'n in den Himmel kämen;

Weil aber Stunden lang Stille war dort,
So ist gewiß keine am himmlischen Ort."

Zum Sieges-Festmahle in Lilienfeld.

(Am 3. Oktober 1849.)

Die Zeit war böse, welche jüngst verronnen,
Der Muth, der auch in unser'm Land entbrannt,
Er hatte zwar die Freiheit uns gewonnen,
Allein von Vielen wurde sie verkannt;
Und statt in ihrem Strahle sich zu sonnen,
Ward sie zu bösen Zwecken angewandt,
Sie wollten Oesterreich im Grund erschüttern
Mit seinen Theilen seine Kraft zersplittern.

Ich schweige von den Gräueln, die geschehen,
Laßt diese Wunden all' vernarbet sein!
Wer kann ganz frei sich sprechen von Vergehen?
Ein Schleier hülle Alles Ueble ein;
Nur in die Zukunft wollen jetzt wir sehen,
Und uns der süßen, frohen Hoffnung weih'n,
Es werde all' das Böse, was verflossen,
Uns lehrend führen zu dem Freien, Großen.

Je tiefer unser Oest'reich schien zu fallen,
Je höher schwang es jetzo sich empor,
Je mehr der Muth schon sank' den Guten allen,
Je glänzender trat seine Kraft hervor;
Wie auch allüb'rall Schreckensrufe schallen,
Wie auch allüberall der Aufruhr gohr,
Ob alle Furien auch ihre Fackeln schwangen,
Ist Oest'reich siegreich doch hervorgegangen.

Wem danken wir's, daß wir so glücklich waren?
  Den Feldherr'n, die vereinet Geist mit Muth,
Dem treuen Heere, trotzend den Gefahren
  Und opfernd ihrem Vaterland ihr Blut,
Der Macht im Norden, welche ihre Schaaren
  Gesandt, zu dämpfen der Empörung Glut,
Und Gottes Beistand, der vom Wolkenthrone
Gesegnet unser Reich und uns're Krone.

Es ist vollbracht! — Laßt uns die Gläser heben,
  „Der Kaiser lebe hoch!" ruft aus mit mir,
Radetzky, Haynau, Jellachich soll'n leben,
  Sie, aller Helden, aller Zeiten Zier,
Und unser ganzes Heer, das treu ergeben
  Focht für das Recht mit seltner Kampfbegier.
An uns ist's nun, das Aeußerste zu wagen,
Daß diese Siege gold'ne Früchte tragen.

Das neue alte Wien.

Eine Betrachtung.

(Am 28. November 1849.)

Bin achtzehn Monate ferne gewesen,
Und habe nur immer Schlimmes gelesen
  Von meinem lieben und lustigen Wien,
So daß mich's erfüllte mit Schmerz und mit Grauen
Und daß ich nicht mochte die Vaterstadt schauen,
  Wo Alles verändert zu haben sich schien.
Doch endlich wurde vor Sehnsucht mir enger
Die Brust, ich konnt es ertragen nicht länger,

Ich mußte beschwicht'gen des Herzens Sturm,
Ein echter Wiener — ein jeder wird's wissen —
Kann seinen Graben und Kohlmarkt nicht missen,
Und sein schönster Baum ist der Stephansthurm.
Ich kehrte zurück. — Ach! ich muß es wohl sagen,
Ging Anfangs mit Scheu nur und Mißbehagen
Durch alle die Gassen und Gäßchen entlang,
Und wenn ich die Spuren von Kugeln gewahrte
Viel Männer sah mit langmächtigem Barte
Und wenn auf den Hof mich führte mein Gang,
Und wenn ich hört' über manch' Gutes schreien,
Und wenn ich Kanonen sah auf den Basteien
Und hörte der Schleppsäbel klatschenden Klang,
Selbst wenn ich manche Journale gelesen,
Die besser nicht sind, als sie früher gewesen,
Da wurde mir wirklich recht Angst und bang,
Und wenn ein Bekannter mich fragte: „Mein Lieber,
Sie bleiben doch hier jetzt den Winter über?"
So hab' ich erwidert: „Wohl bin ich's gemeint,
Wenn's anders mich leidet, mein lieber Freund!"

Doch bald fing ich an, etwas aufzuthauen,
Es kommt nur d'rauf an, wie die Dinge wir schauen,
Es wurd' in mir ruhiger allgemach,
So schien mir auch freundlicher Wien nach und nach
Es drängt sich wieder die fröhliche Menge,
So daß die Straßen werden zu enge,
Man spricht wieder vom Theater sogar,

Man eilt, ein Bild von Pollak zu sehen,
Man sieht wieder neue Gebäude entstehen,
  Und auch schon Concerte gibt es ein Paar.
Gesellschaften finden sich wieder zum Spiele,
Kein Mordgesicht blickt uns an aus dem Gewühle,
  Der Braten dreht sich wieder am Spieß,
Man schaffte die Calabreser bei Seite,
Es kleiden sich wieder wie andere Leute,
  Die früher man Nationalgarden hieß.
Nichts haben die Frau'n mehr mit Säbeln zu schaffen,
Sie tragen jetzt keine anderen Waffen,
  Als nur die durchbohrenden Augen allein;
Nicht Sturmglocken schallen, nicht Trommeln hört man
Und nicht mehr das herrliche Pflaster zerstört man,
  Das thun jetzt die Pflastertreter allein.
Es stehen auch wieder wie eh'mals die Mägde,
Die früher auch die Politik bewegte,
  Beisammen am Brunnen vor ihrem Haus
  Und richten gemüthlich die Herrschaften aus.
Es steht die Aula einsam und verlassen,
Man hört, wo man wandelt, in allen Gassen,
  Aus allen Häusern Musik und Gesang,
Und was mir jeden Verdacht benommen,
Das ist vor allem Andern: es kommen
  Auch wieder Wiener Witze im Gang.
So fand ich vernarbt beinah alle Wunden
Und habe mein altes Wien wiedergefunden,
  Und theilweise auch ein neues dabei:

Man trifft doch wen'ger von alten Zöpfen,
Man beugt sich wen'ger vor hohlen Köpfen,
Nicht schnüffelt herum mehr Geheimpolizei.
Am meisten doch freute mich, daß vom Gerichte,
Das Geister beherrschte, verschwand jede Spur,
Und daß ich daher auch zu diesem Gedichte
Nicht brauchte Erlaubniß erst von der Censur.

Unzufriedenheit.

Schon zweimal hatte ein Aufstand Statt
In Stambul, das Volk war des Druckes satt,
D'rum nahm, die Kerls zu zügeln,
Der Pascha die Zuflucht zum Prügeln.

Es wurde geprügelt ein ganzes Jahr,
Mit Stöcken und Gerten, mit Riemen sogar,
Doch wollte, trotz all' diesen Schlägen,
Die Wuth des Volks sich nicht legen.

Da liegt eben wieder ein Störer der Ruh',
Der Büttel haut, was er vermag, auf ihn zu,
Da schreiet der Arme voll Wunden:
„Seid gnädig und hauet mehr unten!"

Und als ihm der Büttel den Willen gethan,
Da fängt er auf's Neue zu schreien an:
„Barmherzigkeit! will Euch noch loben,
Doch haut nur mehr oben, mehr oben!"

Und als der Büttel nun oben haut,
Da schreit der Arme auf's Neue laut:
„Beim Allah erhört meine Bitte,
Seid gnädig haut mehr in der Mitte!"

Jetzt senket der Büttel unschlüssig den Stab,
Und blickt auf den Kadi, der Acht dabei gab,
Ob nicht, dem Gesetze zuwider,
Man schone des Sträflichen Glieder.

Der sprach: „Nicht höre auf sein Geschrei,
Hau zu! wohin, das ist Einerlei,
Er habe, was ihm beschieden,
Das Volk ist mit gar nichts zufrieden!"

Gratulation zum neuen Jahr

(österreichisch)

an meine lieben Landsleute, die Bauern.

(Am 1. Jänner 1850.)

Es ist der Brauch, wan's Jahr umschlagt,
Daß man denen, die man gern hat, einen Wunsch auffagt.
Und meiner Seel ich hab' Euch von Herzen gern,
Ich weiß, in Euch ist ein guter Kern.
Wenn auch die Schale etwas rauh ist und rifri,
Ihr seid deßwegen doch nicht gar so schifri.
Ist auch die Zeit neu wor'n, Ihr seid noch vom alten Schrott,
Liebt Euern Kaiser, und vertraut auf Gott.
D'rum will ich Euer Freund, bis ich sterbe, bleiben,
Und so viel mir möglich ist, für Euch schreiben.

Es hat wohl nicht Alles und auch nicht Allen,
Das, was ich geschrieben habe, gefallen;
Aber Alles, was Ihr von mir habt gelesen,
Wahr ist's und gut gemeint ist's gewesen.
Es haben Euch zwar voriges Jahr grobe Schrollen
Und schlechte Leute gegen mich aufhussen wollen,
Aber Ihr habt Euch den blauen Teufel darum g'schorn
Und ich bin nie mit einem Wort von Euch beleidigt wor'n.
Erst neulich haben mir Zeitungen wieder wollen aufdisputir'n,
Ihr habt mir wollen mein Landhaus ruinir'n,
Aber ich hab' gleich g'wußt, 's ist Alles nicht wahr,
Bei Euch braven Leuten hat's keine G'fahr,
Ihr laßt Euch nicht so leicht führen auf'n Lahm,
Ihr ward ja auch so g'scheidt, und seid blieben daham,
Wie sie begehrt haben, Ihr sollt gegen die Soldat'n
Von Kaiser fechten und geg'n die Krawaten.
In Euch rollt noch echtes Oestreicher Blut,
Auswendig seid's hanti, inwendig seids gut.

Jetzt hört mich an, ich bring' Euch dar,
Meinen besten Wunsch zum neuen Jahr:
Die Freiheit, die der Kaiser Euch gegeben,
Die soll Euch bleiben für's ganze Leben,
Damit sie aber auch nie mehr kann verschwinden,
So wünsch' ich, daß Ihr Euch suchet d'rein zu finden,
Eine solche Freiheit ginge zum Beispiel nicht an,
Wo man allewal faulenzen kann,
Ihr werdet jetzt Vieles verändern müssen,
Wenn Ihr die rechte Freiheit wollt genießen.

Weiter wünsch' ich, es mög' Euerm Fleiße gelingen,
Der Erde die herrlichste Frucht abzuringen,
Der Hagel soll Eure Felder verschonen,
Und Einigkeit in Euren Hütten wohnen,
Stets sollt Ihr sein mit Gesundheit begabt,
Damit Ihr den Bader nicht nöthig habt,
Vor Allem aber wünsch' ich, daß Ihr in der neuen Zeit
Ein wenig nachlaßt von Eurer Bockbanigkeit,
Daß Ihr nicht nur das für gut schaut an,
Was Euer Vater und Euer Ähnl hat gethan,
Sondern daß Ihr an dem Guten haltet, was vorbei ist,
Aber auch das Gute annehmt, was neu ist.
Nur so findet Ihr Euch in die neue Zeit hinein,
Und werdet verdienen, freie Bauern zu sein.

Versöhnung.

Glaubet mir, es stürmt nicht immer,
Ist die Aussicht noch so grau,
Glänzt doch bald ein Sonnenschimmer
Und der Himmel lächelt blau,
Ahmt ihm nach und laßt entfliehen
Zorn, Haß und Partheilichkeit;
Laßt uns einen Schleier ziehen
Ueber die Vergangenheit.

Lästert nicht auf uns're Jugend,
Ward ihr Muth auch Uebermuth,

Denket Jugend hat nicht Tugend;
Was verbrach ihr heißes Blut,
Hat vielfältig aufgewogen
Das, was uns Ihr Muth geschenkt,
Zieht den Schleier über's Böse
Und des Guten nur gedenkt.

Die am Staatesruder saßen,
Wußten ihre schwere Pflicht
Neu'rer Zeit nicht zu erfassen
Und geblendet von dem Licht,
Das die Freiheit ausgestrahlet,
Schwankten sie in ihrer Macht;
Denkt, ein guter Staatsminister
Wird man ja nicht über Nacht.

Die wir zu Vertretern wählten,
Sorgten schlecht für unser Glück,
Laßt uns sie nicht länger schelten,
Schuld fällt auch auf uns zurück,
Will ein neues Haus man bauen,
Das in Zukunft fest soll steh'n,
Muß man's Jenen nicht vertrauen,
Die nur zu zerstören seh'n.

Was gescheh'n ist, ist geschehen,
Laßt es auch vergessen sein.
Jeden drücket ein Vergehen,
Jeder hat was zu verzeih'n,

Vorwärts trachte unser Streben,
Rückwärts hülle Nebel ein,
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr sein!

Erzählungen.

Marie von Joysel.

Eine Criminalgeschichte.

Diese Geschichte ist kein erfundener Roman, es ist eine Begebenheit, worin die Wahrheit eben so viel Poesie hat, als in einer Geburt der Phantasie sich zeigen kann. Marie von Joysel war in Paris lange Zeit eben so berüchtigt, als es alle großen Verbrecherinnen sind, wenn sie schön sind. Der Schluß der Erzählung wird vielen unglaublich scheinen, und dennoch ist er wahr.

I.

Im Jahre 1683 lebte zu Paris ein alter Canonicus im vollen Frieden dieser Erde mit der Aussicht auf die Freuden einer bessern Welt. Der Canonicus Leblanc war ein würdiger Alter von 60 Jahren, Ehrfurcht gebietend, mit weißen Haaren gekrönt, außerdem noch rüstig, wie alle frommen Diener Gottes, welche ihrem Schwur getreu, ferne von profanen Leidenschaften leben. Er kannte keine andern Sorgen, als wenn ihm ein schlecht zubereitetes Mahl aufgesetzt wurde oder wenn ihn die Schwatzhaftigkeit seiner Haushälterin in seinen Betrachtungen störte. Er

war in seinem Capitel und in seiner Kirche als ein einfacher, rechtlicher und gutmüthiger Mann bekannt und beliebt. Er besaß kein großes Vermögen, und dasjenige, was er hatte, gehörte zugleich seiner Familie, den Armen und seiner Haushälterin. Er war auch ein hübscher Alter, ein wenig groß und mager, aber mit einem Gesichte, auf welchem sein gutes Herz sich abconterfeite. Seine Freunde wußten ihm nichts Anderes vorzuwerfen, als daß er etwas wetterwendisch war. Ueberdruß und Lebhaftigkeit, Melancholie und Fröhlichkeit wechselten ab, nachdem das Wetter schön oder häßlich war. Die trüben Tage brachte er bei seinem Kamine zu, trank Thee und vertiefte sich in Betrachtungen; da konnte man ihm kein Wort ablocken. Acht Tage gingen manchmal so vorüber, dann eines Morgens war man nicht wenig erstaunt, ihn wieder guter Laune zu finden. Da öffnete er dem ersten Sonnenstrahl sein Fenster und sein Herz.

Der Canonicus stammte aus einer Familie von Handwerkern in Lyon. Dort lebte auch noch seine Schwester, welche einen Arzt, Namens Thomé, geheirathet hatte. Dieser Arzt war ein braver Mann, der es aber nie bis zur Wohlhabenheit hatte bringen können, und daher bei seinem Tode seinen Sohn Charles Henri Thomé dem Canonicus empfahl. Der alte Geistliche hatte, ohne seiner Haushälterin etwas davon zu sagen, seinem Neffen 3000 Livres gesandt, um die Arzneiwissenschaft zu Montpellier studieren zu können.

Als Henri den Gradum erlangt hatte, war er nicht besser daran als vorher. Er fand eben so wenig Patienten als sein Vater. „Gehe nach Paris, mein Sohn," sagte eines Tages seine Mutter zu ihm, indem sie ihn umarmte, „suche meinen

Bruder auf, aus Liebe für mich wird er sich deiner annehmen und dein Glück gründen."

Henri reiste nach Paris mit 12 Thalern im Sacke und von dem Segen seiner Mutter begleitet.

Henri war ein großer Jüngling von 24 Jahren, mit einem Gesichte von einem feurigen Augenpaare bestrahlt, ein wenig blaß, aber anmuthig, von braunen Locken umschattet. Sein Mund hatte etwas sanftes, und man war unwillkürlich veranlaßt, auf ein vortreffliches Herz zu schließen.

Er trat eines Abends im Dezember plötzlich bei seinem Onkel ein. Der Canonicus, durch seine Gesichtszüge etwas an seine Schwester erinnert, nahm ihn mit väterlicher Zärtlichkeit auf, übrigens hielt er seine Freude doch etwas zurück, aus Furcht vor seiner Haushälterin. Die Alte setzte diesen Abend ein schlechtes Mahl auf, aber Henri fand sich bald in ihre Weise, und schon binnen wenigen Tagen hatte er sie so für sich eingenommen, daß sie ihm ihre Geschichte, wie viele Bewerber sie ausgeschlagen, und die Geschichte ihrer ganzen Familie erzählte. Sie vertraute ihm auch, daß der Canonicus manchmal unerträglich böser Laune sei, und daß sie entsetzlich viel bei ihm auszuhalten habe.

„Er hat," sagte sie, „seine weißen und schwarzen Tage, und während der letzteren ist gar nicht mit ihm zu reden."

Henri aber wollte die Ursache dieser zeitweisen Verstimmung erfahren, und eines Abends bei einbrechender Nacht, als der Canonicus in seinem Lehnstuhle saß und mit dem Tage zu entschlummern schien, setzte sich Henri neben ihn und fing von Regen und schönem Wetter zu sprechen an.

„Ich weiß nicht, ob Sie eben so sind, wie ich, lieber Onkel,

aber ich bin ein wahrer Sklave der Unbeständigkeit des Klima's. Der Regen verleidet mir Alles, sogar ein interessantes Buch; aber Sonnenschein erfreut mein Herz und meine Augen, mit ihm lacht mir Alles."

Der Canonicus antwortete kein Wort.

„Ich glaube wirklich, es sind alle Leute so," fuhr Henri fort. „Sie selbst, lieber Onkel, der Sie ein gottesfürchtiges Leben führen, entfernt von den kleinen Leiden dieser Erde, Sie selbst scheinen sich der Einflüsse eines schlechten Wetters nicht erwehren zu können."

Der Canonicus schwieg noch immer.

„Ich sehe wohl, Sie sind in Ihre heiligen Betrachtungen vertieft, seien Sie nicht böse, daß ich Sie darin störte!" und damit stand Henri auf und stellte sich an den Kamin.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte einige Augenblicke, doch bald darauf heftete der Canonicus seine Blicke gegen Himmel und rief: „Mein Gott! Gib mir die Kraft, sie zu retten. Du hattest ja Barmherzigkeit mit der reuigen Magdalena, und Magdalena vergoß vielleicht weniger Thränen und war minder schön."

Henri verließ, erstaunt über diese Worte, das Gemach, allein die alte Haushälterin trat plötzlich ein, hielt ihn zurück und sprach: „Herr Canonicus, wann wollen Sie heut zu Nacht essen?"

Der Abbé antwortete nicht.

„Hören Sie mich denn nicht?" rief sie mit stärkerer Stimme. „Werden Sie heute in's Gefängniß gehen?"

„Nein, nein, ich werde nicht gehen," antwortete der Ca=

nonicus, als ob er mit sich selbst spräche. „Ich werde nicht mehr hingehen, ich will nicht mehr hingehen.“

Und indem er dieses sprach, nahm er seinen Regenschirm und ging fort.

„Sehen Sie nur den Sonderling,“ sagte Angelika zu Henri, „mitten im Regen geht er hin. Konnte er nicht bis morgen warten? Sich wegen solcher Weiber der Gefahr aussetzen, krank zu werden, wegen Verbrecherinnen. Denen wird Kreuz und Weihwasser nichts mehr nützen.“

Henri war nachdenkend geworden. Er folgte im Gedanken seinem Onkel, er sah ihn nach Saint-Pelagie eilen, in eine der Zellen treten und aus christlicher Barmherzigkeit eine schöne Reuige trösten, welche, wie Magdalena, nichts mehr hatte als ihre Haare und ihre Thränen.

„Ich gehe auch nach Saint-Pelagie,“ sagte er dann plötzlich, wie von einer Ahnung ergriffen.

II.

Bis jetzt hatte Henri noch nicht geliebt. Während seiner Studien in Montpellier hatte wahre Leidenschaft sein Herz noch nicht ergriffen. In der Jugend ist die Liebe nur eine Einbildung, sie hat weder Kraft noch Glauben.

Als der Canonicus nach Hause kam, fragte ihn Henri ob er mit seiner bösen Heerde zufrieden gewesen, und ob ein oder das andere verirrte Schäflein auf den Weg des Heils zurück gekehrt sei.

„Die armen Gefangenen,“ antwortete Leblanc, „sind alle sehr empfänglich für die christlichen Lehren, sie bereuen aufrichtig, aber Eine ist darunter, die ist wohl etwas wider-

spänstig und spricht mit Gleichgiltigkeit vom ewigen Heile, aber Gott wird wohl noch so gnädig sein, in ihr Herz zu steigen," und nach kurzem Stillschweigen setzte er, indem er seinen Regenschirm abschüttelte, hinzu: „Ach, wenn ich diesen gefallenen Engel retten könnte!"

„Lieber Onkel," nahm Henri mit etwas Zurückhaltung das Wort, „gibt es keine Kranken in Saint-Pelagie?"

„Immer. Dieses Gefängniß ist fast ein Grab, man lernt da sterben."

„Wohlan, Onkel, da Sie der Seelenarzt sind, könnte ich nicht der Leibesarzt werden? Sie sind in freundschaftlichen Verhältnissen mit den Vorstehern der Anstalt bis zum Minister hinauf. Könnten Sie mir nicht die Stelle eines zweiten Gefängnißarztes mit einigen hundert Franken Gehalt verschaffen? Während ich auf reichere und besser gestellte Kranken warten muß, wäre das für mich eine Beschäftigung und ein Studium; denken Sie doch daran."

„Er hat Recht," murmelte der Canonicus, „eine Beschäftigung, ein Studium und einige hundert Franken, ich will's versuchen." Er verfiel dann wieder in sein finsteres Hinbrüten?

Am zweiten Tage verkündete der Onkel Henri, daß er als zweiter Arzt des Gefängnisses von Saint-Pelagie aufgenommen sei und eintreten könne.

Nachdem der Canonicus mit ihm die erforderlichen Besuche bei dem Oberarzte, dem Gefängnißverwalter u. s. w. gemacht hatte, ließ sich Henri auch in die Gefängnisse der Kranken führen, aber er fand an diesem Tage nichts als unwürdige Kreaturen, entstellt durch Leidenschaften und Laster, welche nichts Empfehlenswürdiges hatten, weder Liebenswürdigkeit noch

Muth. „Ohne Zweifel," dachte er, „hat sich mein Onkel geirrt, ich habe nun fast alle weiblichen Gefangenen gesehen, und es ist auch nicht eine darunter, welche an die sündige oder büßende Magdalena erinnern könnte." Als er aber einige Tage nachher mit dem Gefangenwärter durch einen Korridor ging, begegnete ihm die Nonne Schwester Martha und bat ihn, eine Gefangene zu besuchen, welche der Direktor zur Arbeit der Verurtheilten zwingen wollte.

„Wenn die arbeitet, so will ich selber ein Gefangener sein," sagte der Wärter, „so weiße zarte Hände sollte man billig ungeschoren lassen."

Aus diesen Worten des Gefangenwärters konnte man muthmaßen, daß diese weißen, zarten Hände einige Geldstücke in seine harten hatten fallen lassen. Henri Thomé folgte schweigend der Nonne. Sie führte ihn zu einer kleinen Zelle zu Ende einer Treppe, nahm einen Schlüssel von ihrem Gürtel, machte drei Schläge an die Thür, öffnete sie, und ließ den jungen Arzt zuerst eintreten. Sie sprach zur Gefangenen: „Liebe Schwester, der Oberarzt des Hauses ist manchmal durch sein hohes Alter gehindert, Ihnen Beistand zu leisten, schenken Sie Ihr ganzes Vertrauen diesem jungen Manne, welcher uns durch seinen Onkel, den ehrwürdigen Abé Leblanc, empfohlen ist."

Die Gefangene neigte etwas das Haupt, indem sie einen gleichgiltigen Blick auf Henri warf.

„Ich komme in einigen Minuten wieder," sprach die Nonne, indem sie ging und die Thüre hinter sich schloß.

Der junge Arzt stand vor der Gefangenen, welche am Rande ihres Bettes saß.

„Aus Barmherzigkeit, mein Herr," sprach sie mit feier-

licher Sanftmuth, „aus Barmherzigkeit erklären Sie mich für krank. Da Sie ein Arzt sind, so wird Ihnen das ein Leichtes sein,“ setzte sie mit einem etwas spöttischen Lächeln hinzu.

Und als sie dieses sprach, heftete sie zwei Augen auf ihn, die ihn blendeten.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll, als daß ich Sie so lange krank finden werde, als Sie wollen, um aber auch mein Gewissen zu beschwichtigen, so erlauben Sie mir Ihren Puls — —“

Er konnte seine Rede nicht enden; denn sie reichte ihm sogleich ihre Hand. Als sie fühlte, daß er sie etwas stärker drückte, als es ein Arzt gewöhnlich thut, fragte sie ihn, ob sie ein Fieber habe.

„Nein, Madame,“ antwortete er mit gepreßter Stimme, „allein, da Sie es wünschen, so werde ich Sie sogleich in das Krankenregister einzeichnen, und dieß sofort, so lange Sie wollen.“

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen.“

Und hierauf nahm sie ein Gebetbuch und schien darin zu lesen. Henri Thomé machte in großer Bewegung einige Schritte in der Zelle und suchte das Gespräch zu erneuern.

„Sie haben einen sehr ergebenen Freund, Madame, an meinem Onkel, dem Canonicus. Sie haben sein Herz gerührt. Ein so großes Unglück mit edlem Muth ertragen, eine so große Schönheit in einem Gefängnisse verborgen, so viele Thränen, welche in der Einsamkeit fließen, da es so viele Herzen gibt, die sie als Perlen aufnehmen möchten — —“

Die Gefangene schloß das Buch und erhob stolz das Haupt. „Mein Herr,“ sprach sie, „ich gebe nicht Jedermann das Recht,

mich zu bedauern.“ Da sie aber bemerkte, daß diese Worte den jungen Arzt verwundeten, so suchte sie dieselben zu mildern, indem sie mit einem Seufzer fortfuhr: „Die Freundschaft, womit wir Beide dem Abbé Leblanc zugethan sind, entschuldigt Sie.“

In diesem Augenblicke öffnete die Nonne die Thür.

„Morgen auf Wiedersehen,“ sprach Henri, sich verneigend. Die Gefangene antwortete nicht, sondern grüßte nur ganz kalt. Henri ging nachdenkend fort.

Es war in den ersten Tagen des April, die Sonne schien warm, und als er durch die traurige Gasse la Clé ging, glaubte er in einem bezauberten Garten zu wandeln. Er sah nur den Himmel, er hörte nur die Schläge seines Herzens.

Als er seinen Onkel Nachmittags wieder sah, konnte er sich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß er die Gefangene gesehen habe und sie für die schönste Frau auf dieser Welt halte. „Ich habe zwar nur die Augen und die Hände gesehen; aber die Augen Flammen; die Hände Lilien!“

„Diese Augen und diese Hände sind strafbar,“ antwortete der Onkel mit einem Seufzer. „Laß uns nie mehr von dieser Frau sprechen.“

Als Henri allein in seinem Zimmer saß, rief er sich ihr Bild noch einmal in's Gedächtniß zurück. Nach und nach belebte sich das Bild vor seinem Geiste mit seiner rührenden Bläße, seinen reinen und anmuthigen Zügen, seinen verführerischen Reizen.

Wir wollen sie auch dem Leser mit wenigen Zügen malen. Sie war ein treues Abbild der Geliebten Titian's. Daßelbe Feuer in den Augen und auf den Lippen. Nichts Erhabe-

nes, keine Erinnerung oder Ahnung des Himmlischen, Alles irdisch, gemacht, um zu lieben, um zu verführen. Als Henri sie im Gefängniß sah, glich sie freilich diesem Bilde nicht mehr ganz. Fern von der Sonne, fern von der Welt, fern von der Liebe war sie bleich geworden, ihre Wangen hatten sich unter Thränen gefurcht, das Feuer ihrer Augen war milder geworden, wenn sie aber minder schön für den Anblick war, so war sie desto schöner für das Herz.

„Diese Frau lieben, heißt sich in den Abgrund stürzen,“ murmelte Henri Thomé, und ließ seine Arme sinken.

III.

Am nächstfolgenden Tage gegen Mittag besuchte Henri wieder das Gefängniß. Er befand sich noch in größerer Bewegung als gestern, da er in die Zelle trat, allein er suchte seine Gefühle zu bewältigen, in der Begierde, etwas von dem Geheimnisse der Unglücklichen zu erfahren. Er warf einen prüfenden Blick im Zimmer herum, indem er von der tödtlichen Langeweile sprach, welche ein armer Gefangener fühlen müsse an einem Tage, wie der heutige, wo sich alle Kreaturen eines heitern Himmels erfreuen.

Die Zelle war etwa vier- bis fünfmal größer, als ein Grab, an den feuchten Wänden war nichts, was den Blick hätte auf sich ziehen können, der Fußboden rauh und löcherig. Als Einrichtung nur ein schmales, hartes Bett, ein Ruhebett, zerrissen und des Futters beraubt, ein kleiner Tisch von schwarzem Holze, ein Rahmen zur Tapisseriearbeit, ein Krug, wenige geistliche Bücher, einige Lappen, ein kleiner, ausgebrochener Topf, in welchem die Gefangene Violen kultivirte, und um doch ein

wenig Trost in solchem Elende zu haben, ein kleiner halbblinder Spiegel im gothischen Rahmen. Dies war die Spinne des Pelisson. Um Alles dieses zu erhellen, fiel nur ein wenig mattes Licht durch das Gitter einer kleinen Lücke, welche kaum den Himmel ahnen ließ.

„Sie dürfen hier nicht länger bleiben," sagte Henri, „Sie müßten ja in einem Jahre zu Grunde gehen."

„Und doch bin ich schon eilf Jahre hier," antwortete die Gefangene mit schmerzlicher aber sanfter Ergebung.

„Eilf Jahre!" rief Henri erblassend, als ob er einen Stich in's Herz empfangen hätte.

„Aber was liegt daran? Ich bin ja verurtheilt, hier zu sterben. Leider will mich auch der Tod nicht aufnehmen."

Sie nahm, wie gestern, ein Gebetbuch als Zufluchtsmittel gegen den Schmerz.

„Diejenigen, welche Sie zu dieser Marter verurtheilten, sind Barbaren. Es war gewiß nur schändliche Rache —"

„Ich bitte Sie, mein Herr, nicht von der Vergangenheit zu sprechen, ich darf für Sie nichts als eine arme Gefangene sein; suchen Sie nichts weiter."

„Sie waren wohl sehr jung, als man Sie vor eilf Jahren hieher brachte?"

„Ich zählte 22 Jahre."

„Wie? die schönsten Tage Ihres Lebens mußten Sie in dieser fürchterlichen Einsamkeit hinbringen, und kein Herz fand sich, um das Ihrige zu trösten?"

Die Gefangene hörte ihn nicht mehr, wenigstens zwang sie sich zu lesen. Er achtete ihr Stillschweigen und entfernte sich. Als er am Gefangenwärter vorüber ging, fragte er ihn, was

er von der Gefangenen wisse. Dieser sagte, er wisse nur, daß ihr Taufname Marie sei, daß sie von einem Manne, der vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz gekleidet war, hieher gebracht worden sei und von diesem auch überwacht werde, daß sie übrigens sich mit vieler Ergebung in ihr Schicksal füge, zwar oft weine, aber sich niemals beklage.

Henri wollte sich schon entfernen, als der Gefangenwärter hinzufügte: „Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, Herr Doktor, daß schon viele vornehme Wagen hier vorgefahren sind und mir große Summen angeboten haben, um die Gefangene nur einen Augenblick zu sehen. Aber ich habe es stets verweigert. Einer drang besonders in mich und versprach mir, mein Glück zu machen, wenn ich die Gefangene entwischen ließe."

Als Henri nach Hause kam, ging er sogleich zu seinem Onkel, der eben sein Brevier betete.

„Onkel! ich erwarte von Ihrer Güte einige Mittheilungen über die Gefangene, welche sich Marie nennt. Als ihr Arzt muß ich auch ihren Seelenzustand kennen."

„Mein Sohn! ich darf nur Gott sagen, was mir in der Beichte anvertraut worden ist, und wenn ich einen Sünder absolviert habe, so vergesse ich seine Sünden. Nur der Ewige darf sie in das Buch zum jüngsten Gerichte einzeichnen. Darum, wie ich dir schon gesagt, laß uns nicht mehr von dieser Frau sprechen und ihre Schwachheiten oder Verbrechen achten, da die Thränen der Reue darüber geflossen sind."

Als der Canonicus so gesprochen hatte, faßte er seinen Neffen schärfer ins Auge, und da er seine Blässe, seine Unruhe und das seltsame Feuer in seinen Augen bemerkte, rief er aus: „Ich Unkluger! was habe ich gethan? Wenn dieser arme Junge

sich von der verhängnißvollen Schönheit dieses Weibes fesseln ließe, wie alle, die sie gesehen, so wäre er verloren! Mein Freund," sprach er ihn liebevoll an, „diese Frau ist ein tiefer Abgrund, in welchen ich stets mit Beben geschaut habe, man kann sie beklagen, aber ja nicht mehr! — Aber sieh, da habe ich vergessen, dir einen Brief zu geben, der dich erwartet."

„Ein Brief von meiner Mutter," sagte Henri, und erbrach das Siegel. Er las mit kindlichem Eifer, aber doch etwas zerstreut. Der Brief athmete so rührend die mütterliche Zärtlichkeit, daß er einige Minuten über seine thörichte Leidenschaft für eine Verbrecherin erröthete. Marie erschien weniger reizend gegenüber seiner Mutter, welche ein Vorbild christlicher Tugend war, allein nach und nach gewann der Dämon wieder Macht über dieses irrgeführte Herz. Als er des Abends allein war, kam es ihm vor, als habe er Marien schon Jahre lang nicht gesehen, er erbebte selbst vor der Gewalt dieser Leidenschaft, er fiel auf seine Kniee, betete und suchte das Bild seiner Mutter sich ins Gedächtniß zu rufen. „O mein Gott! o meine Mutter!" rief er, „befreit mich von diesem Weibe!" Zugleich aber betete er auch: „Allbarmherziger! befreie diese arme Gefangene —"

Bald wurde er müde gegen sein Herz zu kämpfen, er überließ sich mit bitterer Lust dieser grauenvollen Neigung, und stieg immer tiefer in den Abgrund.

IV.

Binnen acht Tagen war Henri von der glühendsten Leidenschaft entflammt und beherrscht. Ohngeachtet dessen hatte er der Gefangenen nur wenige unbestimmte Worte entlocken können. Aber eines Morgens, als er sie ganz in Thränen zerfließend

fand, mit gerungenen Händen und zerstreuten Haaren, faßte er sich ein Herz und suchte sich ihr Vertrauen zu gewinnen.

Die Nonne hatte ihn an diesem Tage allein in die Zelle treten lassen. Er warf sich vor Marien auf seine Kniee, faßte ihre Hände und rief tief bewegt: „Ach, Marie! wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe."

In jedem andern Augenblicke würde ihn die Gefangene vielleicht mit Geringschätzung zurückgestoßen haben, allein heute war ihr Herz durch eine von Verzweiflung herbeigeführte Krise geöffnet, sie ward gerührt durch Henri's leidenschaftliches Bekenntniß, sah ihn an, ohne ihm ihre Hände zu entziehen und sprach mit bewegtem Tone: „Sie lieben mich, o Sie wissen nicht, wen Sie lieben; Sie sind gerührt von meinem Unglücke, Ihr Gefühl ist Mitleid — nicht Liebe."

„Ich liebe Sie nicht?" rief Henri, laut schluchzend, „sehen Sie doch, ob ich Sie nicht liebe."

Die Gefangene fühlte brennende Thränen auf ihren Händen.

„Armes Kind!" murmelte sie, indem sie selbst zu weinen anfing. „Wer sind Sie denn? woher kommen Sie? Haben Sie denn in der Welt keine jüngere und Ihres Herzens würdigere Frau gefunden? Haben Sie keine Schwester, welche sich in ihrer Reinheit gegen eine solche Leidenschaft vertheidigt?"

Ich habe eine Schwester, eine Schwester, die mich liebt," erwiederte Henri mit unterdrückter Stimme, „wenn diese Schwester Sie sähe, so unglücklich und so schön, sie würde, statt mich zu verdammen, mir befehlen, Sie zu lieben."

Marie wurde nachdenkend, sie streckte die Hand gegen das Kruzifix an ihrem Bette aus, ergriff dann einen rostigen

Schlüssel und einen kleinen Dolch mit Blut gefärbt, aber sie schnell wieder zurückwerfend rief sie: „Nein, nie! nie!"

„Haben Sie Mitleid mit mir, Marie, und vertrauen Sie mir."

„Wohlan, mein Herr, da Sie mich lieben, wollen Sie mir beistehen, ein großes Werk zu vollbringen?"

„Ich bin zu Allem bereit," sagte der junge Mann, das Haupt energisch emporhebend. „Befehlen Sie, ich bin der Ihrige mit Leib und Seele."

„Nehmen Sie sich in Acht, die Sache ist schwer und kann Sie in's Verderben stürzen."

„Für Sie zu Grunde gehen, ist ja schon ein Glück. Ich wiederhole es Ihnen, ich bin zu Allem bereit."

„Wohlan!" rief Marie, ihm die Hand drückend, „ich rechne auf Sie. Es ist nothwendig, daß ich dieses Gefängniß verlasse nur auf drei oder vier Stunden, nur einmal in dieser Woche, etwas vor Mitternacht. Wr steigen in einen Fiaker und fahren in die Straße André-des-Arts, wo ich Jemanden einen Besuch abzustatten habe."

Henri konnte eine Bewegung der Eifersucht nicht unterdrücken.

„Kindischer Mensch," sagte Marie, „lesen Sie denn nicht in meinen Augen, daß dieses kein Liebes-Rendezvous sein kann!" Wirklich blitzte das Feuer der Rache aus Mariens Augen. „Nach diesem Besuche kommen wir wieder hierher zurück, denn ich will nicht entfliehen, auch mit Ihnen nicht, die Gerechtigkeit mag ihren Lauf haben. Wohlan, werden Sie die Kraft haben, dies auszuführen?"

„Ja, Marie!" versetzte Henri mit fester Stimme.

„Aber als Preis der gefahrvollen Unternehmung werde ich Sie bitten, mir nach unserer Zurückkunft einen Kuß auf Ihre schönen Haare zu erlauben.“

„Nehmen Sie den Preis vornhinein,“ sprach sie, und Henri küßte mit Leidenschaft Mariens Haare.

„Also diese Nacht?“ fragte Henri.

„Ja, diese Nacht, wenn Sie können.“

„Weil Sie wollen, so kann ich. Ich werde dem Gefangenwärter sagen, er soll der Oberin melden, Sie seien heute viel kränker, ich werde diese Nacht wiederkommen und Schwester Martha soll bei ihnen bleiben. Die gute Nonne liebt Sie, wie Alle, die sich Ihnen nähern; sie wird nicht die Kraft haben, Ihnen zu widerstehen.“

„Ich werde Sie erwarten und bis dahin Gott bitten, daß er uns schütze und geleite.“

Henri ging stolz und glücklich von dannen.

V.

Gegen eilf Uhr Nachts stieg Henri aus einem Fiaker an der Ecke der Straße la Clé; obwohl es in Strömen regnete, wollte er doch zu Fuße bis zum Gefängnisse gehen. Er fand Martha in Mariens Zelle, welche es noch nicht gewagt hatte, sich ihr zu vertrauen. Da keine Zeit zu verlieren war, so entdeckte ihr Henri gleich nach seinem Eintritte Mariens Vorhaben.

„Ich erwarte von Ihrer Freundschaft,“ setzte er hinzu, „daß Sie ihr drei Stunden gönnen, ohne Lärm zu machen, nach dieser Zeit bringe ich Marien wieder, wir schwören es beide hier auf das Kruzifix.“

„Wenn es geschieht um ein gutes Werk zu vollbringen," murmelte Schwester Martha erschrocken,

„Ja, ja, ein vortreffliches Werk," antwortete Marie lebhaft.

„So gehen Sie, meine Schwester, ich will die heilige Mutter Gottes bitten, über Sie zu wachen.

Henri warf seinen Mantel über Mariens Schultern, die ihm in einiger Entfernung im Korridor folgte. Der Gefangenwärter kam, um dem Arzt das Thor zu öffnen. Henri nahm, heftig an ihn stoßend, seine Blendlaterne, löschte sie aus, indem er sie umwarf und verblüffte den Mann durch Entschuldigungen und Geld. Alles ging vortrefflich. Während der Gefangenwärter seine Laterne brummend aufhob, entschlüpfte Marie durch das bereits geöffnete Thor. Henri faßte sie in seine Arme und trug sie zu dem Fiaker.

Von der Straße la Clé bis zur Straße Saint-André-des-Arts war die Fahrt sehr schweigsam. Henri wagte es nicht, Mariens Gedanken zu unterbrechen. Er hatte nur ihre Hand in die seinige genommen und sie von Zeit zu Zeit liebevoll gedrückt. Marie wußte ihm Dank für sein Stillschweigen, sie war gerührt von seiner Ergebenheit und erwiederte wohl öfters den sanften Händedruck.

Ohngeachtet des bösen Wetters, war die Nacht doch nicht sehr finster, man konnte sich selbst im Wagen sehen. Marie fand zum ersten Male, daß Henri eine schöne Gestalt habe, sie fühlte, daß Ihr Herz von seiner Liebe bewegt sei, sie konnte nicht umhin zu bedenken, wie süß es für sie Beide sein müßte, die Flucht zu ergreifen, mit einander in eine ferne ruhige Einsamkeit sich zu begeben — doch nein, nein! sprach sie zu sich

selbst, es ist aus, die Zeit der Liebe ist für mich vergangen. Aber, dachte sie dann wieder, allein mit ihm, der mich so grenzenlos liebt, ferne von dem Schauplatze meines Unglücks und meines Verbrechens würde mir Gott nicht noch einige Jahre der Ruhe gönnen? — und indem sie den Kopf sinken ließ, erwiederte sie sich selbst: „Ruhe für mich? unmöglich! In meinem Herzen ist schon die Hölle; ich suche nicht Liebe, ich suche Rache.

Der Fiaker hielt bei dem kleinsten Hôtel der Straße Saint-André-des-Arts.

„Läuten Sie an," sagte sie zu Henri, der ihr den Arm bot, um sie aus dem Wagen zu heben, „und fragen Sie um Herrn la Verrière. Der Portier wird sie für einen Freund halten und uns, ungeachtet der späten Nachtstunde, passiren lassen."

„Und wohin gehen wir?" fragte Henri, indem er anläutete.

„Ich weiß den Weg," antwortete Marie mit einem tiefen Seufzer.

Sie traten ohne Hinderniß ein, gingen durch den Hof, stiegen über eine kleine Treppe und hielten vor einer Thür in der Dunkelheit an.

„Hier erwarten Sie mich," sprach Marie leise, „ich hoffe, es wird nicht lange dauern."

Sie steckte ihren verrosteten Schlüssel an, öffnete die Thür und ging vorsichtig gegen ein Kabinet. „Es ist gut," sagte sie, indem sie einen Lichtstrahl durch das Schlüsselloch blinken sah, „er ist da, er ist da."

Bevor sie eintrat, raffte sie alle ihre Kräfte zusammen und blickte gegen Himmel, dann trat sie entschlossener in das Kabinet.

In diesem Kabinet wachte ein Mann ganz abgezehrt von Arbeit und Kummer. Er glich mehr einem Todten als einem Lebendigen. Eine kleine Lampe warf auf diese Knochengestalt ein fahles Licht, wie das Licht eines Blitzes. Er war mit einer weiten schwarzen Robe bekleidet.

Als Marie eintrat, schien sein Gesicht belebter als gewöhnlich, er hatte geschrieben und überlas jetzt das Geschriebene mit grausamem Vergnügen. Das mußte ein böses Werk sein. Wirklich war es das Unwürdigste, was je aus eines Menschen Feder geflossen; es war ein Testament voll Verwünschungen. Dieser Mann, der sich dem Tode nahe fühlte, wollte allen seinen Haß, alle seine Rache hinter sich zurück lassen.

Als er sein Testament überlesen hatte, war auf seinem runzeligen Gesichte eine boshafte grausame Freude zu erblicken, man hätte glauben können, er habe einen Dolch in das Herz seines Feindes gestoßen.

In diesem Augenblicke glaubte er ein Geräusch zu vernehmen, und blickte empor. Er sah Marien, das Auge blitzend vor Wuth, die Brust sichtbar gehoben von den Schlägen des Herzens.

„Du hier?" schrie er mit sichtbarem Erbeben.

„Ja, ich, ich selbst," sagte sie und schritt vor.

Der Mann öffnete den Mund, um nach Hilfe zu rufen.

„Rufe nicht," schrie Marie, indem sie einen Dolch aus ihrem Busen zog.

Er hob die Hand, um sich zu vertheidigen, aber die Wuth

und der Schrecken hatten ihn so ergriffen, daß er ohnmächtig zur Erde fiel.

Marie näherte sich ihm und sah ihn mit Abscheu an. „Ihn tödten," sagte sie, „wäre eine Schändlichkeit, er ist ja ohnedieß schon halb todt!" und der gezückte Dolch fiel zu seinen Füßen. — „O mein Gott!" rief sie dann, „ich danke Dir, daß Du meinen Arm entwaffnet hast." Sie warf noch einen Blick auf den Tisch, um zu sehen, was der Mann geschrieben hatte. „Sein Testament," sagte sie, und las endlich die letzten Zeilen.

„Ich hinterlasse übrigens meinen Kindern alle meine Rache „und meinen Fluch gegen ihre Mutter. Im Namen Gottes und „der menschlichen Gerechtigkeit fordere ich von ihnen, daß sie „sie mit Schmach belegen, bis nach ihrem Tode. Im Namen „Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Marie nahm das Testament, zerriß es und warf ihm die Stücke voll Verachtung in's Gesicht, dann kehrte sie zu Henri zurück und sagte: „Lassen Sie uns gehen, mein Besuch ist abgethan."

Sie eilten in das Gefängniß zurück und trafen in der Zelle Martha schlafend.

„Leben Sie wohl," sprach Henri leise, um die Nonne nicht aufzuwecken."

„Henri, meine Stirne ist in dieser Stunde Ihrer Lippen nicht würdig, kommen Sie morgen wieder, aber bitten Sie diese Nacht Gott, daß er Ihnen die Gnade gebe, mich zu vergessen."

Er wollte sich traurig entfernen, sie rief ihn aber noch einmal zurück, nahm die blassen Veilchen, welche mit so vieler

Sorgfalt pflegte, und reichte sie ihm mit den Worten: „Nehmen Sie, Henri, diese matten Blumen, es ist das Einzige, was ich Ihnen zu bieten habe; sie sind dennoch mehr werth, als mein Herz. Nehmen Sie und verlangen Sie nicht mehr.“

VI.

Das Folgende sind Auszüge aus Briefen, welche im Jahre 1684 unter dem Titel: „Lettres galantes,“ in Amsterdam gedruckt, erschienen. Sie sind zur Ergänzung der Geschichte nothwendig.

Im April.

— — — — — Der arme Prokurator fiel wie todt zur Erde; als er in einer halben Stunde nachher wieder zu sich kam, fand er sich allein; er glaubte, er habe geträumt, allein er fand am Boden den Dolch und sein Testament zerrissen. Er rief alle seine Leute zusammen, man durchsuchte das ganze Haus, fand aber Niemand. Als es Tag wurde, ließ sich der Prokurator, ohngeachtet seiner Schwäche, nach dem Gefängnisse Sainte-Pelagie tragen. Man sagte ihm, daß Marie von Joysel krank sei und eine sehr böse Nacht gehabt habe; allein er begehrte, die Gefangene selbst zu sehen. Schwester Martha führte ihn in die Zelle. Als er Marien auf ihrem Schmerzenslager sah, rief er ihr mit heiserer Stimme zu: „Ich habe keine Furcht vor dir, Elende!“ Vermuthlich war er außer sich vor Zorn, und wußte nicht, was er sprach. Er kam halb todt nach Hause zurück, mußte sich gleich zu Bette begeben, und dießmal glaubte man, werde er nicht mehr aufkommen. Die Erscheinung seiner Frau gab ihm den Todesstoß.

Im Mai.

— — — — — A propos, ich habe vergessen, Ihnen zu berichten, daß der Prokurator Pierre Gars de la Verrier gestorben ist und erklärt hat, daß seine Frau ihn getödtet habe. Er ließ seine Kinder an sein Sterbebette kommen und vor Notar und Zeugen befahl er, nach Empfang der heiligen Sakramente, seinen kleinen Töchtern (wovon die älteste zwölf Jahre alt war) und ließ sie schwören, daß sie einen ewigen Haß gegen ihre Mutter bewahren wollten. Der Pfarrer verwies ihn auf das Evangelium, allein er blieb dabei. Die armen Kleinen weinten, ohne eigentlich zu wissen warum. Dann ließ er sie schwören, darüber zu wachen, daß das Gefängniß Mariens stets mit drei Riegeln verschlossen sei. Nach diesem fürchterlichen Schwur umarmte er die Kleinen, begehrte vom Pfarrer das Kruzifix, machte das Zeichen des Kreuzes, noch immer seine Gattin verwünschend, ließ den Kopf sinken und hauchte den letzten Seufzer aus.

Dieser ruchlose Tod hat in der Stadt und bei Hofe Aergerniß verursacht. Man sagt, daß die Witwe eine Eingabe an das Parlament bereite, um ihre Freiheit zu erhalten.

VII.

Marie de Joysel hatte wirklich gleich nach dem Tode ihres Gatten eine rührende Eingabe verfaßt, von der die Richter sehr ergriffen waren.

Henri Thomé brachte täglich eine Stunde bei ihr in der Zelle zu, immer theilnehmend und leidenschaftlich. Ohne ihm ihre ganze Geschichte zu eröffnen, hatte sie ihm doch schon unter andern Namen vertraut, daß sie wegen Treulosigkeit ver-

urtheilt wurde, daß ihr Gatte gestorben sei, daß sie hoffe, nun in Freiheit gesetzt zu werden, und auch von ihrer Eingabe hatte sie gesprochen. Weit entfernt, seine Liebe aufzumuntern, suchte sie diese vielmehr zu verlöschen; sie gab ihm auch nicht einen Schatten von Hoffnung, erklärte sich unfähig für jede Leidenschaft, wünschte nur ihre Freiheit, um sich selbst einzukerkern und Gott den Rest ihres elenden Daseins zu weihen.

Aber die Liebe ist erfinderisch in Hoffnungen. Henri wollte auf das, was ihm das höchste Glück zu sein schien, nicht verzichten, und glaubte durch geduldiges Ausharren ihr Herz doch noch für sich zu gewinnen.

Marie war auch wirklich nicht unempfindlich für die Liebe des jungen Arztes, sie mußte gestehen, daß er ihr ganz ergeben war. Auf seiner Stirne glänzte die Morgenröthe der Jugend, sie sah mit Vergnügen diese sanften und edlen Gesichtszüge, sie hörte gerne diese fast immer bewegte Stimme, die sie tröstete, und dabei immer von Liebe sprach. Sie konnte sich auch nicht verbergen, daß auch sie Neigung für Henri fühlte, allein sie empfand auch immer ihr Herz sich zusammenpressen, wenn sie dachte, daß sie Saint-Pelagie verlassen würde, um sich an einen Ort zu begeben, wohin er ihr nicht folgen würde.

Die Gerichte hatten ein neues Urtheil erlassen, welches auf lebenslängliche Gefängnißstrafe der Witwe des Prokurators la Verrière lautete.

Henri fand sie eines Tages in größerer Aufregung als gewöhnlich,

„Was ist Ihnen, Marie?“

„Man hat mein Ansuchen nicht gewährt, ich muß hier sterben.“

Henri ließ traurig das Haupt sinken. Nach längerem Stillschweigen faßte er ihre Hand und sprach: „Hören Sie mich. Gott hat mir einen Gedanken eingegeben, ich kann Sie aus dem Gefängnisse befreien, wenn Sie wollen.“

„Wie wäre das möglich?“

„Ich wage nicht es Ihnen zu sagen, Sie müßten ein großes Opfer bringen.“

„O!“ rief sie, die Hände faltend, „Gott ist mein Zeuge, ich bringe gerne jedes Opfer.“

„Wohlan, ich will an das Tribunal ein neues Ansuchen in meinem Namen stellen, ein Ansuchen auf die Gesetze und das christliche Erbarmen gestützt, welches die Richter nicht zurückweisen können. Ich werde um die Bewilligung ersuchen, mich mit Ihnen ehelich zu verbinden.“

„Mich ehelichen?“ rief Marie, sich in seine Arme werfend, „wohin denken Sie? Niemals werde ich in ein solches Opfer von Ihrer Seite willigen.“

„Erbarmen Sie sich meiner Liebe, wie ich mich Ihres Unglücks erbarme. Was ist natürlicher? Ich liebe Sie, Sie sind Witwe, ich heirathe Sie.“

„Henri — kein Wort mehr — mich heirathen! Ich bin ja Marie de Joysel, Witwe des Pierre Gars de la Verrière.“

„Ich weiß es; aber warum an die Vergangenheit denken? Für mich sind Sie die arme Marie, die ich hier kennen gelernt habe und die ich anbete. Eine Ehe hat Sie in's Unglück gestürzt, eine zweite soll Sie retten. Sie werden mit offener Stirne in die Welt treten, denn ich werde an Ihrer Seite sein mit all' meiner Liebe.“

„Gut," sagte Marie, „jetzt sollen Sie Alles wissen!" Sie hob das Kopfkissen ihres Bettes empor und zog ein Papierheft hervor. „Nehmen Sie, lesen Sie diese Memoiren, bringen Sie mir sie morgen wieder, und wenn Sie dann noch darauf bestehen, mein Gatte zu werden, so bin ich die Ihrige."

„Morgen also," sagte Henri und ging selig fort.

Zu Hause angekommen, fing er gleich zu lesen an, da traf sein Onkel zu ihm, um mit ihm von seiner Mutter zu sprechen.

„Onkel!" sagte er, „ich rechne auf Ihr Herz und auf Ihren Beistand bei dem, was ich zu unternehmen willens bin.

„Was willst du thun, lieber Sohn?"

„Ich will Marie de Joysel heirathen,"

„Armes Kind — welcher Wahnsinn! Du bist also in den Abgrund gestürzt."

„Ja, Onkel, mit ihr und mit meiner Liebe. Wir werden uns auch wieder daraus emporheben. Ihr edles Herz wird mich begreifen und mir verzeihen."

„Ich will noch mehr thun," sagte der würdige Priester, indem er Henri umarmte, „ich will Euch beide segnen."

Henri, bewegter als jemals, las in dem traurigen Manuskripte weiter.

Memoiren der Marie de Joysel.

Sainte-Pelagie 1680.

Ich will mich in dem Schmerze und der Langeweile des Gefängnisses dazu verdammen, die Verirrungen meines verhängnißvollen Lebens zu schreiben. Es ist ein Bekenntniß, welches ich mir jetzt, da ich meine Gedanken für mein Seelenheil zu sammeln weiß, selbst ablege. Indem ich die Wege, auf welche

ich mich so thöricht verirrt, noch einmal durchwandle, werde ich mehr Kraft für meine Reue finden. Vielleicht habe ich keinen guten Grund, mein Leben zu schreiben, vielleicht thu ich es, um mich der Erinnerungen zu entledigen, welche mein Herz fortwährend peinigen.

Ich bin in Burgund im Jahre 1651 geboren. Mein Vater, Pierre de Joysel, war Lieutenant bei der Jägerei. Mein Großvater zeichnete sich als Magistratsbeamter aus, Heinrich IV. erhob ihn zum Rath und schenkte ihm zur Belohnung seiner Dienste die Vicomté Joysel, die von ihm an meinen Großonkel überging. Mein Vater starb jung, ohne ein großes Vermögen zu hinterlassen. Er zeugte in seiner Ehe mit Charlotte Lesueur de Beaupreau zwei Söhne und mich, seine Tochter. Von den zwei Söhnen lebt nur Einer. Der Überlebende wußte die Schwäche der Mutter zu benützen und verschwendete das geringe Erbe meines Vaters. Es gelang ihm dann aber doch, eine kleine Anstellung in der Gascogne zu erhalten, wo er sich verheirathete. Meine Mutter überlebte meinen Vater nur wenige Jahre, sie starb vielleicht an dem Grame, den ihr ihr verschwenderischer Sohn verursachte.

Ich zählte eilf Jahre, als mich dieses Unglück traf. Eine Schwester meiner Mutter, an den Vicomte de Montreuil verheirathet, nahm mich zu sich. Sie war eine Frau nach der Mode, noch recht hübsch, anmuthig und geistreich. Man sprach viel von ihr in ihren schönen Zeiten; jetzt fing sie an, sich etwas mit der Welt zu entzweien.

Ich brachte eine ganze Sommerzeit mit ihr in ihrem kleinen Schlosse zu Montreuil zu. Der Vicomte war unter den Befehlen des Marschalls Turenne im Felde. Da meine Tante

kein großes Vermögen besaß, so konnte sie auch nicht daran denken, mir ein glänzendes Loos zu bereiten. Die Familie entschied bald, daß ich in ein Kloster gegeben werden solle. Ich war zu Allem bereit, ich hatte meine Mutter zu oft weinen gesehen, daß ich die Thränen nicht mehr fürchtete.

Als der Winter kam, wurde ich in die Abtei de Saint-Salaberge geführt, deren Oberin Madame Louise de Cossé war. Ich hatte die Welt bei meiner Tante nur halb gesehen, die Welt, ihren Lärm, ihre Feste und ihre Vergnügungen; als ich mich in der Einsamkeit des Klosters befand, erschien mir das Alles noch viel reizender, und meine junge Seele, weit entfernt, im Gebete sich zum Himmel zu erheben, kehrte immer in das Schloß Montreuil, in den Salon meiner Tante zurück.

Die Abtei war voll von Schülerinnen vornehmer Familien, welche da mit Ungeduld, nicht den Augenblick den Schleier zu nehmen, sondern den Hochzeitstag erwarteten. Nur drei oder vier waren mit mir zum Klosterleben bestimmt. Das Beispiel, was ich sah, war daher nicht sehr günstig; ich hörte meine Gespielinnen immer von ihrer glänzenden Zukunft sprechen. Die eine sollte ihren Cousin heirathen, der eine Würde bei Hofe bekleidete; die andere war noch glücklicher, denn sie sprach immer von der Ehe, ohne von dem Manne zu sprechen; diese hoffte Ehrendame der Königin zu werden, jene versicherte, sie werde ihr Leben auf einem schönen Schlosse zubringen, dessen Eigenthümerin sie schon jetzt sei. Ich entfernte mich traurig und nachdenkend von den jungen Thörinnen, welche das Glück zu erwarten schien. Welche Plane sollte ich entwerfen? Ich sah vor

mir nur eine einsame Zelle, in welche ich mein Herz, meine Träume und meine Liebe einschließen sollte.

Ich war die Schönste im Kloster. Meine Gespielinnen waren nicht eifersüchtig auf mich, denn sie wußten, daß ich arm sei. Man sagte oft mitleidig spottend: „Es ist wohl nicht der Mühe werth, so schön zu sein.“

Etwas vor der bestimmten Zeit, wo ich den Schleier nehmen sollte, kam meine Tante, welche Witwe geworden war, mich abzuholen, um sich etwas zu zerstreuen. Da sie in einer prächtigen Equipage ankam, regte sich mein Stolz; meine Gespielinnen, als sie mir Lebewohl sagten, bewunderten neidisch die Equipage, ich hörte aber, wie Eine derselben zu der Andern sagte: „Ja, sie fährt jetzt im Glanze fort, aber Ihr werdet sehen, wir werden sie bald auf einem Karren mit einem Esel bespannt zurück kommen sehen.“

Ich reiste ab, diese Worte im Herzen. Zurück kommen? sagte ich zu mir selbst; „wer weiß, ob ich zurück komme.“

Die ersten Wochen fand ich bei meiner Tante keine sehr angenehme Gesellschaft, dennoch war ich tausendmal vergnügter, als im Kloster, ich athmete frei, lief im Parke herum, wie eine Närrin, ich pflückte Blumen, wand mir Kränze, kurz, ich lebte ganz nach meiner Einbildung. Ich freute mich sehr, den Himmel, die Bäume, die Wiesen, die Quellen zu sehen und — darf ich es bekennen? auch mich selbst.

Jedesmal, wenn ich durch den Salon ging, blieb ich vor dem Spiegel stehen und besah mich und ordnete meine Haare, um mich länger zu sehen, und brachte sie wieder in Unordnung, um sie noch einmal zu ordnen.

Meine Tante überraschte mich einmal dabei. „Sieh da,

Mädchen," sagte sie, „Du hast auch größere Lust, dich zu putzen, als den Rosenkranz zu beten. Ich fürchte fast, das Nonnenkleid wird dir zu schwer werden; es wäre auch wirklich unverzeihlich, diese schönen Haare abzuschneiden." Und mit diesen Worten nahm sie meinen Kamm und ließ meine Haare herabfallen, indem sie ausrief: „Zu diesem prächtigen schwarzen Haare wird ein Brautschleier besser passen als ein Nonnenschleier."

Meine Tante sprach nicht mehr vom Kloster, auch ich dachte nicht mehr daran, ich gewöhnte mich an die Freiheit, ich überließ mich auch manchmal den lächelnden Gedanken einer Verheirathung, ich gestehe, daß mir der Mann dabei nur als eine Zugabe erschien. Der Erste, der da kommen würde, mich zur Frau zu nehmen, wäre mir recht gewesen, nicht seinetwegen, sondern der Freiheit wegen, die er mir verschaffen würde. So war meine Gemüthsstimmung, als Herr Gars de la Verrière, Prokurator bei dem Gerichte zu Meulan, meine Tante auf einige Tage besuchte. Außer dem, daß er ein Freund meines Onkels war, hatte er auch mit dessen Witwe einige Geschäfte auszugleichen. Er schien mir sehr häßlich. „Mein Gott," dachte ich mir, „wie müßte man sich mit einem solchen Ehemann langweilen!" Herr Verrière war weder galant noch geistreich, er kleidete sich schlecht und lachte niemals. Er aber würdigte sich, mich nach seinem Geschmacke zu finden und trieb seine Großmuth so weit, um meine Hand anzuhalten. Mich mit einem solchen Manne verbinden? Nein, niemals! schrie ich in der Angst meines Herzens; aber das Herz durfte nicht gehört werden, und nach vielen Betrachtungen kam ich endlich auf meine fixe Idee zurück: heirathen. — Der Herr Prokurator war vielleicht von Innen nicht so schwarz als von Außen, meine Tante sprach viel

von seinem Vermögen, seinen schönen Equipagen, seinem Landgute; ich sagte Ja, aber am Tage der Vermälung hatte ich doch fast Lust in mein Kloster zurück zu kehren.

Drei Wochen hindurch führten wir ein gutes Leben, aber dann brachte er mich nach Paris, wo er eine einträglichere Stelle zu erhalten hoffte und sperrte mich ein wie eine Gefangene. Wir bewohnten ein kleines Hotel in der Straße Mazarine. Er verdammte mich dazu, immer in meinem Gemache eingeschlossen am Kamine sitzen zu müssen. Ich erinnere mich, daß er eines Tages wüthend wurde, weil ich das Fenster geöffnet hatte. „Was schauen Sie da, Madame?" schrie er. — „Ich sehe, was für Wetter ist." — „Nein, Sie wollen die Vorübergehenden sehen." Und damit schlug er das Fenster zu.

Ich wollte mich dieser Art zu leben nicht fügen, doch brachte ich drei Jahre so hin. Ich hatte zwei Kinder zu meinem Troste, doch suchte mein Herz sich zu rächen, und der Augenblick hiezu kam bald.

Der Herr Prokurator hatte einen Cousin bei dem Dragonerregimente, Philipp de Montbrun, der eines Tages unerwartet kam uns zu besuchen, zum größten Ärger des Eifersüchtigen. Es war ein hübscher Junge voll guter Laune, der seinen Kopf und seinen Degen stolz trug. Er brauchte nicht lange sich um mich zu bewerben. Ich wage es nur mit Schamröthe zu sagen, in der ersten Stunde begegneten sich unsere Blicke wohl sechzigmal, in der zweiten unsere Hände, am Abend entführte er mich. Ach! seitdem man Frauen entführt, war gewiß noch keine so nachgiebig als ich.

Wir fanden in der Schnelligkeit keinen Wagen, wir mußten beide auf einem Pferde fort. Ich hatte nie ein Pferd bestie-

gen, ich klammerte mich daher mit Entzücken an Montbrun. Er wollte mich nach Corbeil zu einem seiner Freunde bringen, der erst vor Kurzem geheiratet hatte; aber kaum acht Meilen von Paris wurden wir von einem fürchterlichen Ungewitter überfallen. Wir sprachen im Schlosse Bièvre ein. Unser Eintritt war sehr lächerlich. Der Herr des Schlosses glaubte alte Freunde zu empfangen, da er uns aber nicht kannte und sich von Leuten von solchem Aussehen auch unmöglich einen vortheilhaften Begriff machen konnte, so wollte er uns schon wieder aus dem Thore weisen, als Montbrun zu ihm sagte: „Mein Herr, halten Sie sich nicht für beleidigt, wenn wir, gezwungen durch das Ungewitter, Ihr Schloß für eine Herberge angesehen haben im Gegensatze zu Don Quixotte, der die Herbergen für Schlösser ansah." Der Schloßherr lachte und wurde freundlicher. Wir soupirten mit ihm, und da die Jugend voll Vertrauen ist, so erzählten wir ihm unser Abenteuer. Wir lachten viel darüber, was der alte Prokurator für Augen gemacht haben wird.

Dieser Tag — darf ich es gestehen? er war der schönste meines Lebens, jetzt, da ich meine Vergehen verwünsche, diesen Tag kann ich nicht verwünschen. Ach, wie süß waren seine Küsse während der Reise trotz dem Regen und dem Winde. Es gibt Nächte, wo ich auf meinem Schmerzensbette noch den Galopp des Pferdes, den Arm Montbrun's, der mich liebend umfing, und die Schläge seines Herzens unter meiner Hand zu fühlen glaube.

Unser Wirth wurde so liebenswürdig, daß wir noch drei Tage auf seinem Schlosse blieben. Das, worüber ich heute noch erstaune, ist, daß ich mich so schnell in den Abgrund ziehen ließ ohne Reue, ohne Gewissensbisse. Es war die Thorheit der ersten

Liebe, ich war geblendet. Montbrun war so schön, so liebenswürdig, so verliebt. Wenn es verzeihungswürdig ist, sich mit Jemand zu verdammen, der es werth ist, so wird mir verziehen werden.

Am vierten Tage reisten wir nach Corbeil, und wurden von den Neuvermälten sehr freundlich aufgenommen. Sie machten uns Platz in ihrem kleinen Hause und versicherten uns, daß dies auch für die Zukunft ein Asyl sein sollte.

Als wir etwas vernünftiger wurden, fingen wir an ruhig das Glück unserer Liebe zu genießen, aber bald wurden wir entdeckt und von meinem Gatten überfallen. Wir flohen, allein er sandte uns mehre Bogenschützen nach, die uns auf der Straße einholten. Montbrun vertheidigte uns mit seinem Degen, mußte aber der Gewalt weichen.

Wir kehrten also getrennt nach Paris zurück. Ich wurde in das Besserungshaus zu den Madelonnettes gebracht. Dort verlebte ich einen ganzen Monat, ohne von meinem Gatten und von meinem Geliebten etwas zu hören. Glücklicherweise waren unter den Büßenden bei den Madelonnettes Einige, welche das Lachen nicht verlernt hatten. Das Haus selbst war nicht sehr strenge, man ließ den Eingeschlossenen ziemliche Freiheit, und die Begünstigten durften Morgens und Abends im Garten spazieren gehen. Ich genoß diese Begünstigung, ohngeachtet der strengen Aufträge des Prokurators. Im Garten unterhielten wir uns wie die Kinder, wir liefen nach Schmetterlingen und warfen uns mit Rosen, erzählten uns auch wechselweise unsere Geschichten. Weit entfernt, etwas zu verschweigen, ging man sogar über die Wahrheit hinaus. Ich hörte da die allerliebsten Lügen. Auf diese Art, anstatt Buße zu thun, ermuthigte man

sich im Bösen zu verharren; man spottete über die Ehemänner, welche man Tyrannen nannte, und trug den Geliebten im Herzen.

Nach Ablauf von sechs Wochen wurde mir gemeldet, der Prokurator werde im Sprachzimmer erscheinen, um mir Gnade anzukünden, wenn ich ihm wahre Reue zeigen würde. Er kam, ich empfing ihn sehr unfreundlich, ich fand ihn häßlicher als jemals. Als er von Wiedervereinigung sprach und mir seine Bedingungen vorschreiben wollte, diktirte ich ihm die meinigen: daß ich in voller Freiheit leben, in die Kirche, auf die Promenade, ins Schauspiel gehen und meine Fenster öffnen wolle, wann es mir gefällig ist. Als ich ihm das gesagt hatte, wurde er wüthend.

„Wohlan,“ schrie er, „so sollst du zwei Jahre hier bleiben, und wenn du nach dieser Zeit dich meinem Willen noch nicht fügst, so sollst du das schwarze Kleid der Büßerinnen anziehen, mit diesem kannst du dann ins Schauspiel gehen, wenn du willst, oder vielmehr wirst du selbst in dem Trauerspiele zwischen vier Mauern die Hauptrolle spielen.“

Dann ging der Prokurator und kam nicht wieder. Übrigens glaubte ich ihn am nächsten Morgen wieder zu sehen. Man rief mich nämlich in das Sprachzimmer, wo ich einen Sekretär fand, der mir schweigend einen Brief übergab, welchen ich nicht nehmen wollte. „Nehmen Sie, nehmen Sie, Madame,“ sagte er mit theilnehmender Miene, „Sie werden es nicht bereuen.“ Ich nahm den Brief und öffnete ihn. Wie groß war mein Erstaunen und meine Freude, als ich die Schrift Montbrun's erkannte. Ich erröthete, erblaßte, und eilte in meine Zelle, um Folgendes zu lesen:

„Meine theure Geliebte! Ich weiß endlich, wo du bist. Mein Herz suchte dich überall. Ohne den braven Mann, welcher dir diesen Brief übergibt, würde ich aber noch immer vergebens suchen. Wie? der Elende hat dich wie ein verlornes Weib zu den Madelonnettes gegeben? Ist das die Gerechtigkeit eines Prokurators? Aber wenn ein Mann lebt, der dich verfolgt, so lebt auch ein Anderer, dich zu vertheidigen. Höre, was ich beschlossen habe: Noch eine Entführung; du weißt, wie süß sie ist. Seine Geliebte entführen oder sich von dem Geliebten entführen lassen, heißt zum Paradiese wandeln. Noch in dieser Nacht werden wir vereinigt sein. Habe Willen und Muth, und finde dich um eilf Uhr allein am Ende des Gartens ein. Nur eine Mauer wird uns trennen, und eine Leiter dir den Weg zum Himmel der Liebe zeigen. Diesmal werden wir in einem guten Wagen fahren und einen andern Weg einschlagen. Gott geleite uns.

Philipp de Montbrun."

Alles ging nach Wunsche. Ich meldete mich krank. Am Abend versteckte ich mich unter eine Tonne im Garten und harrte mit Sehnsucht. Montbrun kam mit Leiter und Wagen. Um Mitternacht waren wir schon weit entfernt. Diesmal begaben wir uns nach Compiegne unter angenommenem Namen.

Wir lebten dort zwei Monate sehr zurückgezogen, aber sehr glücklich. Ohngeachtet unserer Liebe wurde uns jedoch dieses Leben etwas zu einförmig, besonders fing Montbrun an düster zu werden. Zu Ende Decembers machte Montbrun eine kleine Reise zu seinem Freunde Penthièvre. Ich hoffte ihn binnen vier Tagen wieder zu sehen, allein er blieb drei lange Wochen aus. Bei seiner Rückkunft schien er mir minder

liebevoll. Es brauchte nicht lange um zu bemerken, daß sein Herz anderwärts sei. Er reiste bald wieder ab und kam nicht zurück. Er brach vollends mein Herz, als er mir Geld sandte ohne einen Brief, ohne ein Wort. Ich fing an mein ganzes Unglück zu begreifen. Ich kehrte in der Mitte des Winters nach Paris zurück und entdeckte dort nach längerem Forschen seinen Aufenthalt. — Ach! ich wurde auf dieselbe Art gestraft, wie ich gesündigt hatte. Montbrun hatte eine andere Geliebte. Diese, welche sich auf die Männer besser verstand als ich, hielt ihn in festen Ketten. Meine Verzweiflung war so groß, daß ich beschloß zu seinen Füßen zu sterben. Ich kaufte einen Dolch, kleidete mich als Putzhändlerin und suchte eines Morgens Eintritt bei der Dame, nicht zweifelnd, daß ich ihn dort treffen würde. Nach einer langen Stunde des ungeduldigen Harrens ließ man mich ein. Ich trat in das Schlafzimmer. Ich sah beim ersten Anblicke die großen Gardinen leise sich bewegen. Ach, wie zitterte ich. Die Dame stand im Morgenanzuge am Kamin. Sie war schön, blond und voll Anmuth. Ich öffnete, immer verstohlen nach der Seite blickend, meinen Spitzen-Carton. Sie besah die Waare, nahm dann einen Spitzenschleier, der ihr gefiel, hielt ihn über ihren Nacken und besah sich im Spiegel. Ich konnte mich nicht länger halten, mit einem Sprunge war ich am Alkoven, riß den Vorhang auf — und da stand er blaß und ausrufend: „Sie hier?"

„Ja, ich bin es!" schrie ich meinen Dolch fassend. Die Dame trat gegen mich, indem sie einen heftigen Schrei ausstieß. „Nähern Sie sich mir nicht," rief ich ihr zu, und sie fiel in Ohnmacht. Montbrun eilte zu ihr, mich mit Blicken und

Worten beschimpfend. Ich war außer mir. „Ungeheuer!“ schrie ich, stürzte auf Montbrun und traf ihn mitten ins Herz.

Kaum hatte ich den Stoß geführt, als meine Augen sich verfinsterten und ich sank am Bette nieder, die Hand Montbrun's küssend. „Ich bin verloren,“ sagte er ohne Groll und ohne mir seine Hand zu entziehen. Ein Kammermädchen, von dem Schrei ihrer Gebieterin herbeigezogen, trat ein. Montbrun besaß noch so viel Gegenwart des Geistes mich retten zu wollen. „Es ist nicht bedeutend,“ sagte er zu dem Mädchen, „kommen Sie in einer Viertelstunde wieder.“ — „Ja in einer Viertelstunde wird Alles vorüber sein,“ sagte ich und raffte meinen Dolch auf, aber ich besaß die Kraft nicht mehr, ihn gegen mich zu kehren. — „Geh, meine arme Maria!“ sprach Montbrun mit matter Stimme, „ich glaube daß die Wunde nicht tödtlich ist. Geh, ich will mich in die Straße Hautefeuille bringen lassen, Du besuchst mich dann dort.“

Sollte man es glauben? ich war so niederträchtig, Montbrun im Tode zu verlassen.

Ich kam ohne Hinderniß aus dem Hause. Montbrun starb vermuthlich noch an demselben Tage an der Seite meiner Nebenbuhlerin. Am andern Morgen ging ich in die Straße Hautefeuille und vernahm seinen Tod. Er hatte sich in seinem Testamente selbst angeklagt. Ich hatte noch die Feigheit mich nicht selbst anzuklagen. Ich trug mein Verbrechen stillschweigend mit mir. Ich brachte den Rest des Winters auf die traurigste Weise unter den bittersten Thränen zu. Aber als der Frühling kam, fühlte ich mich neu gestärkt. Ich hatte eine Freundin aus dem Kloster gefunden, welcher es nicht viel besser gegangen war als mir. Ich besuchte sie öfter. Sie hatte mehre

junge Leute von angesehenen Familien bei sich, welche der Traurigkeit nicht Raum ließen. Sie fingen nach und nach an mich zu erheitern. Da ich nicht Einen davon lieben konnte, so liebte ich sie alle. Ich wurde schlechter als jemals. Ich wurde kokett, fand Vergnügen an kleinen Bosheiten, kurz ich verlor Kopf, Herz, Religion, ich verlor mich selbst. Ich dachte nicht mehr an Vergangenheit und Zukunft, nicht an Montbrun, nicht an Gott, nicht einmal an meine Kinder. Hier weigert sich meine Feder mir ihren Dienst zu leisten, warum auch diese Zeit, die traurigste meines Lebens weiter auszumalen? Was soll ich weiter sagen, als daß ich ein ganzes Jahr in Ausschweifungen, zügellosen Leidenschaften zubrachte.

Obwohl ich meinen Namen verändert hatte, so gelang es dem Prokurator doch mich zu entdecken. Diesmal erwirkt er bei dem Gerichte ein lebenslängliches Gefängniß für mich. Man brachte mich nach Saint-Pelagie, nach diesem offenen Grabe.

Wenigstens bleibt mir noch eine theure Erinnerung, das Andenken an Montbrun, den Einzigen, den ich wahrhaft geliebt habe. Ich trage den Dolch mit seinem Blute gefärbt immer auf meinem Herzen. Dieser Dolch hat noch Jemand zu durchbohren.

VIII.

Nachdem Henri gelesen hatte, ging er in das Gefängniß. Er fand Marien leidender. Als sie ihn eintreten sah, senkte sie schweigend das Haupt wie vor einem strengen Richter. Er reichte ihr die Hand, sie streckte ihm die ihrige entgegen mit abgewendeten Augen.

„Maria," sprach Henri mit festem Ton, „du wirst mein Weib vor Gott und den Menschen."

Sie stürzte auf ihre Knie vor ihm. „Ich habe nichts mehr zu sagen," flüsterte sie, „Du bist mein Herr und ich gehorche deinen Befehlen."

Henri hatte bereits das Ansuchen verfaßt, an dasselbe Tribunal, welches Mariens Bitte zurückgewiesen hatte. Es war einfach und seinen besten Willen darthuend. Sein Advokat hatte es so gut unterstützt, daß die Sache zu Gunsten Henri's durch folgendes Urtheil entschieden wurde:

„In Anbetracht des Ansuchens des Arztes Henri „Thomé wird ihm und der Maria de Joysel gestattet „eine ehelige Verbindung zu schließen und in dieser Hinsicht an„geordnet, daß der Kontrakt an dem Gitter des Gefängnisses, „worin sich Maria de Joysel befindet, unterzeichnet werde. „Gedachte Maria de Joysel soll nach dreimaligem Aufge„bote in die Pfarrkirche des Quartiers durch Dumour den „Gerichtsdiener geführt werden, welcher Zeuge der Kopulation „sein und die Vermälte dann ihrem Gatten übergeben soll. „Die Oberin des Gefängnisses bleibt für die Ausführung dieser „Anordnung verantwortlich."

„Gegeben im Parlament den 29. Jänner 1684."

Allein kaum von dieser Entscheidung unterrichtet, machte die Familie des verstorbenen Prokurators Einspruch dagegen und forderte, daß der letzte Wille des Verstorbenen geachtet und das, was er in seinem Testament gegen seine treulose Gattin verordnet hatte, vollzogen werde.

Es kam hiernach zum Prozesse. Henri brachte indessen jeden Nachmittag bei Marien zu. Ihre Liebe wurde zutrau-

licher und zärtlicher, sie eröffneten sich wechselseitig ihre Herzen, ihre Hoffnungen und ihre Besorgnisse, sie beteten, trösteten einander, und liebten sich.

Eines Tages fand Henri Marien eifrig aus ganzer Seele betend. „Ich hielt dich nicht für so fromm,“ sprach er zu ihr.

„Durch dich habe ich Gott lieben gelernt,“ antwortete sie mit zum Himmel gehobenen Blicken. „Bevor ich dich kannte betete ich wohl auch, allein mein Gebet war durch Haß entheiligt. Ich war empört gegen die Welt, welche mich verachtete, nicht eine Seele zeigte mir Mitleid und gab mir Trost. Da kamst du, liebtest diejenige, welche Alle von sich stießen, und fandest in meinem Herzen die Quelle meiner Thränen; nun weinte ich nicht mehr aus Zorn, sondern aus Liebe und Reue, ich liebte dich, ich liebte Gott. Ja, Henri, du bist mein Retter.“

Im Monate Juli 1684 wurde dieser außerordentliche Rechtsfall vor Gericht verhandelt. Es wurden vorgerufen Maria de Joysel und ihre Kinder, die väterlichen und mütterlichen Verwandten, Charles Henri Thomé, der Kanonikus Leblanc, Madmoiselle Amelin, die Oberin von Saint-Pelagie, Schwester Martha und noch einige Andere. Der Platz des Justizpallastes und die nahen Quais waren mit Menschen angefüllt. Seit einem halben Jahrhundert hatte kein Kriminalfall die Neugierde so erregt. Man beklagte Maria von Joysel und interessirte sich außerordentlich für Henri Thomé; man wollte sie beide sehen.

Maria erschien im Büßerkleide, schwarzes Obergewand mit weiten Ärmeln, grauen Rock, die Haare unter einer glat-

ten Haube versteckt. Ohngeachtet dieses unvortheilhaften Gewandes erscholl es doch von allen Seiten: „O, wie schön!“ Sie schien sich nicht sehr um die allgemeine Neugierde zu bekümmern, aus ihren Zügen sprach Ergebung und Verachtung. Von Zeit zu Zeit warf sie nur unwillkürlich einen zerstreuten Blick auf Henri, der mit seinem Onkel am Geländer stand. Sie war von ihm nur durch die Gerichtsdiener, welche sie bewachten, und durch die beiden Advokaten getrennt. Manchmal blickte sie auch mitleidsvoll und mit unbeschreiblichem Schmerz auf ihre beiden Töchter, welche ihre Mutter gar nicht kannten. Sie saßen ihr gerade gegenüber an der Seite ihres Vormundes, ihres Advokaten und einiger Verwandten ihres Vaters. Die Ältere, durch den Vormund dazu aufgemuntert, affectirte dem schmerzvollen Blick Mariens einen verächtlichen entgegen zu werfen, welches den Unwillen der ganzen Versammlung erregte.

Bevor die Richter eintraten nahm ein Vorfall die allgemeine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch. Eine alte Dame warf sich mit Thränen in den Augen in Mariens Arme, es war ihre Tante, die alte Vicomtesse de Montreuil. Ihr Gesicht hatte einen solchen Ausdruck von Gutmüthigkeit, daß Alles davon gerührt wurde. Sie faßte Mariens Hände, und schien mit ihr über hundert Dinge auf einmal zu sprechen, sie ertheilte ihrem Advokaten Rath, sie schien selbst für sie in die Schranken treten zu wollen mit allen Hilfsmitteln ihres Herzens. Nach der ersten Ergießung fragte sie wo Henri Thomé sei, sie trat zu ihm mit Thränen und Lächeln zugleich und sagte: „Was Sie thun, junger Mann, kommt von Gott, rechnen Sie auf mein Vermögen und auf meine Freundschaft.“

In diesem Augenblick traten die Richter mit gewohnter Gravität ein, was übrigens Talon den Generalprokurator nicht abhielt, einen etwas weltlichen Blick auf die schöne Angeklagte zu werfen.

Der durch seine Beredsamkeit berühmte Advokat Fournier nahm zuerst das Wort und nachdem er das Geschichtliche des Falles auseinander gesetzt hatte, las er das Gesuch Henri's vor. Dann sprach er von seiner Familie, einer der achtungswerthesten in Lyon, von der Reue der Witwe des Prokurators Pierre Gars de la Verriere, und äußerte dann die Hoffnung, das Gericht werde die edelste und erhabenste Handlung christlicher Barmherzigkeit auszuüben nicht versagen. „Nicht Reichthümer sind es," sprach er, „welche den edlen Arzt zu diesem gottgesegneten Entschlusse bewogen, denn durch die Verurtheilung vom 9. März 1673 wurde Marie ihres Heiratsgutes sowohl, als alles dessen, was ihr aus dem Ehekontrakt gebührt hätte, verlustig erklärt, und sie besitzt nichts mehr als ihren Schmerz und ihre Thränen; sie sei durch eilf Jahre der Reue ein Vorbild der Ergebung geworden und das exemplarische Leben, welches sie seit dieser Zeit geführt habe, sei ein Heiratsgut, welches von der Hand Gottes kommend unendlich kostbarer sei als jenes, welches ihr die Menschen genommen haben." Der Advokat ließ den Kanonikus Leblanc und die Oberin Demoiselle Amelin vortreten, welche dieses bestätigten. Leblanc schloß mit den Worten: „Die Arme hat Thränen der Reue vergossen, welche oft die meinigen fließen machten." Der Advokat schloß mit den Worten: „Die Bitte meiner Klienten sich verehelichen zu dürfen ist auf das Gesetz Gottes, der Menschen, der Familie und auf das Sühnopfer

welches sie für ihre Verbrechen gebracht hat, gegründet. Ein Ehemann war die Ursache ihres Unglückes, ein Ehemann wird sie dieses vergessen machen, sie findet dort den rettenden Hafen, wo sie Schiffbruch gelitten, und wenn ihr das Gericht ihre Bitte gewährt, so ist das ein Akt der Vereinigung der Menschlichkeit mit der Gerechtigkeit."

Hierauf folgte eine lange Gegenrede des Advokaten der väterlichen Familie, welche sehr schimpflich für Marie war. Er stellte ein abscheuliches Gemälde ihres Lebens dar, er beschuldigte sie, die Mörderin ihres Gatten gewesen zu sein, durch den Gram, den sie ihm verursachte, er sprach sogar von Gift. Aber diese Anklage wurde mit einem allgemeinen Gemurmel des Widerwillens aufgenommen. Die ganze Versammlung bemerkte mit tiefem Schmerz, daß die beiden Töchter Mariens alle Beschimpfungen des Advokaten durch Geberden zu billigen schienen. Man frug auch sie, und sie erzählten, was seit dem Tode ihres Vaters vorgefallen war, aber man sah wohl, daß diese Erzählung eingelernt war wie eine Fabel oder ein Compliment.

IX.

In diesem Augenblicke wurden die Debatten durch die Erscheinung eines unerwarteten Zuschauers unterbrochen. Alle Blicke wendeten sich gegen den neu Angekommenen, der wohl nicht aus Neugierde der Scene beizuwohnen schien. Es war ein Mönch, zwar noch jung, aber blaß und verkümmert, ganz geeignet, um Mitleid zu erregen. In seinen Zügen war neben der Demuth ein edler Stolz zu erkennen, der auf eine edle Geburt, auf Geist, aber auch auf Schmerz schließen ließ. Er

ging durch die Menge und hielt einige Schritte vor Marien an, betrachtete sie mit einem süßen aber traurigen Blick, stützte sich auf das Gitter, welches die Richter von den Zuhörern schied, neigte das Haupt seufzend und schien sich zu sammeln.

Marie, sehr bewegt durch die bittere Anklage ihrer Kinder, sah im ersten Augenblicke diese neue Gestalt nicht, als sie aber ihr thränenschweres Auge nach ihm wandte, erbebte sie bei seinem Anblicke. Henri Thomé, der sie nicht aus den Augen ließ, erschrack über ihre plötzliche Bläße und schien durch seinen unstäten Blick um die Ursache zu fragen, allein sie bemerkte das nicht und fuhr fort den Mönch zu betrachten, der fürchterliche Erinnerungen in ihr hervorzurufen schien.

„Wenn er es wäre," dachte sie, und wischte mit ihrer Hand über ihre Augen, um sich zu überzeugen, daß sie nicht schlafe und träume, daß Alles was sie sieht Wirklichkeit sei; ihre Kinder, welche sie im Namen ihres Vaters verwünschten ohne eine Thräne im Auge, diese Richter, welche so viel lärmten um sie und für sie, diese Neugierigen, die das Ganze nur als eine Komödie betrachteten, und der Mönch, dessen Gestalt ihr Herzblut erbeben machte. „Nein, ich träume nicht," sprach sie zu sich selbst, „aber er ist es nicht, woher und warum aber kommt dieser Mann?"

X.

Der Advokat Fournier bot nun Alles auf, um die Gegenrede seines Kollegen zu entkräftigen, er wurde oft vom lauten Beifall der Menge unterbrochen, man erblickte auf den Gesichtern der Richter den Eindruck, den diese Meisterrede zu

Gunsten Mariens hervorgebracht hatte, da trat der Advokat der Kinder neuerdings mit einer triumphirenden Miene vor und sprach: „Wenn ich noch nicht genug über dieses Weib gesagt habe, wenn meine Anklagerede, geschöpft aus Wahrheit und Verachtung, die Herren dieses achtungswerthen Tribunals von der Schändlichkeit Mariens de Joysel noch nicht überzeugt hat, so will ich meine Aufgabe im Namen der Menschlichkeit vollenden, welche nicht will, daß eine Verbrecherin in ihren Schooß wieder aufgenommen werde. Bis hieher habe ich Ihnen Marien gezeigt als eine Sünderin ohne Seele und ohne Reue, jetzt will ich sie Ihnen noch in einem häßlicheren Lichte darstellen. Lesen Sie diese Schrift, welche mit ihrem Blute hätte geschrieben sein sollen, lesen Sie die Geschichte dieser Elenden, von ihr selbst mit aller Schamlosigkeit geschrieben."

Marie schrie laut auf und sank bewußtlos nieder. Henri erhob sich mit Indignation und rief: „Dieses Manuscript ist das Bekenntniß einer armen Seele. Es kann nur durch einen Diebstahl in diese Hände gekommen sein, wofür ich Rechenschaft verlange."

Der Präsident rief den jungen Arzt zur Ordnung, und empfahl ihm an diesem Orte eine würdigere Sprache zu führen, er sagte ihm wie das Manuscript in die Hände des Anwalts der Kinder gekommen sei. Er hatte nämlich an demselben Tage eine Untersuchung in der Wohnung Henri's begehrt, um seinen Briefwechsel mit Marien zu entdecken, und man fand diese Memoiren, welche Licht in der Angelegenheit verbreiten konnten.

Marie erhob sich einen Augenblick, wendete sich an den Advokaten und sprach mit Verachtung: „Lesen Sie, mein Herr!"

Der Mönch, welcher bisher ernst und traurig am Gitter

gelehnt stand, begehrte auf die Bank der Zeugen gelassen zu werden, weil er Entdeckungen zu machen habe. Ein Gerichtsdiener öffnete auf Befehl des Präsidenten das Gitter, und der Mönch setzte sich schweigend neben den Kanonikus Leblanc, sehr nahe bei Marien.

„O mein Gott!“ flüsterte er, indem er die Blicke zum Himmel hob, „gib mir die Kraft, mein Herz zu bewältigen.“

Der Advokat las nun mit schadenfroher Miene jene Stellen in Mariens Memoiren, welche von ihrer Liebe zu Montbrun bis zu jenem Augenblicke, wo sie ihm den Dolch in das Herz stieß, handelten, dann rief er triumphirend aus: „Sie haben gehört, meine Herren, sie klagt sich selbst eines neuen Verbrechens an, sie hat ihren ersten Geliebten, Philipp von Montbrun ermordet.“

Als der Advokat dieses gesprochen hatte, trat der Mönch langsam gegen die Richter vor und gab ein Zeichen sprechen zu wollen.

„Wer sind Sie?“ fragte der Präsident.

„Wer ich bin?“ antwortete der Benediktiner, indem er die Kapuze zurückwarf. „Fragt Marie de Joysel.“

Er wendete sich gegen die arme Frau, welche einen Schrei ausstieß und halb todt in die Arme ihrer Tante fiel.

XI.

Die allgemeine Neugierde äußerte sich nun auf das lebhafteste, alle Damen erhoben sich von ihren Sitzen, den düstern Mönch und die blasse Marie mit den Augen durchbohrend. Henri Thomé war außer sich, er konnte sich nicht länger

beherrschen und wendete sich mit der gebietenden Frage gegen den Mönch: „Wer sind Sie?“

„Ich bin Philipp de Montbrun,“ antwortete dieser feierlich, „ja, ich bin Philipp de Montbrun! Also klagt diese arme Frau nicht an, meine Mörderin gewesen zu sein. Verzeiht ihr alle ihre Fehler, wie ihr Gott verziehen, der sie weinen gesehen hat. Treibt Eure Grausamkeit nicht weiter, ich erscheine hier durch die Barmherzigkeit Gottes nach den heiligen Lehren des Evangeliums. Ich bin strafbarer als diese Frau, ich war der Dämon, da sie noch ein Engel der Tugend und Schönheit war; ich war die Schlange, welche sie zur Sünde verleitete. Aber es gibt noch einen Strafbareren als ich bin, dieser war mein Verwandter, der Prokurator Pierre Gars de la Verriere. Die Ehe ist eine göttliche und menschliche Einsetzung, welche Mann und Weib vereinigt. Pierre war kein Mann mehr, er hatte weder Herz noch Seele. Es war eine edle Hingebung, daß dieser Mumie Marie de Joysel ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Tugend zum Opfer brachte, aber das Weib ist schwach, Gott hat es so erschaffen.“

„Hochwürdiger Herr,“ unterbrach der Präsident den Redner, „wir verlangen hier keinen geistlichen Sermon, sagen Sie nur wie es kommt, daß Sie hier erscheinen.“

„Ich bin hieher gekommen, weil mir der Großprior meiner Abtei sagte, was hier verhandelt werde, ich wollte die Sünderin in ihrer Reue noch einmal sehen, und hoffte meine Stimme zu ihren Gunsten erheben zu können.“ Montbrun trat nun zu Marien, welche ihr Bewußtsein wieder erhalten hatte. Sie sah und hörte ihn, ohne ihren Augen und Ohren zu trauen.

„Du? Du?“ rief sie, „mein Gott! wo bin ich denn?“

Der General-Prokurator hatte nun das Wort genommen, und Montbrun war dadurch im Stande Marien einige Worte zu sagen, ohne von Neugierigen gehört zu werden.

„Fürchte nichts, Marie," sagte er, „ich komme nicht um mich zu beklagen, ich bin todt für diese Welt, ich habe auf Alles Verzicht geleistet und habe mich von der irdischen Liebe zur Liebe Gottes gewendet, nur diese trügt nicht und ist unendlich. Lebe wohl, ich werde für dich beten, lebe wohl." Er verbeugte sich, zog die Kapuze über das Haupt und ging.

Die Rede des General-Prokurators war kräftig, der Wahrheit und den Gesetzen gemäß, es schien, als ob er von den Empfindungen der Zuhörer durchdrungen wäre, welche Marien günstig waren. Seine letzten Worte, von dem Auditorium mit Ungeduld, von Marien und Henri mit Ängstlichkeit erwartet, waren für die eheliche Verbindung.

Die Richter stimmten mit der Entscheidung des General-Prokurators überein und verkündeten folgendes Urtheil:

„Das Gericht findet dem Gesuche der mütterlichen Ver-„wandten beizutreten, ohne der Opposition der väterlichen Ver-„wandten Folge zu geben. Es verordnet daher, daß das Urtheil „vom 29. Jänner rechtskräftig bleibe und die Ehe zwischen „Henri Thomé und Marie de Joysel vollzogen werde. „Die Opponenten werden zu den Gerichtskosten verurtheilt."

Als dieses Urtheil verkündet war, konnten sich Marie, Henri und die alte Tante der Thränen nicht erwehren. Marie wurde wieder in das Gefängniß zurückgeführt, wo sie den Vermälungstag erwarten mußte. Madame de Montreuil versprach ihr, ihren Wagen zur Kirche zu schicken, damit sie die ersten Tage ihrer Ehe auf ihrem Schlosse zubringe.

XII.

Am andern Tage besuchte Montbrun Marien in ihrer Zelle, bat sie um ihre Verzeihung und brachte ihr die seinige mit seinem Segen. Sie schieden versöhnt.

Montbrun war nur als sein eigener Schatten erschienen. Henri kam nach ihm feurig und liebend.

Die Vermälung ging drei Monate nach Fällung des Urtheils in der Kirche Saint-Medard vor sich, ganz so wie die gerichtliche Anordnung lautete. Nachdem der Gerichtsdiener Dumour Marien ihrem Gatten übergeben hatte, gingen Beide aus der Kirche und fanden vor derselben den Wagen der Frau von Montreuil. Sie umarmten den alten Kanonikus Leblanc, der sie verbunden hatte, und fuhren eilig fort. Die Fahrt war süß aber schweigsam. Ohngeachtet der feurigen Liebe Henri's hatte Marie Augenblicke düsterer Traurigkeit. Wenn er von Glück und Liebe sprach, senkte sie das Haupt und schien sagen zu wollen: Die Zeit ist vorüber! Bald aber bemerkte sie, daß ihre Traurigkeit Henri unruhig machte, sie nahm daher bald wieder die Maske der Unbefangenheit an, lächelte ihm anmuthig zu und täuschte sich selbst, indem sie Henri zu täuschen suchte.

Es war beinahe sechs Uhr, als sie im Schlosse anlangten. Madame de Montreuil kam ihnen bis in den Hof entgegen, und umarmte Marien mit mütterlicher Zärtlichkeit und empfing Henri wie ihren Sohn. Sie führte die Neuvermälten im ganzen Hause herum und weckte bei allen Gegenständen die Jugenderinnerungen Mariens. Die alte gute Frau war sehr

gesprächig und gab Marien auch ein Porträt ihrer Mutter, welches sie, wie sie sagte, mit vieler Mühe dem schändlichen, alten Prokurator entrissen habe.

Man soupirte allein, ohne Gäste, doch bemerkte die Vicomtesse, daß ihre Nichte fast gar nichts aß.

„Warum denn dies betrübte Gesicht, diese traurige Miene?" rief sie grollend, „und Sie, mein Herr Neffe, scheinen mir auch so unruhig. Nun, ich sehe schon, daß ich hier zu viel bin, die Liebe liebt das Schweigen und die Einsamkeit, vier Augen sind ihr genug. Aber glaubt mir, meine schlechten Augen zählen gar nicht; um etwas zu sehen müßte ich Brillen aufsetzen."

„Glauben Sie, liebe Tante," antwortete Marie, indem sie ihr die Hand küßte, „wir sind glücklich und stolz einen solchen Zeugen unseres Glückes zu haben. Ohne Ihre Güte, wohin hätten wir uns gewendet?"

„Ja ja, das kenn' ich schon," erwiederte die Tante, „wenn man einmal ein Herz hat, woran man das seinige halten kann, was kümmert uns das Übrige? Die Liebe ist ein großer Architekt, der sich überall Schlösser baut. Um mir Euer Vertrauen zu bezeigen, liebe Kinder, thut Euch keinen Zwang an, umarmt Euch ein wenig, das wird Euch wohl thun und mir auch."

Marie lächelte mit unendlichem Liebreiz, sie reichte Henri ihre Hand, der sie leidenschaftlich küßte.

„So recht," rief Madame de Montreuil, „liebt Euch, Kinder, und werft einen Schleier über das Vergangene."

„Ja," sagte Marie seufzend, „einen Schleier über das Vergangene."

Am Ende des Soupers wurde Madame Montreuil so fröhlich, daß sie sogar ein Lied von ihrem lieben Abbé Chau-

lieu an die Göttin Amathusia sang, dann schwatzte sie noch ein wenig, neigte den Kopf und entschlummerte.

Eine Magd benachrichtigte das Ehepaar, daß die Lichter in ihrem Zimmer angezündet seien. Henri bot Marien die Hand, nahm ein Licht vom Tische und sprach: „Komm, Marie!"

„Ja — gehen wir," antwortete sie kurz, drückte einen zärtlichen Kuß auf die grauen Haare ihrer Tante, steckte das Porträt ihrer Mutter in den Busen und folgte Henri.

XIII.

Sie traten im ersten Stockwerke in ein reich verziertes aber doch sehr heimliches Gemach. Die Wände waren mit Tapeten bedeckt, worauf Liebesscenen und ländliche Feste abgebildet erschienen. Über den Thüren und Spiegeln lächelten ihnen Amoretten in frischen Farben entgegen. Das Feuer im Kamin warf einen glühenden Strahl auf ein Bett mit einem Baldachin, eines Fürsten würdig. Beim Anblick der Vorhänge neigte Marie ihre Stirne an Henri's Busen, der zitternd vor ihr stand.

„Marie," sagte er, „du wirst mich etwas sonderbar finden, aber ich erschrecke über mein Glück."

„O, mein Freund, glaubst du, daß ich nicht stolz bin auf diese zärtliche schüchterne Liebe? Auch ich zittere, denn ich wage nicht zu glauben, daß dein Herz, dieser Schatz der Liebe, mein sei, mein, die ich dessen nicht würdig bin."

Diese letzten Worte erstickte Henri mit einem Kusse. „Marie," sagte er, „kein solches Wort mehr. Du bist zu schön, um nicht das Opfer deiner Schönheit geworden zu sein. Liebst du mich denn auch?"

„Diese Frage schon überzeugt mich, daß du noch der Vergangenheit gedenkst; ich liebe dich von ganzem Herzen, aus voller Seele, für's ganze Leben."

„Der Himmel hört und segnet dich dafür. Ach! wie entzücken mich deine schönen Haare."

„Wohlan, ich überlasse Dir meine Haare, es ist ja das Einzige, was ich dir als Mitgift bringe."

Kaum hatte Marie dies gesagt, als Henri diese herrlichen Haare, schwarz wie Ebenholz und lang wie die Zweige einer Trauerweide, in rührendem Eifer mit Händen und Lippen auflöste. „Ach, wie schön du jetzt bist," rief er, „wahrhaft bezaubernd!"

„Ja, ich bin noch hübsch," sagte Marie zerstreut, indem sie sich in den Spiegel sah, und Todtenblässe überzog dabei ihre leicht gerötheten Wangen. Sie öffnete eine Cassette auf dem Kamin, nahm daraus ein Tintenfaß, eine Feder und ein Blatt Papier.

„Was fällt dir ein?" sprach Henri etwas grollend, „was willst du mit dem Schreibgeräthe? ist denn die Liebe ein Advokat?"

„Wer weiß? Die Liebe hat vielleicht eine Bittschrift an dich zu verfassen. — Doch beunruhige dich nicht, ich lege die Feder schon weg."

„Weißt du, daß schon Alles im Schlosse schläft?"

„Ich glaube es gerne," antwortete sie spottend, „es ist schon zehn Uhr. Du bist wohl nie so spät schlafen gegangen? aber es gleicht auch nicht jede Nacht der heutigen." —

Die Flamme im Kamin warf einen lebhaften Strahl auf die Blumen der großen Vorhänge.

Henri entschlief, eingewiegt durch die zärtlichen Worte Mariens. Sie erhob sich und blickte ihn seelenvoll an, aber bald konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten, sie wendete sich ab, betete, stieg dann leise aus dem Bette, warf einen Mantel über ihre zitternden Schultern, näherte sich dem Kamin und ergriff die Feder. Sie schrieb weinend länger als eine Stunde. Von Zeit zu Zeit trat sie unruhig zum Bette. Nachdem sie geschrieben hatte, stand sie auf und blickte mit trauriger Neugierde in den Spiegel. Dann schritt sie ein wenig im Zimmer auf und nieder, trat zum Fenster und schob den Vorhang zurück, um den Himmel zu sehen; er war mit düsteren Wolken umhangen, nur dort und da blinkte ein Stern und der Wind sauste durch die welken Blätter des Parks.

„Es wird wohl morgen ein schöner Tag werden," sprach Marie mit einem Seufzer, „der Strahl der Morgensonne und der Gesang der Vögel werden ihn erwecken. Ich will das Fenster öffnen." Sie that es, dann trat sie zum Bette. Henri schlief fest. „Mir wird kalt," sagte sie zitternd, „es ist Zeit, daß ich zu ihm zurückkehre."

Sie betrachtete noch lange das Bild ihrer Mutter, dann flüsterte sie: „O mein Gott, ich danke dir für den Muth, den du mir verliehen hast!" Sie saß noch eine halbe Stunde im Bette, um Henri liebevoll zu betrachten, dann konnte sie dem Schlafe nicht mehr widerstehen, sie küßte ihn sanft auf die Stirne, entrollte ihre Haare, breitete sie um sich aus, senkte den Kopf auf Henri's Schulter, nahm seine Hand in die ihrige und entschlummerte mit einem langen Seufzer.

XIV.

Als Henri erwachte, dämmerte der Tag. Die ersten Sonnenstrahlen fielen in das Gemach durch das offene Fenster. Er wagte es nicht ein Geräusch zu machen, um Marien nicht zu wecken. Er sah im Schatten der Vorhänge ihr Haupt halb durch ihre langen Haare verschleiert. Mit süßer Ungeduld erwartete er, daß der erste Sonnenstrahl diese bezaubernden und angebeteten Züge erleuchte. Er fühlte sich selig, denn es war der Morgen des ersten glücklichen Tages, die Morgenröthe des Entzückens, der Frühling der Liebe.

„Die Sonne kam, ich will Marien wecken," sagte Henri, und strich mit sanfter Hand ihre Haare zurück; er beugte sich über sie und schwelgte schon im Vorgenusse des ersten Morgenkusses, er drückte seine Lippen auf jene Mariens, allein er schauderte zurück vor der Eiseskälte dieser Lippen. „Maria! Maria!" schrie er außer sich, sie antwortete nicht, sie lag todt an seiner Seite.

Er nahm ihre Hände, er faßte sie in seine Arme und drückte sie an sein Herz, er weinte, betete, er hauchte ihr seinen Athem ein, vergebens! Länger als eine Stunde blieb er über den Leichnam gebeugt mit stieren Augen schluchzend und sie mit ihren schönen Haaren bedeckend. Dann sprang er aus dem Bette, rüttelte sich und fragte: „Wo bin ich denn? Träume ich oder wache ich?" Er öffnete die Augen, sah die frischen Gemälde an den Wänden und den blauen Himmel zum Fenster hereinlächeln. Er näherte sich dem Tische, und erblickte dort den Brief Mariens, mit Beben nahm er ihn und las Fol-

gendes grausame Lebewohl, wovon jedes Wort ihm durch die Seele schnitt:

„Was soll ich dir schreiben, Henri? Ich will sterben. Sterben? da ich nach so vielem Kummer, Dank sei es deiner Liebe, erst zu leben anfangen könnte? Dennoch sterben, denn der Tod wird mir süß zu dieser Stunde, wo du das Büßerhemd von mir genommen hast und eine Thräne aus deinem Auge auf mein Herz fällt. Verzeih mir, Henri, und verwünsche diejenige nicht, die du gesegnet hast. Bereue nicht, daß du mich liebtest; denn mit deiner Liebe will ich vor Gott erscheinen, welcher die arme Reuige in seiner Allbarmherzigkeit nicht verstoßen wird. Ich habe auf dieser Welt so viel gelitten, daß es mir in jener zu Guten gerechnet werden wird. Du, du allein warst mein Retter. Es bedurfte deiner Liebe, um die Richter auf Erden zu rühren, und derjenigen zu verzeihen, welche eine so edle Leidenschaft einzuflößen vermochte. Ach! warum nicht leben in all der Seligkeit, welche diese Liebe mir bereitete? Nein! nein, ich war immer unheilbringend demjenigen, der mich liebte. Ich muß sterben, denn wer weiß wie bald du den Abgrund erblicken würdest, in welchem du dich mit mir gestürzt hast, dann würdest du dich nur mit eisernen Ketten an mich gebunden fühlen. Ich könnte dir dann antworten: Du hast es so gewollt, allein ich habe Mitleid mit einem verirrten Herzen. Was besitze ich denn auch, um dich für so viele Liebe zu lohnen? einen gebrandmarkten Ruf und einige verwelkte Reize. Ich habe dich geliebt, dich liebend sterbe ich, aber ich fürchte, daß mir die Kraft gebricht doch so zu lieben, wie du es verdienst. Es mußte deine Seele in die meinige dringen, um darin das himmlische Feuer anzufachen. Von dem Augenblicke

an als du mir von Ehe sprachst, dachte ich auch an den Tod, aber ich dachte daran mit wahrem Entzücken. Sterben, von dir geliebt, sterben, bedauert von einem edlen Herzen, was konnte ich, die von der ganzen Welt Verwünschte, Schöneres hoffen? Du hast mir deinen Namen gegeben, unsere Ehe war für mich eine zweite Taufe, die Taufe der Begnadigung. Deine jungen, frischen, reinen Lippen werden mich auf die Stirne küssen, und dies ist für mich ein heiliges Diadem. Ich habe Opium genommen erst vor wenigen Augenblicken und schon fühl ich dessen Wirkung in einer allgemeinen Abspannung. Henri! ich wage es kaum mich an deine Seite zu legen, ich würde dich erstarren machen. Armer Geliebter, das ist eine traurige Hochzeitnacht! Lebe wohl! Dieser Brief ist mein Testament. Ich will daß du lebest, ohne meinen Verlust zu beklagen, aber um mein Andenken zu vertheidigen. Armer Heinrich! wenn du erwachst, wirst du allein sein, allein neben einer Todten. Ich bitte dich um einen letzten Kuß auf meine langen Haare, die du so sehr liebtest. Begrabe mich selbst, mit dem Bilde meiner Mutter. Lebe wohl, ich erwarte dich jenseits. Marie."

Marie wurde im Schlosse Montreuil begraben. Nach einigen Tagen der tiefsten Trauer kehrte Henri zu seiner Familie zurück. Trost fand er nie mehr und starb noch vor seinem Onkel, dem Kanonikus. In den letzten Tagen seines Lebens gewann er noch die Kraft über sich, nach Montreuil zu reisen und sich Blumen vom Grabe Mariens zu pflücken.

Einer sagt's, der Andre wagt's.

Das Banquierhaus Warner und Allmann war als das sicherste und bedeutendste schon seit dreißig Jahren in der Residenz bekannt. Die beiden Chefs desselben hatten nicht schnell reich werden wollen und sich daher in keine gewagten Spekulationen eingelassen, sie hatten ihren Geschäftskreis langsam erweitert und dadurch das allgemeine Vertrauen erworben.

Warner hatte seinen Compagnon überlebt und war mit Edmund Allmann, dem Sohn seines alten Freundes associrt geblieben. Warner trug allein die ganze Last der Geschäfte und ließ dem jungen Menschen seine volle Freiheit, seinen Neigungen zu folgen. Edmund besaß einen thätigen aber veränderlichen Charakter, eine mannigfaltige, aber unvollkommene Bildung. Unfähig auszuharren, brachte er kaum eine Stunde des Tages im Comptoir zu, um nur so schnelle als möglich von den laufenden Geschäften Kenntniß zu nehmen und die Correspondenz zu überfliegen

Ein alter Commis Trubler öffnete die Briefe, gab sie Edmunden mit einer kurzen Anzeige und dann kamen sie in die Hände eines jungen Menschen, welcher am Fenster an einem kleinen Schreibpulte saß.

„Vom Hause Bancroft in Amsterdam," sagte der Alte, indem er Edmunden eine Rechnung vorlegte.

„Wieder in holländischer Sprache?" fragte dieser.

„Ja, Herr Prinzipal."

Der junge Banquier zuckte die Achseln. — „Die Hälfte unserer Geschäfte führen wir mit Holland und Frankreich," sprach er, „es wird also wohl nöthig sein, daß ich die Sprachen dieser beiden Länder lerne, um nicht immer eine Übersetzung nöthig zu haben."

„Ja, das fordert aber viele Mühe und Studium," bemerkte Trubler, indem er seine Augengläser hinaufschob und eine Prise Tabak nachdenkend hinaufschlürfte.

„Ei nicht doch," erwiederte Edmund verächtlich, „wenn man es nur recht anzufangen versteht. Wenn man sich ein wenig Mühe gibt, Worte auswendig lernt, ihre Zusammenfügung beobachtet, das Übrige kommt von selbst."

„Aber viel Zeit muß man doch darauf verwenden," warf Trubler ein.

„Zeit?" wiederholte Edmund, sich ereifernd, „Zeit fehlt nur denjenigen, die sie verlieren wollen. Haben Sie jemals die Stunden gezählt, welche Sie durch Unregelmäßigkeit in Ihren Gewohnheiten, durch Ungenauigkeit in Ihren Anordnungen verschleudert haben? Der Tag hat 24 Stunden. Nehmen Sie 6 Stunden für den Schlaf, 2 Stunden für das Essen, 2 Stunden für Bewegung und Besuche, 8 Stunden für Geschäfte, so bleiben mir noch immer 6 Stunden für das Studium der Sprachen."

„Und wird Ihre Gesundheit nicht darunter leiden?" fragte der alte Commis.

„Nein, wenn ich sie mit Klugheit verwende. Der menschliche Körper ist eine Maschine, bürdet ihm keine plötzlichen Veränderungen, keine schnellen Erschütterungen auf und Alles wird gut gehen. Eine Uhr wird nicht in Unordnung gebracht weil sie geht, sondern weil sie schlecht aufgezogen wird. Ich will beweisen, wie weit man es durch eine gute Methode bringen kann und verpflichte mich, binnen sechs Monaten alle diese Correspondenzen in fremden Sprachen zu verstehen und in eben denselben zu beantworten."

Und mit diesen Worten stand der junge Banquier auf, nahm Hut und Stock und verließ das Comptoir.

Trubler sah ihm nach, klopfte auf seine Tabaksdose und nahm lächelnd eine Prise.

„Hast du gehört, Julius?" fragte er halblaut den jungen Commis, der noch immer damit beschäftigt war die Briefe, welche ihm übergeben waren, einzutragen.

„Alles habe ich gehört."

„Und was denkst du davon?"

„Ich finde das, was Herr Edmund gesagt hat, sehr vernünftig."

„Ich auch, und es ist gut, wenn du darauf achtest. Er hat immer die besten Pläne, aber sie kommen nie zur Ausführung. Sein Geist kommt mir vor wie jene Kunst- und Gewerbeanstalten, wo man im Kleinen Modelle aller Erfindungen sehen kann, sie sind sehr schön, aber sie sind nicht zu brauchen."

Julius enthielt sich jeder Antwort, aber er dachte, wenn auch eine solche Sammlung kleiner Modelle selbst nicht brauchbar ist, so sieht man daraus doch wie man die großen machen soll. Er dachte daher über die Bemerkungen nach, welche der

junge Banquier über das Erlernen fremder Sprachen gemacht hatte und beschloß diese zu benutzen und auszuführen, was Edmund sich vorgenommen hatte. Übrigens sprach er mit Niemand darüber, überzeugt, daß Worte unnütz seien, wo die That beweisen muß — und verfolgte schweigend und beharrlich sein vorgestecktes Ziel.

Das schwerste war wohl, sein Leben nach dem Plan seines jungen Patrons einzurichten. Er sollte einen Lehrer bezahlen, Bücher kaufen und der geringe Gehalt, den er von Herrn Warner erhielt, reichte doch nur für seine nothwendigsten Bedürfnisse hin. Allein ein guter fester Vorsatz hat auch seine Exaltation. Er fand in der Ausübung desselben Mittel, in seinen Mahlzeiten genügsamer zu sein, er sparte bei seinen Kleidern, er gönnte sich weniger Vergnügungen, endlich nach 6 Monaten angestrengten und eifrigen Studiums war er wirklich im Stande seinem jungen Patron die Übersetzungen holländischer und französischer Briefe vorzulegen,

Die Verwunderung Edmunds war groß, als er vernahm, welchen Antheil er selbst an diesem Resultat hatte. „Wohlan!" sagte er triumphirend zu Trubler. „Hab' ich Ihnen nicht gesagt daß ich in einigen Monaten die beiden Sprachen erlernt haben würde, Julius versteht sie nun, was auf Ein's hinauskommt, weil er meiner Methode folgte. Alles hängt von der Richtung ab, die man seinen Bemühungen gibt. Ich will die Versuche auf diesem Wege fortsetzen und mich überzeugen, daß es nicht viel Zeit braucht, um alle herrschenden Commerzialsprachen Europas zu lernen. Da sie alle die nämliche Ordnung der Ideen verfolgen und den nämlichen Bedürfnissen zu genügen suchen, so haben sie nothwendig viele Übereinstimmung und ein gleich

beschränktes Feld, ihr Studium muß also nicht große Mühe kosten und würde außerordentlichen Nutzen gewähren. Ich will diesen Plan verfolgen und gleich morgen an's Werk gehen."

Wirklich wurde Edmunds Idee schon am andern Tage ausgeführt, aber nicht von Edmund, sondern von Julius, der wohl einsah was für ein großer Nutzen ihm daraus erwachsen würde. Herr Warner fing bald an ihm die fremde Correspondenz anzuvertrauen und vermehrte seinen Gehalt. Bald ersuchten ihn auch andere Häuser um Übersetzungen und selbst Edmund nahm seine Zuflucht zu ihm, nicht in Handelsgeschäften, sondern um Aufschlüsse über verschiedene Aufsätze, über wissenschaftliche Gegenstände, welche in fremden Sprachen erschienen, zu erhalten.

Wirklich nahmen andere Beschäftigungen seit einigen Monaten Edmunds Zeit in Anspruch. Nachdem er nach und nach Musik und Malerei getrieben hatte, erklärte er sich leidenschaftlich für die Chemie und errichtete ein Laboratorium, welches er fast gar nicht verließ. Julius brachte ihm die Übersetzungen dahin, die er für ihn machen mußte und half ihm oft bei seinen Versuchen. Edmund nach seiner Gewohnheit, ließ es meist bei der Theorie bewenden, Julius versuchte die vorgeschriebenen Experimente und machte sich bald jene Kenntnisse zu eigen, welche Edmunden mangelten.

Trubler bemerkte das und sagte lächelnd zu dem jungen Commis: „Herr Edmund ist wahrlich deine Vorsehung, mein lieber Julius, er sagt dir was er lernen will und läßt dich an seiner Statt lernen, seine Wünsche sind ein Programm, dessen Ausführung er dir überläßt. Fahre so fort lieber Julius und bitte Gott, daß Edmund die Begierde hat ein großer Mann werden zu wollen, damit du es wirklich werdest."

Seit einiger Zeit waren die wissenschaftlichen Nachforschungen Edmunds auf einen Gegenstand, der für die Chemiker äußerst wichtig war, gerichtet. Es handelte sich darum, eine Substanz zu finden, welche ein Surrogat für die Cochenille abgeben konnte. Die National-Industrie hatte einen großen Preis auf diese Entdeckung gesetzt. Edmund sprach 14 Tage von nichts Anderem, führte zwanzig Erfahrungen an, welche ihn auf die Spur zu führen schienen und endete damit, alle seine Pläne wieder zu vergessen.

Indessen hatte Julius unter dem Chaos der Voraussetzungen, welche Edmund äußerte, einige nicht unmögliche zu versuchen gewagt. Die ersten Resultate waren nicht genügend. Der junge Commis meldete dieß seinem jungen Patron und dieser antwortete, man müsse sich dadurch nicht abschrecken lassen, denn nur Beharrlichkeit führe an das Ziel.

„Neue Entdeckungen," sagte er, „sind den Früchten ähnlich, man muß ihnen Zeit lassen zu blühen, sich zu bilden, zu reifen. Wenn man sein ganzes Wesen auf eine Nachforschung wendet, wenn man alle Anzeigen, jeden Zufall darauf zurückführt, mit einem Worte, wenn man eine Idee, welche man verfolgt, zum Centrum alles seines Denkens und Handelns macht, so kommt dann gewiß eine Stunde der Erleuchtung, welche uns plötzlich das gesuchte Geheimniß entdeckt. Der größte Theil der Dinge sind uns nur darum unmöglich, weil wir die Fähigkeit nicht besitzen, alle unsere Kräfte auf einen einzigen Gegenstand zu verwenden; man verfolgt mehrere Wünsche zu gleicher Zeit, man zersplittert seine Kräfte, man entnervt sich in einer Agitation, welche zu nichts führt; anstatt unsern Blick immer nach demselben Gesichtspunkt zu wenden, irren wir damit

im Blauen herum. Daher kommt unsere Schwäche. Die Fähigkeiten des Menschen gleichen dem Reisigbündel, das ein Greis in der Fabel seinen drei Söhnen gab und zu ihnen sagte: Trennet sie und ihr werdet sie brechen, vereinigt sie und sie werden eine große Kraft haben. Ich werde dieß beweisen, indem ich bei der Nachforschung fest beharre, die Sie Julius aufgegeben haben und ich werde das Surrogat finden, das unsere National-Industrie so sehr bereichern wird."

Es ging mit diesem Entschlusse Edmunds wie mit allen übrigen, aber Julius verfolgte mit neuen unausgesetzten Anstrengungen sein Ziel. Einzig damit beschäftigt, studierte er Alles was ihn auf die rechte Spur leiten konnte, er befragte Leute vom Fache, er machte neue Versuche, ohne Entmuthigung oder Ungeduld. Endlich nach vielen, theils verunglückten, theils unvollkommenen Resultaten, erreichte er sein Ziel. Eines Tages, als Edmund, welcher sich um sein Laboratorium gar nicht mehr bekümmerte, in dasselbe kam, überreichte er ihm ein Stück Wollenzeug, mit einer von ihm erfundenen Lackfarbe gefärbt, welche die ersten Färber als Cochenille-Roth erkannten.

Edmund besaß ein gutes Herz, er freute sich aufrichtig über Julius Gelingen, gab ihm guten Rath über das was ihm noch zu thun übrig bleibe, empfahl ihn selbst dem Comité, welches den Preis zu ertheilen hatte und nahm auch mit Dank die Dedication des Werkes an, in welchem Julius seine Erfindung veröffentlichte und erklärte, wie viel er dabei den Rathschlägen des jungen Banquiers zu danken habe.

Der Preis von 10,000 Gulden, welcher dem jungen Commis zuerkannt wurde und der Vorschlag einer Commandite vorzustehen, welche Herr Warner zu errichten beabsichtigte, erlaubten

ihm neue Geschäfte auf seine eigene Rechnung zu vollführen. Auch suchte er seine Erfindung zu vervollkommen. Edmund, der sein Vermögen aus dem Handelshause zurückgezogen hatte, um auf Grund und Boden zu spekuliren, theilte Julius alle seine Pläne mit und da dieß meistens im Comptoir des Herrn Warner geschah, so hörte auch Trubler, seiner Tabaksdose fleißig zusprechend und unter seinen Brillen schmunzelnd hervorlächelnd, Alles mit an und wenn Edmund fort war, so warnte der Alte seinen Liebling vor den Versuchungen Edmunds. „Laß' ihn auf seinem Grund spanische Schlösser bauen," sagte er, „du bist im Trockenen, das Leben ist ein Spiel, wenn man beim ersten Einsatz gewonnen hat, muß man nichts mehr riskiren."

Dieser Rath war klug, aber Julius hatte seine Ursachen, um ihn nicht zu befolgen.

Nachdem sein Fleiß und seine Beharrlichkeit ihn so weit gebracht hatten, daß er mit den Interessen seines Patrons Warner verbunden war, empfing ihn dieser öfters freundschaftlich in seinem Hause. Bei seinen Gastmahlen geladen, ja einer seiner Hausfreunde geworden, sah Julius nicht mit Gleichgiltigkeit dessen Tochter Clementine. Auch das Mädchen zeigte ihm ungeheucheltes Wohlwollen. Sie wußte die vortrefflichen Eigenschaften des jungen Mannes zu schätzen und sie gestand öffentlich die hohe Achtung, die sie für ihn hegte. Julius liebte Clementinen mit der ganzen Innigkeit seiner Feuerseele. Allein er hatte wenig Hoffnung. Obschon seine Geschäfte gediehen, so stand doch seine Wohlhabenheit in keinem Verhältnisse mit dem Reichthume des Banquiers und er wagte es daher nicht als Bewerber aufzutreten, verlor aber doch seine Hoffnung nicht.

Nachdem er lange nachgedacht hatte, beschloß er Edmunds Rath einzuholen. Er traf ihn in Gesellschaft eines brasilianischen Kaufmannes, mit dem er einen neuen Plan in Berathung zog. Beim Anblick Julius, schlug ihn Edmund auf die Schulter und rief: „Ah, da ist der Mann, den wir brauchen, der wird uns die besten Andeutungen geben. Kommen Sie Julius und sagen Sie mir Ihre Meinung, es handelt sich um eine Spekulation, durch welche ich mein Vermögen in zwei Jahren verdoppeln kann.“

Edmund erklärte ihm flüchtig diese Spekulation. Es handelte sich darum, in den Fabriken aus der Mode gekommene Stoffe anzukaufen und sie nach Amerika zu senden. Der Absatz wurde durch den brasilianischen Kaufmann verbürgt, der aus dieser Ursache hieher gekommen und selbst eine bedeutende Summe dazu einzulegen Willens war. Er suchte nur einen Associé der die Hilfsquellen Deutschlands so kannte, als er jene Amerikas und der eben so gut einzukaufen, wie er zu verkaufen verstand. Edmund hatte den Vorschlag angenommen, aber Antonio Lopez wünschte Nachweisungen über die Preise der Waaren, über ihre Quanti- und Qualität und über die Zeit ihrer Ablieferung und Edmund ersuchte Julius, sich damit zu befassen.

Dieser besorgte, nachdem Lopez seinen ganzen Plan auf's Genaueste erklärt hatte, die Erkundigungen in den Fabriken und Manufakturen mit dem größten Eifer. Nach einem Monat der Nachforschungen und Correspondenzen hatte er alle Hände voll Einzelheiten, welche das Geschäft in einem ganz neuen Gesichtspunkte darstellten. Anstatt sich blos auf Stoffe zu beschränken, hatte er seine Beobachtungen auf alle Luxusgegenstände aus-

gedehnt, deren Werth neue Moden verringert hatten und brachte die Liste derselben sammt beigesetzten Preisen; den festgesetzten Zahlungsterminen und allen Nebenumständen Herrn Lopez.

Lopez hörte mit seinem spanischen Phlegma den Bericht, dankte und sagte, er werde Edmund Alles mittheilen. Allein in diesem Augenblicke erhielt er einen Brief von Edmund, in welchem ihm dieser meldete, daß er, gezwungen nach Frankreich zu gehen, mit großem Bedauern auf das angebotene Geschäft Verzicht leisten müsse.

„Ach! er schlägt einen großen Gewinn aus," seufzte Julius.

„Wollen Sie diesen Gewinn an seiner Statt machen?" fragte der Brasilianer.

„Ich?" erwiederte Julius verlegen.

„Ja Sie, ich mache Ihnen dieselben Bedingungen, wie Herrn Edmund Allmann."

„Aber ich könnte nur ein kleines Capital einlegen?"

„Sie werden etwas Besseres einlegen, ihre Kenntnisse und Ihren Fleiß."

„Verzeihen Sie," antwortete Julius, „aber ich müßte mit meiner ganzen Vergangenheit brechen, so vortheilhaft daher auch Ihr Vorschlag ist, so muß ich mir doch ein Paar Tage Bedenkzeit erbitten."

„Gut," sagte Lopez, „ich komme übermorgen wieder."

Als Lopez wieder kam, hatte sich Julius entschlossen und willigte ein. Er arbeitete nun unausgesetzt, sein ohnedieß sehr ordentliches Geschäft zu liquidiren, um mit Lopez abreisen zu können.

Als Fräulein Warner seine Abreise vernahm, konnte sie

ihren Schmerz darüber nicht verhehlen. „Sie verlassen uns Julius,“ rief sie mit Thränen in den Augen.

„Um derjenigen würdiger wieder zurück zu kehren, welche mir Theilnahme schenket,“ erwiederte der junge Mann, seine Lippen auf ihre Hand drückend.

Sie erröthete ohne zu antworten und Julius reiste ab ohne sie mehr gesehen zu haben, aber er nahm ihr Bild in seinem Herzen mit.

Obschon alle Berechnungen des Brasiliers sehr genau und pünktlich waren, so hatten die Verbundenen doch mit vielen unvorhergesehenen Widerwärtigkeiten, ja selbst mit wirklichen Gefahren zu kämpfen, die die immerwährenden Zerrüttungen herbeiführten, welche die junge Republik der neuen Welt beunruhigten. Ein Theil der Waaren wurde unrechtmäßiger Weise mit Beschlag belegt, Zahlungen blieben ausständig. Es bedurfte eben so viel Beharrlichkeit als Muth, um die gehofften Vortheile zu realisiren. Endlich nach drei Jahren der ermüdenden Bemühungen, der Besorgnisse und der Gefahren, kehrte Julius in sein Vaterland zurück, mit einem Vermögen, welches ihm erlaubte jenes Glück für möglich anzuhoffen, welches er früher nur für einen süßen Traum hielt.

Er stieg in Havre an's Land, ließ seine Koffers in den Gasthof bringen und ging durch die Straßen. Plötzlich fühlte er sich von rückwärts von zwei Armen umfaßt, und als er sich umwandte, sah er Edmund.

Beide lagen sich in den Armen.

„Zum Henker, wie kommst denn du hieher? ich glaubte dich in Brasilien!“ rief Edmund.

„Ich komme soeben von dort,“ antwortete Julius.

„Das nenn' ich Unglück haben," sagte Edmund. „Ich finde dich nach einer so langen Trennung in dem Augenblicke wieder, da ich abreisen will."

„Du?"

„Ja ich, mit dem Paquet-Boot; da sieh!" und er zeigte Julius einen kleinen Mantelsack, den er am Arme hängen hatte. „Ich habe ein Stelldichein in London, wegen einem Beleuchtungsgeschäfte, eine neue Erfindung."

„Und deine Hoffnungen in Frankreich?" fragte Julius.

„Sind zu Wasser geworden. Reden wir nicht mehr davon, ich habe dabei fast mein ganzes Vermögen verloren."

Julius drückte seine Theilnahme aus.

„O!" fiel Edmund ein, „die Geschäfte sind während deiner Abwesenheit sehr schlecht gegangen, du wirst viele ruinirte Häuser finden. Auch mein einstiger Associé, Herr Warner ist zu Grunde gegangen."

„Warner ruinirt?" rief Julius.

„Ja, aus zu großer Redlichkeit. Während die andern auf Fristen und Perzenten abhandelten, wollte er alle seine Verpflichtungen genau erfüllen, allein die Last war zu viel, er fiel, oder steht mindestens auf dem Punkte zu fallen."

„Woher hast du das erfahren?"

„Durch einen Brief des alten Trubler, an unsere Correspondenten hier in Havre. Der brave Mann schrieb, es wäre noch Alles zu verhüten gewesen, wenn er nur 50,000 Gulden zur Disposition gehabt hätte."

„Und er konnte diese Summe nicht aufbringen?"

„Er suchte sie nicht, weil er fürchtete, sie nicht bezahlen zu können, so ist das Falliment unvermeidlich und der ehren-

werthe Mann wird das nicht überleben. O! besäße ich mein Vermögen noch, wie gerne wollte ich helfen."

Der Schall der Glocke, welcher die Reisenden in das Packet-Boot rief, gestattete Edmunden nicht das Gespräch fortzusetzen, er drückte Julius die Hand, versprach ihn bei seiner Zurückkunft von London gleich zu besuchen und eilte in das Boot.

Die Geschäfte hielten Julius eine Woche in Havre zurück, dann eilte er nach Deutschland und sein erster Besuch galt seinem alten Patron. Er fand Herrn Warner gealtert, schwach, aber ruhig. Clementine empfing ihn etwas zurückhaltend, aber wünschte ihm zu seiner Zurückkunft Glück, mit einer Herzlichkeit, welche mit etwas Traurigkeit vermischt war. Der alte Trubler öffnete Julius beide Arme und wischte dreimal seine Brillen ab, weil Thränen sie trübten.

„Nun, es geht Alles gut hoff' ich?" sprach Julius, welcher die sichtbare Bewegung Warners nicht noch vermehren wollte.

„Ja, ja," antwortete Trubler, „Alles geht gut, durch die Liebe eines guten Kindes."

Julius brach den ersten Besuch kurz ab, weil er sich zu verrathen fürchtete und begab sich dann mit Trubler in dessen Kammer, um nähere Aufklärungen von ihm zu erhalten. Er erfuhr, daß auf dem Platze viele Veränderungen vorgegangen seien, mehrere alte Handelshäuser waren in Folge politischer Stürme gefallen, andere neue waren emporgekommen. Unter den Letzteren nannte Trubler das Handelshaus eines Herrn Joseph Perny, der sich seit einiger Zeit um Herrn Warners Geschäfte interessirte, und von welchem man sagt, er werde dessen Associé werden. Julius legte wenig Wichtigkeit auf diese Nachricht und verließ den alten Commis.

Am folgenden Tage ging er neuerdings zu seinem alten Patron und brachte für Clementinen mehrere amerikanische Merkwürdigkeiten als Geschenke mit. Seine Besuche erneuerten sich auch die folgenden Tage und wurden immer länger und annähernder. Clementine empfing den jungen Mann mit eben dem Wohlwollen wie früher, aber ohne jener frühern freimüthigen Fröhlichkeit. Sie schien jede Vertraulichkeit vermeiden zu wollen und Erklärungen von seiner Seite zu befürchten. Julius entschloß sich dann den geraden Weg zu gehen, er ging zu Herrn Warner und entdeckte ihm die Liebe zu seiner Tochter.

„Hör' ich recht?" rief Warner verlegen, „Sie werben um die Hand meiner Tochter?"

„Ich wage es jetzt, da meine Geschäfte einen günstigen Aufschwung genommen haben," antwortete Julius.

Das Gesicht des Banquiers nahm einen betrübten Ausdruck an und er rief aus: „Das Schicksal hat leider anders entschieden."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Julius.

„Meine Tochter ist an Herrn Joseph Perny versprochen. Ich mußte die Rettungshand fassen, welche sich mir anbot, ohne sie wäre ich verloren gewesen. Ich theilte Clementinen meine Lage mit."

„Und sie willigte ein?"

„Ja, nach einiger Überlegung, aber ohne Zwang; sie sah ein, daß diese Verbindung das einzige Mittel war, demjenigen Manne dankbar zu sein, dem wir die Erhaltung unserer Ehre zu danken haben."

„Wie?"

„Fragen Sie mich nicht weiter, ich kann Ihnen nicht mehr sagen."

„Aber ich will Alles sagen!“ rief plötzlich eine Stimme und der alte Trubler trat hinter dem Schirm hervor, der vor der Eingangsthüre stand.

„Sie haben uns behorcht?“ sagte Warner.

„Anfangs ohne meinen Willen; denn ich wollte Ihnen mehrere Briefe zur Unterfertigung vorlegen, aber das was ich vernahm, lud mich ein, das Ganze anzuhören,“ und zu Julius gewendet, fuhr er fort: „Der Dienst, welcher dem Herrn Patron geleistet wurde, ist folgender: Wir waren am Ende des Monats um 50,000 Gulden in Verlegenheit und hätten unser Unvermögen öffentlich bekennen müssen, als ich plötzlich durch die Post diese Summe zugesandt erhielt.“

„Und da ich meine Lage nur Herrn Perny entdeckte,“ fügte der Banquier hinzu, „so konnte auch nur er es sein, der mich dadurch rettete. Er hat es auch seitdem eingestanden.“

„Und er hat gelogen!“ schrie Trubler. Ich wußte den Irrthum des Herrn Patrons und die Prahlerei des Herrn Perny nicht, sonst hätte ich schon lange Alles aufgeklärt.“

„Sie wissen also, wer der Einsender der Summe war?“

„Freilich, ich bewahrte den Umschlag auf;“ und Trubler zeigte ein Papier, welches er aus der Tasche zog, und auf dem Umschlag war eine Adresse.

„Und Sie kannten die Schrift?“ fragte Julius.

„Freilich, weil's die Deinige ist. An deinen großen Anfangsbuchstaben kann man sich ja gar nicht irren,“ schrie der alte Commis.

Warner nahm die Adresse und prüfte sie, dann heftete er die Blicke auf den jungen Mann, der erröthend unbeweglich dastand. „Mein Sohn!“ rief er, seine Arme öffnend. Julius

stürzte sich hinein und beide blieben lange sich umarmt haltend, während Trubler neuerdings seine Brillen abwischte.

Clementine, welche nur aus Dankbarkeit eingewilligt hatte, Perny's Gattin zu werden und die Julius schon lange liebte, dankte Gott, daß sie nun in der Ehe das Glück fand, wo sie nur Erfüllung ihrer Pflicht zu finden hoffte. Warner lebte noch viele Jahre mit seinen Kindern und hatte die Freude, sein Geschäft durch die Kenntnisse und den Fleiß seines Schwiegersohnes wieder in voller Blüthe zu sehen.

Nach einigen Jahren meldete man Julius Herrn Edmund Allmann. Ein kahler, ärmlich gekleideter Mann trat ein, dem man an seinen Zügen seinen langen Kummer ansah, es war jener Edmund, Julius Gönner, der mit lauter Plänen sein väterliches Erbe vergeudet, seine Fähigkeiten mißbraucht und die zwanzig schönsten Jahre seines Lebens verloren hatte; er nahm Julius Hilfe in Anspruch, um eine kleine Bedienstung zu erlangen, die ihn vor täglichem Mangel schützt.

Julius ließ ihn seine Bitte nicht vollenden. „Ihr Platz ist gefunden," rief er, „Sie bleiben bei mir. Wir wollen uns associren, Sie legen als Capital Ihre fruchtbare Einbildungskraft, Ihre guten Ideen und Rathschläge ein."

„Und Sie führen dieselben aus," fiel Edmund ein. „Ach! wir setzen nur fort, was wir bisher gethan haben. Seit ich lebe habe ich auf alle Mauern Pläne gezeichnet, welche der Erste Vorübergehende ausführte, ich habe in alle Winde Entwürfe gestreut, welche durch Andere realisirt wurden und aus Mangel an Beharrlichkeit bin ich ein unnützer Mensch geblieben mit allen jenen Fähigkeiten und Hilfsquellen, wodurch ich meinem Vaterlande die wichtigsten Dienste hätte leisten können.

Die Besuchkarte.

Erzählung aus dem Leben.

Wirst Du nun bald fertig werden mit meinem Kleide? rief ein junges Mädchen, welches in einem kleinen Kabinet ihre Stiefelchen einschnürte.

Alsogleich! antwortete eine dicke fünfzigjährige Frau.

Du wirst sehen, ich werde zu spät zur Probe kommen und Strafe zahlen müssen.

Es ist unglaublich, was die Theater-Direktoren für Hungerleider sind. Eine junge Person zu 2—3 Gulden Strafe zu verhalten, welche im ganzen Monat nur 20 fl. verdient, das ist himmelschreiend. Das geht aber schon so, seit die Welt steht, immer werden die Armen von den Reichen aufgefressen. —

Das ist aber auch Deine Schuld, Du bist in Allem, was Du thust, so langsam. Neulich hast Du auch so lange gebraucht, meine Strümpfe auszubessern. — Ah! — da haben wir's, jetzt reißt mir auch noch der Schnürriemen.

Nun ja, Mamsell Reißzusammen! Es ist entsetzlich, was die Kleinigkeiten kosten.

Du beklagst Dich gleich, wenn ich etwas brauche, aber Dein Syrop und Deine Gummi-Zelteln.

Mamsell Josephine! Bedenken Sie, daß Sie mit Ihrer Mutter reden. — Mir meinen Syrop vorzuwerfen, da sie doch weiß, daß ich einen chronischen Catarrh habe? Wo hab' ich mir ihn denn zugezogen, als zwischen den abscheulichen Coulissen? — Aber was hast Du denn wieder beim Fenster hinaus zu gucken?

Ich schaue ob die Milchweiber noch bei ihren Ständen sind. Da wir keine Uhr haben, so muß man sich doch an Etwas orientiren.

Das sind Ausflüchte, Du schaust, ob der junge Mensch nicht gegenüber an seinem Fenster ist.

Und wenn es wäre, wäre es was Übles?

Nun ich rathe Dir, Dich an ihn zu hängen. Ein Musikant, der auf Bällen geigt. Solche Liebschaften führen gerade in's Hospital. — Da, nimm Dein Kleid und beschmutze es nicht gleich wieder in zwei Tagen, wie gewöhnlich. Das ewige Waschen nützt die Wäsche ab.

Was bekomme ich denn zum Frühstück, bevor ich gehe.

Ein Restchen von Kaffee ist gestern übrig geblieben, und ein paar Äpfel.

Die Äpfel bleiben mir schon im Halse stecken, aber wenn man kein Geld hat, muß man Philosophie haben.

Josephinens Mutter öffnete brummend einen Hängekasten an der Mauer, in welchem alte Geschirre und abgestandene Gläser sich befanden, nahm daraus zwei Äpfel und legte sie sammt einem Stückchen Brot auf den Tisch, dann stellte sie eine Tasse mit einem Reste Milchkaffee, den sie mit Syrop versüßte, daneben.

Nachdem Josephine ihr mageres Frühstück verzehrt hatte, warf sie einen kleinen Shawl um ihre Schultern, setzte ein

Strohhütchen auf und eilte die schwarze schmutzige Stiege hinab auf die Straße.

Die Alte räumte das Morgen-Negligée ihrer Tochter auf und murmelte dabei zwischen den Zähnen: So jung und so hübsch und noch keinen reichen Anbeter! Ihr gefallen aber auch nur junge hübsche Bursche, die nichts haben, als einen gut gekämmten Bart und sie denkt gar nicht daran, sich und ihrer Mutter ein besseres Loos zu bereiten.

Und als sie dies sprach, setzte sie sich auf einen der schlechten vier Strohstühle, welche nebst einer alten wurmstichigen Commode und einem alten Tische die einzige Einrichtung des Zimmers ausmachten.

So eine Mutter einer Schauspielerin hat ihren eigenen Typus, woran sie erkennbar ist. Sie ist gewöhnlich zwischen **40** und **50** Jahre alt, nie darunter, nie darüber, sie fängt mit dem vierzigsten an und hört mit dem fünfzigsten auf, das ist so geregelt wie der Lauf der Sterne. Sie trägt eine Tour von kastanienbraunen Haaren und einen Hut mit Klatschrosen. Sie schnupft stark Tabak, und ist fünf Fuß groß. Das verändert sich beim Duzend höchstens um ein paar Linien. Sie gibt sich fast immer für eine Militärswitwe aus. (Der Grad des Seligen gehört unter die Hieroglyphen.) Die Mutter einer Schauspielerin hat nie einen Sohn. Sie hat 8—9 Kinder gehabt, welche ihr aber alle früh gestorben sind. Jetzt ist ihr nur eine Tochter geblieben, manchmal auch zwei, aber davon sind die Beispiele selten. Diese Tochter ist ihre Qual und ihre Freude, ihre Gegenwart und ihre Zukunft. Sie zankt sie aus, und dient ihr, sie schlägt sie und wichst ihr die Schuhe. Sie begleitet sie Abends immer in das Theater, und verläßt sie eben so wenig als die Venus den Mond. Wie die Tochter von der Szene in

die Coulisse tritt, steht die Mutter schon da, hängt ihr ihren Shawl oder ihren Pelz um, reicht ihr ihr Sacktuch und steckt ihr eine Nadel fest. Wenn die Tochter ihre Rolle zu Ende gespielt hat, geht die Mutter mit ihr in die Garderobe und kleidet sie aus. Die Mutter einer Schauspielerin sagt niemals ich oder sie, immer wir: Wir haben eine schöne Rolle in dem neuen Stücke: Wir sind heiser, wir können nicht spielen. Unser Engagement, unser Direktor u. s. w. Nur wenn sie von dem Liebhaber ihrer Tochter spricht, sagt sie nicht unser Liebhaber, sondern der Freund meiner Tochter.

Die Mutter einer Schauspielerin ist eine so ganz eigene Species, daß man, wenn einmal Eine verloren ginge, man sie mit Hilfe dieser Kennzeichen gewiß wieder finden würde. Jammerschade, daß sie Buffon nicht klassifizirt hat.

Wir haben Frau Fasel (so hieß die Mutter Josephinens, sie nannte sich aber Madame Faselle) in dem Sessel liegend verlassen, wo sie sich in spekulative Ideen vertiefte, von welchen wir den Schleier nicht ziehen wollen.

Plötzlich wurde an die Eingangsthüre geklopft. — Herein! rief Frau Fasel, ohne sich zu erheben. Ein junger Mann trat ein

Wohnt hier Madame Faselle?

Ich bin es, mein Herr, was wünschen Sie?

Ich wünschte mit Ihnen zu sprechen:

So belieben Sie sich zu setzen, sagte die Mutter Josephinens mit einer Zuvorkommung, welche die Folge des noblen Anstandes des Unbekannten zu sein schien.

Der junge Mann setzte sich. Er konnte zwischen 26 und 30 Jahre alt sein, war etwas klein und dickleibig, aber sonst nicht übel gebaut. Seine Kleidung war nicht nach der letzten Mode,

aber anständig, er trug eine schwere, goldene Uhrkette und ein paar Allianzringe von Brillanten. Ganz das Bild eines wohlhabenden Kaufmannes.

Sie haben eine Tochter? fragte der Angekommene nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, während welcher er seine Gedanken zu sammeln schien.

Ja, mein Herr, meine Tochter Josephine, ein charmantes, junges Mädchen; das darf ich selbst sagen, und welches ausgezeichnetes Talent für die Schauspielkunst besitzt.

Das kann ich bestätigen, ich habe sie in allen ihren Rollen gesehen.

Und Sie kommen vermuthlich, um ihr ein Engagement anzubieten?

Ja, — nein, nicht so eigentlich, wie Sie es meinen.

Ich verstehe Sie nicht, wollen Sie die Güte haben, sich deutlicher zu erklären.

Ich bin gekommen, sagte der Unbekannte, indem er etwas zauderte, weil — weil ich in Ihre Tochter verliebt bin.

Ach! mein Herr! rief Frau Fasel mit einer Geberde des Entsetzens, was denken Sie von uns? und rückte ihren Stuhl zurück.

Ich würde kein Opfer scheuen, fuhr der junge Mann fort, um ihr Glück und das meinige zu gründen. Ich bin reich.

Frau Fasel rückte ihren Stuhl langsam wieder näher. Hast Du, mein lieber Leser, die Geschichte vom Oger gelesen. Dieser Menschenfresser rief, als er in seine Hütte trat, schnuppernd aus: Hier riecht's nach frischem Menschenfleisch! So stieg auch der Frau Fasel der Geruch des Goldes in die Nase.

Ich will die weitere Folge dieses Gespräches nicht mittheilen,

ich habe einen Ekel vor Zahlen. Es handelte sich darum, einen Wechsel zu unterschreiben, in Terminen zahlbar, Werth dafür in einem Mädchen erhalten. Es war ein infamer Handel, infamer noch unter Weißen, als der Negerhandel.

Frau Fasel schien übrigens ihrer Sache noch nicht ganz gewiß zu sein. Sie nahm eine Prise Tabak und schlürfte dieselbe mit der Langsamkeit einer Person, welche ihre Gedanken zu sammeln sucht, in die Nase.

Morgen, nahm der junge Mann, der über das Stillschweigen der Alten ungeduldig wurde, das Wort, morgen werde ich wieder kommen, um Sie in das Opernhaus abzuholen, ich habe da eine Loge.

Das trifft sich vortrefflich, antwortete Frau Fasel, wir haben morgen eben nicht zu spielen.

Also es bleibt dabei.

Ganz wohl, aber wir sollten doch die Ehre haben, Sie näher kennen zu lernen; denn Sie sehen wohl ein —

Ganz billig, sagte der junge Mann, Sie wissen ja noch gar nicht, wer ich eigentlich bin. Er zog ein kleines Portefeuille von russischem Leder aus der Tasche, nahm daraus eine Besuchkarte und reichte sie der Alten mit den Worten: Hier steht mein Name und meine Adresse. Sie können Erkundigungen über mich einziehen, aber ich empfehle Ihnen Vorsicht, Bescheidenheit und Schonung. Ich habe das größte Interesse zu wünschen, daß Alles ohne Aufsehen vor sich gehe. Sie werden aus dieser Karte ersehen, ich bin hier etablirt, bin Kaufmann, und noch mehr, ich bin verheiratet.

Ich begreife ganz Ihre Lage, sagte Frau Fasel, sie erfordert die größte Vorsicht, und daran soll es nicht fehlen.

Also auf Wiedersehen, morgen.

Wird uns eine Ehre sein, sagte die Alte mit einer Verbeugung, welche eben so tief als niederträchtig war.

Nachdem Frau Fasel allein war, untersuchte sie die Karte, welche ihr der Fremde zurückgelassen hatte. Sie las darauf mit goldenen Buchstaben:

Heinrich Gellmann, Modewaarenhändler, hat sein Verkaufslokale auf dem großen Marktplatz im Gemeindehause. Ach! sagte sie zu sich selbst: Modewaaren, und ein Lokale, kein Gewölbe, und auf dem ersten Platze, und sogar im großen Gemeindehause. Das verspricht. Ich will aber gleich selbst gehen, um mich zu überzeugen.

Sie nahm ihr Umhängtuch um, setzte den alten Hut ihrer Tochter auf, der ihr neuer war, hing einen großen Ridicule an ihren Arm und ging auf den Marktplatz.

Sogleich fiel ihr ein herrlich verziertes reiches Etablissement in die Augen, über welchem mit großer Schrift: „Modewaarenhandlung des Heinrich Gellmann" zu lesen war. Die Auslagkästen waren so hoch, daß sie fast bis zum ersten Stockwerke langten, alle schwarz mit goldenen Verzierungen und angefüllt mit den prächtigsten Stoffen von Seide, gros de Naples, Crepe, Musselin, Sammt, Atlas, daneben Shawls und Tücher von allen Farben, kurz Alles, wofür Frauen oft mehr geben als sie erhalten.

Sie trat näher hinzu und suchte ihren Blick durch dieses Bollwerk von Herrlichkeiten in das Innere des Magazins zu bohren. Sie sah da mehrere gut gekleidete Commis Stoffe vorzeigen, abmessen, abschneiden, einwickeln u. s. w. Die Thüre öffnet sich und dies gibt der Frau Fasel auch Gelegenheit, bei einem Comptoir eine junge blonde Frau zu bemerken, welche man an

ihrem Benehmen gegen die Kunden sogleich als die Frau erkennt.

Ach! das ist seine Gattin! denkt die Fasel. Sie ist grad nicht übel! Aber die Männer sind Ungeheuer, sie wollen immer was Neues! — Nun er ist reich, er kann's thun! Und freudig darüber, daß sich der goldene Vogel in ihrem Netze gefangen hat, kehrt sie nach Hause zurück.

Am folgenden Tage um fünf Uhr Abends waren die beiden Damen schon so aufgedonnert wie am Palmsonntage. Josephine, welche von ihrer Mutter unterrichtet worden war, wollte ihrem Freunde gefallen.

Frau Fasel hatte von einer Nachbarin einen gelben Shawl zu leihen genommen, den sie für einen Gulden bis morgen behalten konnte. Was war auch ein Gulden für die neue glänzende Lage, in welcher sie sich befand.

Josephine war allerliebst in ihrem frischgewaschenen und gebiegelten Battistkleidchen, dem schwarzsammtenen Überwurfe, und den kleinen zierlichen Halbstiefelchen, vorzüglich aber mit ihrer pikanten Miene und ihren schönen, schwarzen auffordernden Augen.

Frau Fasel mit ihrem pucefarbenen Kleide und ihrem gelben Shawl sah etwas einer verbrannten Omelette ähnlich.

Der junge Mann von gestern trat ein. Er grüßte die Damen, machte besonders Josephinen eine etwas possierliche Verbeugung, dann ging man, am Thore wartete ein Fiaker, man stieg ein, der junge Mann setzte sich mit Josephinen auf den Rücksitz, die Mama auf den Vordersitz. Man ließ die Fenstervorhänge herab, um nicht gesehen zu werden. Beim Opernhaus angelangt, stieg der junge Herr zuerst aus und eilte schnell zur

Kasse, damit die Damen nicht sehen, daß er dort eine Anweisung vorzeigte und dafür eine Loge gratis in Empfang nahm.

Er führte dann die Damen in die Loge, war den ganzen Abend gesprächig, zuvorkommend und galant, er ließ Eis und getunktes Obst für Josephine und für Frau Fasel Bavaroise bringen, die Damen waren seelenvergnügt.

Als die Oper zu Ende war, schlug er vor, ein Souper einzunehmen. Frau Fasel debrezirte zwar dagegen und sagte sogar: Mein lieber Herr von Gellmann! wir wollen Ihnen nicht so viele Ausgaben verursachen! aber sie folgte auch doch willig in das Speisehaus, wo der junge Mann ein abgesondertes Zimmer aufsperren und ein gutes Mahl auftragen ließ.

Die Mama aß hyberbolisch, ihr Gesicht wurde zinnoberroth, Josephine mußte sich bei der dritten Speise von der Mutter das Kleid aufschnüren lassen.

Garçon! Champagner! schrie der junge Mann. Lieben Sie den Champagner? fragte er die Damen.

O! ganz außerordentlich! antwortete Josephine, erstens weil er gut, und dann auch weil er theuer ist.

Ich, sagte Frau Fasel, welcher die Zunge schon etwas schwer zu werden anfing, ich bin im Stande — drei — ja drei Bouteillen davon zu trinken, ohne daß man mir etwas ansieht.

Der Champagner wird gebracht, er perlt in den Gläsern, man scherzt und lacht. Endlich läßt Herr Heinrich Gellmann einen Fiaker holen. Frau Fasel wackelt hinein und nimmt den Kutscher beim Kinn, der ihr hineinhilft. — — —

Beim Weggehen sagt Herr Gellmann: Ihr habt schlechte Kleider, Du, liebes Kind, und Deine Mutter. Kommt in das

Magazin und sucht Euch aus, was Euch gefällt, dann laßt mich rufen.

Du bist gar zu gütig, mein Freund, sagte Josephine, wir werden kommen.

Der Freund ging.

Am nächsten Vormittage traten die beiden Damen in den Verkaufsladen des Herrn Heinrich Gellmann.

Lassen Sie uns Kleiderstoffe sehen, sagte Frau Fasel zu einem Commis.

Gros de Naples, Mousseline de laine oder chali?

Kleine! Willst Du ein seid'nes Kleid?

Ja, Mama!

Hier ist ein herrliches, echte Mailänder Waare — und die Farbe — ich bitte, haben Sie schon ein solches Rosa gesehen?

Kleine! Willst Du von dieser Farbe?

Ja, Mama!

Schneiden Sie acht Ellen herab.

Hier, gnädige Frau. — Wünschen Sie sonst nicht mehr? Wir haben sehr schönen gedruckten Mousselin.

Kleine! Willst Du gedruckten Mousselin?

Ja, Mama! (Sie sieht mehrere Stücke an und sagt dann:) Dies gefällt mir.

Das Fräulein, sprach der parfumirte Commis, hat einen vortrefflichen Geschmack. Das ist ein wahrhaft phantastisches Muster.

Nun, wenn es wahrhaftig phantastisch ist, fiel Frau Fasel ein, so schneiden Sie für zwei Kleider herab, ich will auch ein solches.

Ich kann Ihnen auch vorzüglichen Atlas für Mäntel zeigen.

Kleine! Willst Du einen Atlasmantel?

Wir haben zwar jetzt Sommer, aber das thut nichts, ich hebe mir den Stoff für den Winter auf.

Die Unersättlichen ließen sich noch seidene Strümpfe, Handschuhe und Thibettücher in ihr Packet binden und der Commis rief den Lehrjungen, es in ihre Wohnung zu tragen und übergab der Frau Fasel die Note, welche 248 Gulden auswies.

Ist Herr Heinrich Gellmann hier? fragte Frau Fasel.

Ja, gnädige Frau, er ist in seinem Kabinet.

Wollen Sie so gütig sein, ihm zu sagen, daß ich ihn zu sprechen wünschte?

Einige Minuten nachher trat ein sehr großer, hagerer, häßlicher Mann mit dünnen Haaren ein und wendete sich zu Frau Fasel mit den Worten: Was wünschen Sie, Madame?

Ich wünschte mit dem Herrn dieses Etablissements zu sprechen.

Der bin ich.

Mit Herrn Heinrich Gellmann —

Ganz recht, so nenn' ich mich.

Verzeihen Sie, aber nicht mit Ihnen, mit dem Andern habe ich ein Geschäft abzumachen.

Ich habe keinen Associé.

Also einen Bruder?

Auch nicht.

Ach, mein Gott! was soll das heißen? — Sehen Sie doch, das ist ja die Karte, die mir Herr Gellmann selbst gegeben hat.

Ja, das ist allerdings meine Karte, aber ich habe Sie Ihnen nicht gegeben. Übrigens bitte ich, mir schnell zu sagen, womit ich Ihnen dienen kann; denn man erwartet mich.

Lieber Himmel! — mein guter Herr! — ich — Sie — ich habe hier Verschiedenes eingekauft, weil ich hoffte, Herrn Heinrich Gellmann, den andern Herrn Heinrich Gellmann, den ich kenne, zu finden, ich habe für **248** Gulden gekauft und nun — es ist entsetzlich, ich — ich kann nicht bezahlen, ich habe kein Geld.

Wie? — und ohne Geld haben Sie so bedeutende Einkäufe gemacht? Sie wollen mich zum Besten haben.

Au contraire, im Gegentheil, mein lieber Herr — Herr Heinrich Gellmann, — nicht Sie — der Andere hat mich zum Besten gehabt. O abscheulich! schändlich! arme Frauen in eine solche Verlegenheit zu bringen?

Was soll ich weiter sagen? Frau Fasel war gezwungen, zur Bezahlung der abgeschnittenen Waaren das Wenige, was sie noch besaß, zu verkaufen, und Josephine war genöthigt, von ihrem Direktor einen Vorschuß zu erbitten.

Der falsche Heinrich Gellmann ließ sich aber nicht mehr sehen. Meinen Lesern aber will ich im Vertrauen sagen, wer er war.

Es war ein Bursche voll Schnurren und Schwänken und nannte sich Fritz Maus. — Man weiß hundert Anekdoten von ihm, und die Leute zu mystifiziren, darin hatte er es bis zur Vollkommenheit gebracht. Mit zwanzig Jahren war er Weinreisender, das heißt, er handelte mit Weinen für ein Haus am Rhein. Als sein Vater starb, erhielt er ein Vermögen von mehreren tausend Gulden, aber er aß gut, trank noch besser,

rauchte die theuersten Cigarren und traktirte gerne seine Freunde. Mit Einem Worte, Fritz Maus ist ein Lebemann, ein lustiger Gesellschafter, bei Allen wohl gelitten. Besonders liebt er es, Frauen einen bösen Streich zu spielen, den erzählt er dann seinen Kameraden, und wird von diesen frei gehalten. Dieser letzte Streich galt eine Wette, wodurch er hundert Gulden gewann, die ihm ein verschmähter Anbeter Josephinens mit Vergnügen bezahlte.

François Lestonac.

(Revolutions-Scene aus dem Jahre 1548.)

I.

Die Erbitterung in Frankreich war groß, als Heinrich II. strenge Maßregeln nahm, um den Ertrag des Salzes zu erhöhen. Die Provinzen Saintonge und d'Angoumois empörten sich, und die Guyenne folgte ihrem Beispiele.

Heinrtch d'Albret, König von Navarra, war damals Statthalter der Guyenne. Er sandte Truppen gegen die Aufrührer, sie wurden zurückgeschlagen. Die ersten gewonnenen Vortheile machten sie kühn und Talemogne, ihr Oberhaupt befand sich bald an der Spitze von 50,000 Mann. In Bordeaux liefen Emissäre durch die Straßen und haranguirten die Bordelaisen ihnen beizutreten. Eine begierige Volksmenge nahm ihnen die Worte vom Munde, aber noch war dort Alles ruhig, als ein Schauspiel, ganz dazu geschaffen, die Gemüther aufzureizen, sich vor allen Blicken zeigte. Man sah auf der Garonne mehre Leichname auf Brettern angebunden und entsetzlich verstümmelt, herabschwimmen und als sie Wind und Wellen an das Ufer trugen, konnte Jeder die geschriebenen Tafeln lesen, welche ihnen

um den Hals gehängt waren. Sie lauteten mit Veränderung der Namen bei Allen, folgender Gestalt: „Dieser ist Jean Eustache Bligny, Salzsteuereinnehmer. Laßt dieses Opfer der gerechten Volkswuth passiren!"

Auf gewisse Naturen, welche den wilden Thieren näher verwandt sind als den Menschen, übt der Anblick des Blutes eine Gewalt aus, der sie nicht zu widerstehen vermögen. Bald erscholl das ganze Ufer entlang jenes dumpfe Gemurmel, welches der Vorbote eines schrecklichen Volkssturmes ist. Das Gemurmel ward bald zum lauten Geschrei. Die Bürger verschanzten sich in ihren Häusern. Ein würdiger Priester versuchte es, die erhitzten Gemüther zu besänftigen, er fand seinen Tod, mitten in Ausübung seines Amtes der Liebe. Dann wogte die ganze erbitterte Menge hin zum Stadthause, dessen Thore sie erbrach und die Sturmglocke läutete. Bei dem dumpfen Tone dieser in Bordeaux leider wohl bekannten Glocke, griff Jeder zu den Waffen. Das Parlament versammelte sich, um sich in dieser Stunde der Noth über die Maßregeln zu berathen, welche schnell zur Wohlfahrt der Stadt genommen werden mußten.

Couriere wurden an Heinrich II. abgesandt, welcher damals sich in Piemont befand, an den König von Navarra als Gouverneur der Provinz und an Tristan de Moncins, seinen Lieutenant. Dann bedachte man die Mittel um die Wuth des Volkes zu besänftigen. Dazu waren erst Worte des Friedens und der Nachgiebigkeit erforderlich, wer aber besitzt Muth und Beredsamkeit genug, um diese Worte zu wagen?

Als diese Frage gestellt wurde, folgte ihr ein tiefes Stillschweigen. Es war nur ein einziger Mann in Bordeaux, welcher das Zutrauen und die Liebe des Volkes in hohem Grade und zu-

gleich die physische und moralische Kraft besaß in einem solchen Augenblick auf dasselbe einzuwirken. Dieser war François Lestonac, Advokat bei dem Parlamente zu Bordeaux. Man würde sich in dieser Stunde darüber gewundert haben, ihn nicht unter der Versammlung zu bemerken, wenn man nicht gewußt hätte, daß er eben heute seine Vermälung mit der schönen Bertha Lormont, der Tochter eines reichen Pelzwaarenhändlers in Bordeaux feiere. Diese Vereinigung war eine der passendsten, welche sich denken lassen. Von beiden Seiten Jugend, Schönheit, Liebenswürdigkeit, von beiden Seiten die innigste zärtlichste Liebe Der fröhliche Hochzeitszug begab sich eben aus der Kirche St. Andre, wo das Brautpaar vereinigt wurde, als plötzlich an einer Straßenecke ein Mann blaß und mit blutigen Kleidern sich zu den Füßen der schönen jungen Braut stürzte und sie um Hilfe und Schutz anflehte. Lestonac, ihn ins Auge fassend, erkannte in ihm einen Beamten und reichte ihm die Hand, um ihn empor zu heben; allein er bemerkte mit Schaudern, daß er diese Hand nur mehr einem Leichname gereicht habe; der Arme, tödtlich verwundet, hauchte zu Bertha's Füßen, deren weißes Brautkleid er mit einem Strome seines Blutes übergoß, seine Seele aus. In diesem Augenblicke stürzte auch ein roher Volkshaufe herbei und unter wüthendem Geschrei, warf sich derselbe auf den Körper des Unglücklichen und riß ihn in Stücke. Die junge Verlobte sah diese Gräßlichkeit nicht, sie war in Ohnmacht gesunken. Lestonac, starr vor Schrecken und seine Blicke auf seine Braut heftend, welcher die übrigen Personen des Hochzeitzuges Hilfe leisteten, zog maschinenmäßig seinen Dolch, als ein Stadtdiener athemlos zu ihm herbeistürzte und ihm ins Ohr flüsterte:

„Die Herren des Parlaments erwarten Euch im großen Saale. Im Namen des Königs folgt mir auf der Stelle.“

Lestonac schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann sich Bertha nahend, welche ihre Besinnung wieder gewonnen hatte, küßte er sie auf die Stirne und folgte dem Stadtdiener.

„Ihr allein könnt Bordeaux retten!“ rief Herr de Tarnac, der Maire, dem Lestonac zu, als er ihn kaum an der Thüre erblickte. „Das Volk liebt Euch, achtet Euch, es wird Euch hören. Rettet uns vor Raub, Mord und Feuer!“

„Rettet uns, rettet uns, braver Lestonac!“ wiederholten alle Stimmen der Versammelten.

„Wißt Ihr, was ich so eben erfahren habe,“ redete der Präsident la Chassaigne, der eben eintrat, die Versammlung an. „Der Aufrührer Tallemagne ist mit 24,000 Mann vor den Thoren der Stadt, er begehrt Einlaß und droht im entgegengesetzten Falle, Alles in Asche zu verwandeln. Die Bürgergarde hält noch Stand, aber wenn das Volk dazu kommt, so ist es geschehen um uns.“

Lestonac, der bisher ruhig geblieben war, schauderte bei dieser letzten Meldung zusammen, trat an das Fenster, welches auf den Platz ging und mit einer Stimme, welcher Gott in diesem Augenblick die Kraft der Posaune des Engels beim letzten Gerichte verliehen zu haben schien, fing er an das Volk, welches sich auf dem Platze drängte, zu haranguiren. Bei der plötzlichen Erscheinung dieses Mannes, der, obgleich noch sehr jung, sich doch schon so viele Ansprüche auf den Dank seiner Mitbürger erworben hatte, zeigte sich ein sichtbares Wanken und Zurückhalten unter der Menge, allein, einige Waghälse, ungeduldig die Früchte ihrer schändlichen Triumphe zu ernten,

hoben Steine auf und schleuderten sie gegen den Redner, deren einer ihn an der Backe verwundete.

Der Muthige wich demohngeachtet nicht vom Fenster und setzte seine Rede fort. Dadurch nun und durch das Übergewicht, welches der offene redliche Mann immer über die tolle Menge davon trägt, geschah es, daß das Volk vom Mitleid ergriffen wurde, als es das Blut seines Lieblings fließen sah. Es wurde stille und ruhig auf dem Platze, nur die Sturmglocke tönte noch fort und ihr dumpfes Tönen überhallte manchmal die Stimme des Redners. Zwanzig Mann mit dem Prevot an ihrer Spitze entfernten sich, um die Glocke schweigen zu machen. Die zurückgebliebene Menge saugte gierig die Worte des neuen Grachus ein, welcher seinen Mitbürgern im Namen des Königs Gerechtigkeit versprach. Gerechtigkeit! dieses Wort findet stets einen Widerhall in allen Herzen. Im Innern des Stadthauses umarmten sich die Räthe und Freudenthränen entfloßen ihren Augen.

In diesem Augenblick ertönte von dem obern Thore her zuerst Trommetenklang, dann Flintenschüsse und endlich der Galopp sich nähernder Pferde. Unruhe malte sich auf allen Gesichtern und Lestonac hörte auf zu sprechen. Das Getöse kam endlich immer näher und bald stürzte ein Trupp von Flüchtigen auf den Platz.

„Was ist das?" fragte Lestonac betroffen.

„Das ist!" schrie ein Mann von herkulischem Ansehen, dessen nackte Arme mit Blut befleckt waren, der wüthende Guillotin: „Das ist der Lieutenant des Königs, der uns die Gerechtigkeit bringt, welche du uns versprochen hast. Lestonac! du bist ein Verräther!" Und mit diesen Worten legte Guillotin

seine Büchse an und eine Kugel zerschmetterte den rechten Arm des Advokaten, dann wandte er sich an die Menge und schrie: „Kameraden! der Lieutenant des Königs dringt durch das mittägliche Thor ein, laßt uns dem Lieutenant des Volks das mitternächtliche Thor öffnen.“ Dieser Lieutenant des Volkes war der schreckliche Tallemagne, mit seiner Armee von 80,000 Mördern. Der Lieutenant des Königs war Tristan de Moncins, welchen der Abgesandte des Parlaments auf der Straße nach Bayonne getroffen hatte, und welcher schnell herbei eilte, um die Rebellen zu züchtigen.

„O Unglück! Unglück!“ rief Lestonac. „Wer hat den königlichen Lieutenant herbeigerufen?“

„Wir, das Parlament,“ antwortete der Präsident la Chassaigne.

„Ach!“ rief Lestonac, „so habt ihr die Stadt verloren.“ Und er sprach wahr, denn während die Reiter Tristans gegen die Mitte der Stadt vorrückten und viele aus dem Volke von den Hufen ihrer Rosse zertreten wurden, hatte das Volk, der Aufforderung Guillotins gehorchend, sich beeilt, das gegenüberstehende Thor Tallemagne und seinen Horden zu öffnen; die Sturmglocke tönte vom Neuen und mit ihr mengte sich das Geschrei der Verwundeten und das Ächzen der Sterbenden. Die Sonne sank dann in die Wellen der Garonne und ihre letzten Strahlen beleuchteten Bürgerkrieg, Mord und Feuer.

II.

Auf dem Thurme der Kirche St. Andre schlug es zehn Uhr. Bei dem Schweigen, welches jetzt in den Straßen von

Bordeaux herrschte, hätte Niemand gedacht, daß einige Stunden vorher die Furie des Bürgerkrieges heulend durch dieselbe rannte, wenn nicht noch einige glühende Mauern und einige gräßlich verstümmelte Leichname, die man in die Garonne zu werfen vergessen hatte, die Schrecknisse dieses Abends, in das Gedächtniß zurückgerufen hätten.

So oft sich ein Geräusch in dem Quartier de l'Observance vernehmen ließ, erschien ein Licht, dann das blasse Gesicht eines Mädchens an einem Fenster in dem Hause des reichen Pelzwaarenhändlers Larmont; große schwarze thränenfeuchte Augen blickten ängstlich nach jedem Schatten, der an der Ecke der Straße sich zeigte und wieder entschwand, ein Seufzer entquoll der gepreßten Brust, dann wurde das Fenster wieder geschlossen und das Haus war wieder dunkel und ruhig.

Plötzlich aber schallen Schläge an dem Hausthor. Bertha Larmont fuhr zusammen, stürzte über die Stiege hinab, zum Thore. Eine Tragbahre stand vor demselben von einem Arzte begleitet, auf der Bahre lag ein Verwundeter, der sich mit Mühe nur erheben konnte. Bertha erkannte ihn, es war François Lestonac und ein lauter Schrei des Entsetzens entströmte ihrem Busen.

„Mein armes Mädchen! die Hand des Herrn ruht schwer auf dir und der Kelch deines Leidens ist noch nicht voll."

„Ach, um Gotteswillen;" sprach Bertha zum Arzte, „sagen Sie mir wenigstens mein Herr, daß Lestonac nicht tödtlich verwundet und noch zu retten ist." Der Arzt beugte sich über den Verwundeten und sagte dann: „ein Priester wäre hier nothwendiger als ich."

Arme Bertha! welch' eine Hochzeitnacht!

Der Tag graute und das Volk war in der lebhaftesten Bewegung neuerdings auf dem Platze vor dem Stadthause versammelt.

Unbekannte Emissäre reizten die Gemüther auf und schon wurden mehre Stimmen laut: „Es lebe Guyenne!" Es handelt sich jetzt nicht mehr um eine Stadt, sondern um eine ganze Provinz, und wenn ihm der Himmel nicht zu Hilfe kommt, so verliert Heinrich II. eine der schönsten Juwelen seiner Krone.

Ohne Zweifel hatte Tristan de Mocins, der sich nach dem Siege des Volkes hinter die Mauern des Schlosses Trompette geflüchtet hatte, eine solche Gefahr vorausgesehen, denn schon an diesem Morgen erschien ein Ritter, eine weiße Fahne in seiner Rechten schwingend, auf dem Platze und rief dreimal: „Im Namen des Herrn Lieutenant des Königs verkündige ich Hugo von Monleau und bin berechtigt einen Schwur darauf zu leisten, daß Alles Vorgefallene vergessen sein soll, wenn das Volk von Bordeaux die Waffen ablegt."

„Die Waffen ablegen?" schrie Guillotin. „Wir fordern Gerechtigkeit."

„Diese soll Euch werden, meine Freunde," antwortete Monleau.

Ein wildes Gelächter folgte diesem Versprechen und in demselben Augenblicke zeigte sich auch ein wirksames Schauspiel auf dem Platze. Ein Mann nur halb angekleidet, in seinem Antlitze alle Zeichen des Fiebers tragend, den Arm in ein Tuch gehüllt, welches Spuren des Blutes trug, erschien in der Mitte der Menge, dem Lazarus ähnlich, welcher dem Sarge entstieg. Dieser Mann, dessen Stimme in Bordeaux allbekannt war, begann Worte zu sprechen, welche man vergebens wieder zu geben, sich bemühen

würde, denn der Redner vereinigte in sich alles, was der Bildhauer Kräftiges in seinen Statuen, was der Maler Anziehendes in seinen Bildern, was der Musiker Eindringliches in seinen Compositionen hat. Dieser Mann, dessen Äußeres ein nahes Ende voraussehen ließ, schöpfte schon aus dem künftigen Leben jene übermenschliche Stimme, welche dem Volke bis in das Innerste drang. Er bat seine Mitbürger, sich nicht durch Aufruhr zu schänden, ihre Stadt nicht allen Gräueln eines Bürgerkrieges hinzuopfern, er flehte, er donnerte, er weinte. Wer hätte nicht in diesem Manne François Lestonac erkannt?

Als der Fieberparoxismus, welcher die Aufregung des Redners steigerte, vorüber war, verließ ihn seine Kraft und er schwieg. Aber man sah deutlich an der Bewegung der Menge, welchen Eindruck seine Worte gemacht hatten. Ein sichtbarer Ausdruck der Ungewißheit und des Zögerns zeigte sich in allen Gesichtern, es war einer jener Augenblicke, wo sich die schwankende Menge so leicht von dem Ersten, der sie anzusprechen wagt, hinreißen läßt. Man beredete sich untereinander, man sprach seinen Wunsch erst leise, dann laut aus und dieser Wunsch lautete: „Wir wollen mit dem Lieutenant des Königs sprechen, er soll selbst nach dem Stadthause kommen, uns Gerechtigkeit versprechen und wir wollen uns unterwerfen.“ Lestonac sprang zu Monleau und indem er mit der Kraft der Verzweiflung die Zügel seines Rosses ergriff, rief er: „Herr! aus Barmherzigkeit, laßt mich Euch zum Lieutenant des Königs folgen; er wird es nicht verweigern hieher zu kommen. Ihr seht das Volk erwartet dieses, um sich zu unterwerfen! O kommt, kommt!“

„Ihr wollt es,“ antwortete Monleau, „so kommt denn, und Gott verleihe Euch seinen Schutz.“

Lestonac, dessen körperliche Schwäche es nicht gestattete zu Fuße zu gehen, wurde auf ein Pferd gehoben. Das Volk warf seine Hüte in die Höhe und schrie: „Es lebe Lestonac!" Dieser dankte mit einem schwachen Neigen des Hauptes, denn seine Kraft war erschöpft; und bald verschwand er mit Monleau und dessen Gefolge.

Um fünf Uhr Nachmittags senkte sich die Zugbrücke des Schlosses Trompette langsam herab und öffnete den Eintritt drei Reitern, welche, nachdem sie einige Augenblicke die Wälle von Bordeaux schweigend betrachtet hatten, sich bei einem der Thore einfanden, wo sie von ihren Pferden stiegen und diese zurückließen. Der erste und älteste dieser Reiter, welcher den beiden übrigen zu befehlen schien, war reich gekleidet und trug auf seinem Überwurf von Sammt eine goldene Kette, von ausgezeichneter Arbeit. Es war der hohe und mächtige Tristan de Moncins, Ritter und Lieutenant des Königs für die Provinz Guyenne. Die Gunst des Connetable von Montmorency, dessen Verwandter er war, hatte ihn zu diesem Platze erhoben, weßhalb ihn die übrigen Edelleute der Provinz beneideten. Seine beiden Gefährten, deren Einer nur vom Adel war, wie seine goldenen Sporen bewiesen, waren Hugo von Monleau und François Lestonac.

„Bedenket gut," rief Tristan dem Letztgenannten zu, indem sie in die Stadt eintraten, „Ihr bürgt mir mit Eurem Kopfe für jede Beleidigung."

„Ich habe es geschworen," erwiederte Lestonac kaltblütig, „und meine Mitbürger werden das Wort ihres Vertreters in Ehren halten," und bemerkend, daß Monleau es noch einmal versuchte, den General-Lieutenant zurückzuhalten, wandte er sich

zu diesen mit den Worten: „Ihr habt nur zwei Geißeln von uns verlangt und fünfzehn unserer geachtetsten Bürger sind in diesem Augenblicke in Gewahrsam Eurer Bewaffneten, in Eurem festen Schlosse, was könnt ihr noch wünschen? Die Zeit drängt, Ihr wißt es, die Herrn vom Parlamente erwarten Euch und werden Euch zur Eskorte dienen. O kommt, kommt!"

Tristan de Moncins warf, ohne zu antworten, einen letzten Blick auf die hohen Thürme des Schlosses Trompette, dann hob er die Augen zum Himmel empor, wie ein Schiffer, welcher, bevor er die Anker lichtet, späht ob kein Gewitter im Anzuge sei. Der Himmel war rein und wolkenlos; Tristan ging mit festen Schritten in die Stadt.

Das Parlament und die Geschwornen, welche ihm, den Präsidenten la Chassaigne an ihrer Spitze, entgegen gegangen waren, entblößten ihre Häupter ehrfurchtsvoll und riefen: „Es lebe Frankreich!" aber unter dem Volke herrschte dumpfes Schweigen. Der Zug bewegte sich gegen das Stadthaus und kam bald zu dem Gärbergraben. Dort war das Gedränge so groß, daß man anzuhalten gezwungen war, und als der Präsident diese Pause benützte, um das Volk zu bewegen, sich zu zerstreuen und dem Lieutenant des Königs freie Bahn zu gönnen, weigerte man sich dieses zu thun und mehrere einzelne Aufrufe: „Vive Guyenne" ließen sich vernehmen. Der Präsident, erschreckt von diesem neuen Zeichen des Aufruhrs, glaubte sich vom Zuge entfernen zu sollen und bewaffnete Hilfe zu suchen, allein nun umgab das Volk, durch die Gegenwart ihres Vorstehers nicht mehr zurückgehalten, den Ritter Moncins und begehrte mit kecker Anmaßung von ihm die Schlüssel der Festung Trompette. Dieser, statt hierauf zu antworten, wendete sich

gegen Lestonac, welcher, wiewohl an seiner Wunde schmerzhaft leidend, doch das Werk der Vereinigung bis ans Ende durchführen wollte.

„Ist dieß die Unterwerfung von der Ihr spracht?" fragte ihn Moncins.

In diesem Augenblick erkannte Lestonac mit Schaudern, daß Alles verloren sei. All' diejenigen, von denen er noch Beistand hoffen konnte, hatten die Flucht ergriffen. Muthig stellte er sich vor Moncins, um dessen Körper mit seinem eigenen zu bedecken.

Der Lieutenant des Königs, der dem Tod in hundert Schlachten kühn ins Auge gesehen hatte, konnte dennoch, ohne zu erblassen, die Gefahr nicht sehen, die ihn hier bedrohte, und, dem Triebe der Selbsterhaltung gehorchend, löste er die goldene Kette vom Halse und warf sie unter die Menge, in der Hoffnung, daß er in dem Gedränge, welches dadurch entstehen werde, daß Jeder sich dieselbe zuzueignen suchen werde, Gelegenheit zur Flucht finden würde. Allein Guillotin, welcher jede seiner Bewegungen beobachtete, versetzte ihm einen Stoß mit seiner Picke in die Wange und da er nun sein Schwert zog, um sich zu vertheidigen, wurde er von zwanzig Händen verwundet und tödtlich zu Boden gestreckt. Sein Blut rieselte auf Lestonac, der zu seinen Füßen gesunken war und vergebens die Wüthenden um Schonung angefleht hatte.

Von diesem Augenblicke kannte der Pöbel keine Schranken mehr. Hugo von Monleau unterlag ebenfalls den Streichen der Mörder. Die Bürgergarde, welche nun mit dem Präsidenten herbeigekommen war, in der Hoffnung, dem Lieutenant des Königs Hilfe zu leisten, wurde zurückgedrängt und mußte sich

selbst durch Flucht in die Kirchen retten. Allein auch diese heiligen Orte zündete der wüthende Pöbel an, zwang so die Flüchtigen sich selbst auszuliefern und metzelte so eine große Anzahl von ihnen nieder.

Während dem nahmen andere Banden das Schloß Trompette mit Sturm und plünderten es.

Die Nacht war endlich eingebrochen, der Pöbel von dem Gemetzel ermüdet, zerstreute sich in den Straßen; nicht weit vom Stadthaus hätte man bei einem flüchtigen Lichtstrahle, welchen von Zeit zu Zeit die Fackeln der durch die Straßen streifenden Banden dahinwarfen, in einer dunklen Straßenecke François Lestonac sehen können, wie er bei der Leiche Tristan de Moncins kniete, gesenkten Hauptes und stieren Blickes. Vergebens war ein junges Frauenzimmer von glänzender Schönheit und noch mit dem Brautkleide geschmückt, schon bei Sonnenuntergang gekommen und hatte ihn gebeten, diesen Platz zu verlassen und ihr in das Haus zu folgen, damit sie seine Wunden pflegen könne. Lestonac blieb stumm und unbeweglich, und doch war dieses Frauenzimmer Bertha Larmont, seine angetraute Gattin, die er über Alles liebte und für die er willig sein Leben hingegeben hätte. Da er ihr nicht folgte, blieb sie bei ihm und weinte bittere Thränen.

In derselben Nacht hielten eine Frau und ein junges Mädchen in Sänften getragen und von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet, in einer einsamen Herberge auf der Straße von Bayonne nach Bordeaux; nachdem sie ihre Pferde einige Zeit hatten ruhen lassen, wollten Mutter und Tochter ihre Reise wieder fortsetzen, weil sie, wie sie sagten, so schnell als möglich in Bordeaux eintreffen wollten, um ihren Gatten und Vater dort zu überraschen.

„Der Himmel bewahre Euch vor einer solchen Überraschung;" sprach ein anderer Reisender, welcher so eben in dieselbe Herberge eintrat, „Bordeaux ist voll Feuer und Blut."

Die beiden Frauen erblaßten — „Wie?" fragte die Ältere ängstlich: „hat denn der Lieutenant des Königs die Rebellen nicht gezüchtigt?"

„Hm!" erwiederte der Reisende schauderhaft grinsend und auf seinen Ranzen klopfend, „hier hab' ich seinen Hut und seine goldene Kette, was ich einem Juden zu Bayonne verkaufen will. Es gibt in diesem Augenblick keinen königlichen Lieutenant mehr für die Provinz Guyenne."

Die beiden Frauen stießen einen lauten Schrei des Entsetzens aus, welchem Ströme von Thränen folgten. Die Eine war Witwe, die Andere Waise geworden.

III.

Am 26. Oktober 1548 schoß der Regen in Strömen durch die Straßen von Bordeaux, als wollte der Himmel das Blut bis auf die letzte Spur wegwaschen, welches zwei Monate vorher geflossen war. Bei dem matten Licht eines grauen und trüben Herbsttages konnte man bemerken, daß auf jedem der 23 Glockenthürme der Stadt ein menschliches Haupt aufgepfahlt war und ein gutes Auge hätte sogar auf der Spitze des Thurmes der Kirche St. Andre die verzerrten, aber noch immer drohenden Züge Guillotin's erkennen können. Ungeachtet des starken Regens umgab eine große Menge das Parlamentshaus, aber dießmal ohne Waffen und der Schrecken, den sie einst eingejagt hatte, hatte sich jetzt ohne Zweifel ihrer selbst bemeistert, denn ihre Gesichter waren blaß und ängstlich.

Die Sache hatte sich in Bordeaux in zwei Monaten ganz anders gestaltet; Gewitter sind immer desto kürzer, je fürchterlicher sie sind. Des Raubes und Blutvergießens satt, hatten die Empörer, welche Tallemagne in die Stadt geführt hatte, diese wieder verlassen, um auf neuen Raub auszuziehen. Die Einwohner von Bordeaux, sich nun selbst überlassen, hatten nun Zeit, die Früchte ihrer Verirrungen zu betrachten. Sie thaten es reuevoll, erblickten mit Schaudern die Gräuel der Anarchie und sehnten sich, gewohnt zu gehorchen, nach der alten Ordnung der Dinge, wo das Leben so leicht war; sie warfen sich jenen Magistratualen, welche sie vor Kurzem beschimpft und mißhandelt hatten, zu Füßen und baten sie, ein Regiment wieder zu übernehmen, womit sie nichts anzufangen wußten. Das Parlament begann wieder seine Sitzungen, die Vorstände der Stadt ihre Berathschlagungen, das Volk seine gewöhnlichen Beschäftigungen. Guillotin und seine Mitschuldigen waren verurtheilt, geviertheilt zu werden und ihre Köpfe, wurden auf die Thürme der Stadt gesteckt. So viel Unterwürfigkeit werde den Zorn des Königs entwaffnen, wie man hoffte. Allein vergebens. Der Rächer Heinrich II., der fürchterliche Connetable von Montmorency, hatte schon die Languedoc verlassen und marschirte schon in aller Eile gegen Bordeaux. Wie groß war der Schrecken der Einwohner, als sie den Namen Montmorency erschallen hörten. Montmorency, der Verwandte, der Freund Tristan de Moncins, den er geliebt hatte, wie einen Sohn und dessen Witwe er geschworen hatte, in Bordeaux so viele Köpfe fallen zu machen, als der Bart des königlichen Lieutenants Haare zählt. Schon war der Connetable in Toulouse angekommen, an der Spitze von 1000 Rittern und 10,000

Lanzenknechten. Zu Langon sollte sich der Herzog von Aumale mit 4000 Soldaten und der Graf von Sancerre mit einer Batterie mit ihm vereinigen. O Bordeaux! armes Bordeaux! Montmorency zog ein, wie in eine feindliche Stadt und ließ zu diesem Ende 30 Klafter der Stadtmauer abbrechen.

Als er in der Stadt war, befahl er die Thore zu schließen und die Kanonen nach allen Straßen zu richten; dann, als er das Parlament aufgehoben und den Bürgern aufgetragen hatte, alle Waffen in der Citadelle niederzulegen, beauftragte er den Requetenmeister Jacques de Neuilly, den er mit sich gebracht hatte, der Stadt den Proceß zu machen und beorderte zu Beisitzern seines Gerichtes noch sechs Räthe aus der Provinz.

Der Proceß zog sich nicht in die Länge, Jacques de Neuilly, den man die verdammte Seele des Connetable nannte, wußte ihn zu beschleunigen und Lestonac war nicht mehr da, um die Sache seiner Mitbürger zu vertheidigen. Von einem hitzigen Fieber, der unausweichlichen Folge seiner Wunden und Gemüthsbewegungen darniedergestreckt, stand der Arme auf dem Punkt ein Leben zu vollenden, welches ihm Berthas Liebe noch lange hätte verschönern können. Er war bereit, vor Gott zu erscheinen, als er durch eine jener glücklichen Crisen, worüber die Ärzte keine Rechenschaft zu geben vermögen, und welche der gemeine Haufe Wunder nennt, wieder genas. Welche Freude herrschte nun in dem Hause des Rauchwaarenhändlers, wie röthete sich die Wange der jungen Gattin, welche Freudengesänge folgten den Sterbegebeten.

Am nächsten Abend war eben die ganze Familie in dem Gemache des Rekonvaleszenten versammelt, als nach einigen Schlägen an das Hausthor, eine starke Stimme von außen sich

vernehmen ließ: „Im Namen des Königs und des Connetable, öffnet das Thor, es befindet sich ein Staatsverbrecher in diesem Hause."

„Ihr werdet Euch irren, edle Herren!" rief die Magd zum Fenster hinaus. „Es ist in diesem Hause Niemand, als mein Herr, seine Tochter und sein Schwiegersohn François Lestonac; den der liebe Gott so eben aus einer schweren Krankheit gerettet hat."

„Den Lestonac suchen wir eben;" erwiederte die Stimme von Außen, „er ist des Verbrechens der beleidigten Majestät und als Mitschuldiger eines Mordes angeklagt, indem er, verrätherischer Weise, den Herrn Lieutenant des Königs in eine Falle lockte, wo er den Tod fand."

„Verleumdung! schändliche Lüge!" riefen alle Einwohner. Indessen stiegen die Soldaten die Treppe hinauf. — Bertha aber stürzte zur Thüre des Gemachs und verriegelte sie.

Arme Frau. Was vermochte sie gegen zehn bewaffnete Männer? Die Soldaten brachen mit ihren Hellebarden die Thüre ein und drangen in das Zimmer. Als Lestonac sie seinem Bette nahen sah, füllten sich seine Augen mit Thränen und er rief mit schmerzhaftem Tone: „Ich gab mein Blut für Bordeaux; wenn das noch nicht genug ist, so nehmt mein Leben, aber laßt mir wenigstens meine Ehre."

Ohngeachtet seiner Schwäche in das Gefängniß geworfen und vor das Gericht geführt, übernahm der Advokat doch selbst seine Vertheidigung und man versicherte, daß er noch nie einen so großen Schatz von Beredsamkeit entwickelt habe.

Nachdem Reden und Gegenreden gewechselt, die Zeugen abgehört, und so der Proceß zu Ende geführt war, leerte sich

der Gerichtssaal; das Publikum wurde an die Thore gewiesen und die Richter traten in einen Nebensaal, um sich über das Urtheil zu berathen. Die Menge harrte, in gespannter Erwartung und fast athemlos, vor den Thoren des Gerichtshofes auf dieses Urtheil. Auch Bertha Larmont war mit ihrem alten Vater zugegen, auch sie wartete, ob es dem Tribunal gefallen werde, ihr den Gatten zurückzugeben, oder sie zur Witwe zu machen. Endlich öffnete sich die Thür des Gerichtssaales und zwei Gerichtsdiener erschienen an derselben, welche mit starker Stimme dreimal Stillschweigen geboten. Gleich darauf traten die zehn Richter in rothen Talaren ein. Es lag in den düstern Blicken und den gesenkten Häuptern dieser Richter etwas so Ängstliches, daß man hätte glauben können, sie seien da, um ihr eigenes Urtheil zu vernehmen. Alle reihten sich schweigend um Jacques de Neuilly, welcher der Letzte erschien, immer gleich kalt in seiner Hand das Urtheil haltend, welches er selbst diktirt hatte. Dieses Urtheil lautete: „Die Stadt Bordeaux ist des Verbrechens der beleidigten Majestät für schuldig erkannt; daher ist die Stadt aller ihrer Privilegien für verlustig erklärt, die Glocken von den Thürmen sollen abgenommen, ihr Wappen auf öffentlichem Platze durch den Henker zerbrochen, sein Stadthaus rasirt und an dessen Stelle eine Kapelle erbaut werden, in welcher Tag und Nacht Gebete für die Seele Tristans de Moncins zu Gott emporgesandt werden sollen. Endlich sollen alle Geschwornen der Stadt, angeführt von François Lestonac und begleitet von 120 Bürgern, alle in Trauerkleidern und Kerzen in den Händen, noch diesen Abend sich in einem Zuge auf den Kirchhof der Carmeliter begeben, dort den Leichnam Tristans mit ihren eigenen Nägeln ausscharren und ihn sodann

im nämlichen Zuge in die Kirche St. Andre übertragen." Hier hielt Jacques de Neuilly etwas ein, um Athem zu holen und Bertha Larmont flüsterte ihrem Vater ins Ohr: „Sollte er freigelassen werden?"

So leise die Frage auch gestellt wurde, so erregte sie doch die Aufmerksamkeit des Requetenmeisters, der die Stirne runzelte und gleich wieder zu lesen begann. Es war ein Todesurtheil gegen eine gewisse Anzahl von Beamten und angesehenen Leuten der Stadt, welche mittelbar oder unmittelbar an den Aufruhr Theil genommen hatten, und welches noch diese Nacht executirt werden solle. Der erste Name auf dieser Liste war François Lestonac. Bertha stieß einen fürchterlichen Schrei aus.

„Führt dieses Weib fort!" befahl mit Tigerkälte Jacques de Neuilly und dann las er seine Liste zu Ende. Sie enthielt 150 Namen.

Um 6 Uhr Abends durchstreiften die Schauspieler dieses blutigen Trauerspiels die Straßen der Stadt, um sich auf die Posten zu begeben, welche ihnen bezeichnet waren.

Jacques de Neuilly wollte, daß diese gräßliche Ceremonie in der größten Ordnung vor sich gehe und hatte daher selbst alle Anstalten getroffen. Um sieben Uhr, bei einem Himmel ohne Sterne, setzte sich der Zug zwischen einer dreifachen Reihe von Lanzenknechten in Bewegung. Als er an dem Hotel des Connetable vorüberging, warfen sich alle die armen Schlachtopfer auf ihre Knie und schrieen um Barmherzigkeit.

Montmorency saß eben beim Abendmahle mit mehreren vornehmen Herren seines Gefolges. Auch Jacques de Neuilly war zum Beweise der Zufriedenheit mit seinen Diensten, dazu geladen. Als das Geschrei von Außen zu den Ohren der Gäste

drang, verbreitete sich eine allgemeine Stille im Saale und Aller Blicke fielen unwillkührlich auf zwei schwarzgekleidete Damen, welche neben dem Connetable saßen. Diese waren die Witwe und die Tochter Tristans de Moncins. Auch der Connetable fixirte sie einige Augenblicke, aber bald wendete er sich wieder zu einem seiner Offiziere und sandte durch ihn den Befehl hinab, der Zug solle seinen Marsch fortsetzen. Der Offizier kam gleich darauf wieder zurück und meldete, ein junges Weib, welches diesen Abend schon viermal gekommen sei, bitte inständigst um eine Audienz bei dem Herrn Connetable. Montmorency verweigerte ihr diese Gunst.

Nach zwei Stunden kam der Zug zum zweiten Male, bei dem Hotel des Connetable vorüber. Die Juraten trugen, nach dem Urtheil, den Sarg mit den Überresten Tristans, den sie mit ihren Nägeln ausgegraben hatten, auf ihren Schultern und begaben sich nach der Kirche St. Andre, um ihm dort eine neue Begräbnißstätte zu geben.

Alle stürzten neuerdings auf ihre Knie und flehten um Gnade; der Connetable war wieder unerbittlich und zog sich, um das Geschrei nicht mehr zu hören, in die innersten Gemächer zurück.

Bertha, der es indessen gelungen war die Wachsamkeit der Garden zu hintergehen, gelangte in den großen Saal, wo gespeist worden war. Als sie hier denjenigen nicht fand, den sie suchte und der mit einem einzigen Worte ihren Gatten retten konnte, ergriff sie eine fürchterliche Angst. Muth und Kraft verließen die arme Frau und sie sank ohnmächtig nieder. Ohne Zweifel würde sie länger in diesem Zustande gelegen sein, wenn nicht Trauermusik und Grabgesänge sie wieder erweckt hätten.

Bertha gewann noch so viel Kraft, ein Fenster zu öffnen und erkannte beim Fackelschein, an der Spitze des Zuges, ihren geliebten Lestonac, mit nacktem Halse und Füssen, eine brennende Kerze in der Hand haltend. Sie wollte schreien, aber die Stimme versagte ihr, sie stürzte gegen eine Thüre, aber diese war verschlossen; sie eilte wieder zum Fenster zurück. Lestonac war verschwunden. Da sie nirgends mehr einen Ausgang fand, stürzte sie sich über das Fenster und fand den zehnfachen Tod in den Hellebarden der Lanzenknechte, welche sie durch die Schwere ihres Falles zerbrach.

In demselben Augenblick zeigte der Prevôt dem Volke den Kopf Lestonac's, den ihm der Henker abgeschlagen hatte

---

Die Häßliche.

Jenny an Marie.

Wien, am 11. Mai 1828.

Meine gute Marie!

Es ist schon ein Monat verstrichen, seit Du Wien verlassen hast und noch habe ich keine Nachricht von Dir, Du hast mir doch eine genaue Beschreibung Deiner Reise versprochen, und hältst nicht Wort, ich fange an, besorgt und unruhig zu werden. Obschon ich leichtsinnig und wankelmüthig bin, so lieb' ich Dich doch, das heißt, so wie ich lieben kann, und das heißt bei mir schon viel. Was mich vor Allem beunruhigt, ist: Dich in Gesellschaft eines Blinden zu wissen. Wenn eine Frau auf der Reise der Mann sein soll, so führt das zu vielen Unannehmlichkeiten. — Ich hätte gewiß nicht so wie Du die Geduld, einen Blinden zu lieben, ihm Alles zu erklären, und ihn nie zu verlassen, gar keine Zeit zu haben, um ein Bischen kokett zu sein, oder es ohne Nutzen zu sein, sich zu putzen und schön zu machen, ohne die kleinste Anerkennung zu finden, das ist ja eine ewige Trauer. Nein! lieber sterben als nicht gefallen.

Ich bin nun ein Mädchen, welches eben nicht mehr sein will, als unser ganzes Geschlecht. Wir sind Eintagsfliegen,

unsere Jugend ist kurz, und wir müssen sie benützen, glänzen, gefallen und lieben, wie und wo es sich findet. Unsere einzige Macht besteht in der Schönheit, vorwärts damit! Wir altern ja so geschwind, daß, wenn wir eine Minute verlieren, wir gar nicht gelebt haben. Die Männer werden nur durch das Aeußere gefesselt. Du bist ein herzensgutes, verständiges Mädchen, Du besitzest alle Schönheiten der Seele, allein glaubst Du wohl, daß Ferdinand Dich geliebt hätte, wenn er nicht blind wäre? Ich wage es so zu Dir zu sprechen, weil Du frei von Vorurtheilen bist, und dasselbe schon öfters selbst gesagt hast, auch will ich gegen Dich so aufrichtig sein, wie Du gegen mich. Lebe wohl, meine Liebe! Schnell eine Antwort! Sage mir, wie es Euch geht, ob Eure Geldangelegenheiten geschlichtet sind, ob Du Dir in Paris gefällst, ob Ferdinand fröhlich ist und ob er die Seinestadt nach seinem Geschmacke findet, ich weiß ja wohl, er sieht nur durch Deine Augen. Schreibe mir recht bald, und dann folge ich Euch.

Marie an Jenny.

Beschuldige mich nicht der Vergessenheit, meine gute Jenny. Könnte ich vergessen, so würde ich bei mir selbst anfangen zu vergessen, daß mir die Natur Alles versagt hat, was ein Weib anziehend macht, allein leider erinnert mich jeder Spiegel daran, und ich muß weinen, wenn ich meine Gestalt darin sehe. Nicht für mich fließen diese Thränen, sondern für Ferdinand, der mich so innig liebt. Er so schön, so vollkommen, und ich, o Gott! — Ich schaudere, wenn ich bedenke, daß ich ihm in jedem Augenblick vorlüge; denn ich habe noch nie den Muth gehabt, ihm zu sagen, daß ich häßlich bin. Ich weiß wohl,

er würde dann wohl Mitleid mit mir haben, aber keine Liebe mehr. Die Männer alle besitzen nur Eitelkeit, ihre Liebe selbst ist Eitelkeit. Ich bin überzeugt, nicht Einer derselben würde gestehen, daß er mich liebe. Selbst ein Bruder, wenn ich Einen hätte, würde nicht sagen: diese ist meine Schwester. Nur die Frauen suchen meine Freundschaft, und ich habe doch zu viel Verstand, um ihnen dafür dankbar zu sein. Wenn ich einem hübschen Kinde liebkosen will, so sagen selbst diese: „Laß mich los, ich mag Dich nicht, Du bist abscheulich!“ Seit ich geboren, war es nur meine gute Mutter, welche mit Thränen in den Augen bekannte: „Das ist meine Tochter!“

Gott hat mir aber ein Herz gegeben, ein Herz, welches die Liebe nicht entbehren kann. Dazu hätte er aber auch eine Welt erschaffen sollen, die mich nicht von sich stößt! Die Welt, welche für mich existirt, ist Er, Er allein. Ach, er hat keine Idee davon, was ich leide. Wenn er meine Hand faßt, meine Stimme hört, welche ihm wohlgefällt und dann ausruft: „O! wie schön bist Du!“ da schäme ich mich, ich fürchte, daß die Spiegel, welche uns umgeben, zu sprechen anfangen und ihm entdecken, daß er sich täuscht.

Ich habe Dir tausend Dinge über unsere Reise zu sagen. Was unsere Geldgeschäfte betrifft, so hat Ferdinand Alles seinem Notar übergeben. Du kennst Ferdinands Charakter, er wünscht nur Menschen zu finden, die er theuer bezahlt, damit sie ihm die langweiligen Sorgen des materiellen Lebens abnehmen. Der gute Ferdinand, er kennt die Lasten des Lebens nicht. Gott hat ihn des Lichtes beraubt, und er hält sich für unglücklich. Ach! wie oft hab' ich ihn schon beneidet. Ihm ist die Erde ein reiner Himmel mit goldenen Wölkchen, in welchem ihn meine

Hand leitet, er bedauert es, die Welt nicht sehen zu können, welche er für vollkommener hält, weil er sie nach sich selbst beurtheilt. — Seine Seele ist engelrein, ein heiliger Tempel, in Zauberpalast, die Strahlen des Tages verdunkeln ihm den Glanz seines Paradieses nicht. — Ich vermeide es, ihn den schwarzen Rauch des wirklichen Lebens fühlen zu lassen. Wir sprechen von Liebe, wir leben in Liebe. Ich besitze ihn ganz und gar, ich dringe in das Innerste seiner Seele, bis in den kleinsten Schauer der Freude oder des Schmerzes. Die Nothwendigkeit, ihm Alles zu erklären, verkürzt uns die Zeit und verlängert unser Vergnügen. Er hat den Haß nie gekannt, er liebt die Menschen und hält alle für gut. Er ist glücklich, sehr glücklich in seinem Irrthum. Ich lasse ihn darin. Manchmal fließen seine Thränen und er spricht zu mir: „Meine gute Marie! Ich kann Dich nicht sehen, ich kenne nicht den Glanz Deiner schönen Augen, Andere lesen darin früher, was Du mir erst sagen mußt. Ich bin eifersüchtig auf sie, sieh', das ist das Einzige, was mich quält. Und dann, wie bist Du mir so ganz ergeben. Welche Sorgen, welchen Kummer verursache ich Dir! Du machst Dich fast zu meiner Sclavin. Meine Freundin, mein guter Engel, Du bist die Rose, welche ich der Luft beraubt und sie in ein Treibhaus einschließe. Mein Gott, wenn Du mir das Licht schenktest, wie wollte ich alle Stunden meines Lebens meiner Marie weihen." So spricht er zu mir und wie wohl thut mir das.

Auf Spaziergängen zittere ich immer, ein Wort könnte Ferdinand verrathen, wie ich gestaltet bin. O! ich weiß, er ist großmüthig, ich bin versichert, er würde mir seinen Gram verbergen, ja, er würde sogar den Anschein behalten, mich noch immer zu lieben, aber das genügte meiner Liebe zu ihm nicht.

Auf dem Wege male ich ihm Alles, was uns umgibt: den Himmel, die Erde, die Bäume, die Häuser, die Blumen, die Menschen, er kennt die Bahn, welche wir zurücklegen, wie ein Reisender, welcher im Traume eine Gegend sieht.

Meine Stimme entzückt ihn, mein Schritt macht ihn zittern, Alles in ihm ist Liebe für mich. Ach, Jenny, ich kann Alles dies verlieren. Man wird ihn operiren, in einigen Tagen wird er sehen. Mein Gott, mein einziger Wunsch ist, an jenem Tage zu sterben, an welchem er das Licht erblicken wird. O, unselige Reise! Verwünschte Erbschaft, welche uns nach Paris geführt hat. Als Du uns zum Postwagen begleitetest, mußtest Du mehre junge Männer bemerkt haben, welche unsere Reisegefährten waren. Als wir nach Mannheim kamen, gingen wir zur table d'hôte. Ich war ein wenig zurückgeblieben, und empfahl dem Bedienten, bei seinem Herrn zu bleiben und ihn nicht einen Augenblick zu verlassen, was er aber vermuthlich nicht für so nothwendig hielt, und lieber mit andern Bedienten in der allgemeinen Schenkstube zechte.

Du weißt wohl, daß jene, welche nicht wissen, daß Ferdinand blind ist, dies gar nicht vermuthen, denn seine Augen sind schön und klar.

Sie waren alle im Speisesaale und Ferdinand in seiner himmlischen Ruhe schien den tollen Späßen der jungen Leute keine Aufmerksamkeit zu schenken. Sie sprachen von ihren Frauen und Maitressen, von ihrer Schönheit oder Häßlichkeit. Alles dies hat mir Ferdinand später erzählt.

Er nahm keinen Antheil am Gespräche, er, der so reine Begriffe hat von Allem, was existirt, er, der die Menschen nur nach seiner eigenen schönen Seele kennt. Er versteht derlei Geschwätz

gar nicht, er glaubt in einem andern Lande zu sein, dessen Sprache ihm fremd ist; denn sie spotteten Anderer, wie sie glaubten, eigentlich spotteten sie aber nur über sich selbst.

Einer, der am meisten seiner Zunge freien Lauf ließ, redete Ferdinand an: „Mein Herr! Sie sind vermuthlich ein Fremder?"

Keine Antwort.

„Werden Sie mit uns speisen, mein Herr?"

Keine Antwort.

Und die Andern lachten.

Ein zweiter fragte nun: „Sind Sie taub, mein Herr?"

Er erhielt eben so wenig eine Antwort.

Der Frager erzürnte sich und sagte: „Ich werde ihn wohl zwingen, mir zu antworten, oder mir die Ursache seines Schweigens zu sagen."

In diesem Augenblick wendete sich Ferdinand auf die andere Seite, was Alle für ein Zeichen der Geringschätzung ansahen.

Da stieg der Zorn des Fragers auf's Höchste, er rüttelte Ferdinand am Arme und schrie: „Seit 10 Minuten rede ich schon mit Ihnen, mein Herr und Sie antworten mir nicht, sind Sie taub oder impertinent?"

„Nein, aber ich bin blind," antwortete Ferdinand.

In diesem Augenblicke trat ich ein und sah die wüthenden Gesichter. Mein Gott! rief ich, wo ist denn Joseph? Er läßt Dich so allein hier.

„Ja, meine Liebe," sprach Ferdinand, „es ist wohl gut, daß Du kommst; denn ich weiß nicht, was die Herren wollen und sie verstehen mich auch nicht."

Meine Herren, sprach ich, hier herrscht ein Mißverständniß. Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, allein Derjenige, welcher

Ihren Unmuth erregt hat, hat gewiß ohne seine Schuld gefehlt, der Arme ist blind geboren.

Hierauf herrschte ein allgemeines Stillschweigen.

Der junge Mann, welcher so barsch Antwort begehrt hatte, trat zu Ferdinand und sprach: „Verzeihen Sie mir, mein Herr und beurtheilen Sie mich nicht nach dem, was so eben zwischen uns vorgegangen ist. Ich bin ein Chirurg, und habe die Augenkunde bei dem berühmtesten Augenarzt studiert und träume von einer Cur', die mir Ehre machen soll, wie man von einer ersten Liebe träumt, ich werde Sie operiren, Sie werden sehen, und dann will ich Ihnen jene Genugthuung geben, welche ich Ihnen durch mein unbesonnenes Benehmen zu geben schuldig bin."

„Geben Sie mir das Licht," antwortete Ferdinand, ihm die Hand reichend, „und ich will Sie lieben als meinen zweiten Schöpfer, bisher war dieses schöne Mädchen das Auge meiner Seele und meine Marie wird Ihnen eben so dankbar sein als ich."

Ach Jenny! von mir sprach er so. Ich bebte, ich wechselte die Farbe, als mich die Herren ansahen, aber nicht Einer hat gelächelt. Das Unglück imponirte ihnen.

Wir aßen und stiegen dann in den Wagen.

Ich kann Dir nicht beschreiben, mit welcher Sorgfalt, ja Freundschaft der junge Chirurg von diesem Augenblicke an Ferdinand behandelte.

Wir sind endlich in Paris angekommen. Wir wohnen einstweilen in einem Gasthofe, bis ich ein Hôtel nach meinem Geschmacke für Ferdinand zubereitet habe. Ich will ihn noch so glücklich machen als ich kann, so lang er mir bleibt; denn, er wird die Schönheit kennen lernen, und ich bin verloren. —

Ich weiß, es wäre ungerecht von mir, eifersüchtig zu

sein, die Welt würde sagen: Die häßliche Person ist ja auch wahnsinnig.

In einigen Monaten wird Ferdinand den Tag sehen. Eduard (so heißt der Chirurg) wird ihn operiren. O! könnte ich ihm sagen: Lassen Sie ihn blind diesen Mann, er ist die Welt, die Gott für mich so geschaffen hat, diese Augen, die Sie ihm für and're Frauen öffnen wollen, sind meine Augen, es sind die einzigen, welche mich ertragen können.

Und so, liebe Jenny, wird Alles bald zu meinem Unglück zu Ende sein, vielleicht auch zu dem seinigen. Er wird den Himmel sehen, er wird ihn weniger schön finden als jenen, welchen ich ihm gezeigt habe. Er wird die Erde sehen, auf welcher er Dornen finden wird, welche ich bisher beseitigt habe. Er wird Gestalten sehen, die er nicht kennt: Die Falschheit, den Neid, die Heuchelei. — Aber ach! er wird auch die Schönheit sehen, die Schönheit, von der ich nie mit ihm gesprochen habe, das einzige Gemälde, welches ihm mein Pinsel nicht entwarf. Er wird schöne, blühende Frauen sehen, aber auch mich, welche er sich schön gedacht. Ich werde seine erste Lüge sein. Ich bin verloren. —

Jenny! ich lese in der Zukunft, ich werde jung sterben.

Deine Marie.

In einem Boudoir, nach dem neuesten Geschmacke eingerichtet, saß nachlässig ein junges Fräulein von zwanzig Jahren von mittlerer Größe, aber rund und üppig gebaut, sie schien vielmehr eingehüllt als gekleidet in eine Redingote von Musselin mit Spitzen garnirt, deren Falten durch einen Gürtel zusammen-

gehalten wurden, aus welchem ein herrlich geformter Busen hervorquoll, auf zwei weißen Schultern wogten schwarze Lockenhaare, auf der mit blauen Adern durchzogenen reinen Stirne gescheitelt. Zwei große blaue Augen glänzten unter lieblich gebogenen schwarzen Brauen hervor, ein kleiner Rosenmund ließ öfters zwei gleiche Reihen weißer Perlen sehen, zwei kleine Füßchen, mit schwarzseidenen Schuhen bekleidet, guckten aus dem weißen Kleide wie neugierig hervor und zwei kleine Händchen, Zwillingsschwestern der kleinen Füßchen, hielten ein Buch im prächtigem Einbande. Die Schöne rief beim Lesen manchmal aus: „Herrlich! Vortrefflich!" — Die ganze Toilette der Dame zeigte übrigens von künstlicher Nachlässigkeit. Sie war ohne Zweifel eine Kokette.

In einer Ecke des Gemaches saß eine andere Frau, welche man für die Mutter oder Tante der Ersteren halten konnte, so groß war der Unterschied zwischen Beiden. Doch waren Beide in gleichem Alter, aber diese, etwas größer, war mager und ihre Kleider, straff an ihr hängend, zeigten gar keine Formen, man glaubte Kleider an einem Kleiderstock zu sehen, eine braune und magere Hand unterstützte einen großen Kopf, von welchem Haare, nicht schwarz, nicht blond, nicht kastanienbraun sparsam herabfielen, zwei kleine rotheingefaßte Augen gaben ein mattes Licht unter einer niedern Stirn, und platte, fahle Lippen wurden durch ungleiche Zähne vorgedrängt. Wäre diese Frau auch ein Mann gewesen, man hätte sagen müssen: Er ist abscheulich!

Thränen rollten aus ihren Augen und machten sie noch häßlicher, Thränen, welche doch sonst ein Weib so unwiderstehlich machen. Aber welche Gefühle bewegten auch dieses Herz? Ihr ganzes Gesicht drückte den tiefsten Schmerz aus, jenen Schmerz,

der mit Angst einer Nachricht entgegen harrt, und die Hoffnung fragt, sie zwingen will, etwas Tröstendes vorauszusagen.

Ihre Augen verließen die Wanduhr nicht, als wollten sie den Zeiger zugleich fortbewegen und zurückhalten. Jede Minute fiel ihr brennend auf das Herz, wie das glühende Eisen, welches den Verurtheilten für immer brandmarkt. Armes, junges Mädchen! welches die Natur verspottete, indem sie Dir eine Seele voll Liebe und Poesie einhauchte; denn in dieser unbekannten Seele waren, wie in einem kahlen Felsen, Edelsteine aller Art, die ganze Pracht wahrer Schönheit verborgen. Seufzer hoben ihre Brust und sie lispelte: „Mein Gott! mein Gott! nimm mein Leben!“

Plötzlich hörte man läuten, sie stand auf: „Jenny!“ rief sie, „hörst Du? Eduard hat geläutet.“

Jenny erhob das Haupt und antwortete: „Ich wäre bald eingeschlafen, Du hast mich aufgeweckt.“

Joseph, der Bediente kündigte den Arzt an. Dieser trat ein, blaß und zitternd, seit jener Scene in Mannheim hatte er sich Ferdinanden so ganz geweiht, als ob sie von einer Mutter geboren wären.

„Fassen Sie Muth, liebe Marie,“ sprach er mit sanftem Tone, „wir bedürfen dessen Alle in diesem Augenblicke. Ich fühle mich mit göttlicher Kraft beseelt. O! wie stolz mußte der Schöpfer auf seine Schöpfung sein, da mich schon der Gedanke: einem seiner Wesen die Augen zum Lichte zu eröffnen, über mich selbst erhebt,“ und zu Jenny gewandt, fuhr er fort: „Auch Sie, mein Fräulein, sonst so fröhlich und gelaunt, sind heute sehr ernst.“

„Ja wohl,“ antwortete sie, „aber man sagt, solche Operationen sind bald vorüber.“

„Ich muß nun zu unserm jungen Milton!" sagte Eduard zu Marien, „Gott wird meine Hand leiten. Sie, mein Fräulein, müssen entfernt bleiben, Einer meiner Freunde wird ihm den Kopf halten."

Die Thüre zum Nebengemache wurde geöffnet und man sah Ferdinand mit seinem schönen Kopfe ruhig in einem Lehnstuhle sitzen. „Ihr alle, meine Freunde," sprach er, „seid wohl mehr bewegt als ich, fasset Muth, wir sind ja nicht böse und Gott liebt uns. In wenig Augenblicken werde ich Euch alle erkennen."

„Mein theurer Ferdinand,' rege Dich nicht selbst auf, sitze ruhig und zucke ja nicht, ich werde für Dich beten."

„Komm zu mir her, meine gute Marie, Du Seele meiner Augen, und lege Deine Hand in die meinige, dann werde ich ganz ruhig sein."

Marie trat zu ihm, reichte ihm die Hände und er küßte sie mit Inbrunst.

Die Operation dauerte zehn Minuten — es war eine Wunder=Cur.

Man nahm ihm die Binde ab und Eduard fragte: „Siehst Du das Licht?"

„O ja, ja!" antwortete er, „es flammt um mich." Und sein Herz schlug, als wollte es ihm die Brust zersprengen, seine Gefühle glichen einem Wasserfall, den man lange gesperrt hatte und den man nun auf einmal frei gibt!

Marie stand zitternd neben ihm und betete. Jenny sah der Operation zu.

Plötzlich erhob sich Ferdinand, von Eduard unterstützt und schloß Jenny in seine Arme, die Augen voll Thränen. „Du

bist's!" rief er, „Du bist's, die ich schon blind liebte, Deine Augen sind strahlender als die Sonne! O Marie, Du hast mich hintergangen, so schön dachte ich Dich nicht."

„Sie irren sich, Ferdinand," sagte Jenny, indem sie ihn zu Marien führte, welche ihr Zeichen gab, zu schweigen und ihm seinen Irrthum nicht zu benehmen. „Diese ist Marie," sagte Jenny.

Ferdinand erbebte und fiel bewußtlos zu Boden.

Man trug Ferdinand auf sein Bett. Ein heftiges Fieber war die Folge dieser vielfachen Aufregungen. Er hatte alle Erinnerung verloren. Seine jetzige Existenz war eine so ganz neue für ihn, daß man ihn für einen Wahnsinnigen hätte halten können, der plötzlich die Vernunft wieder erhalten hatte und nicht wußte, was früher geschehen war.

Eduards Sorgfalt für Ferdinand stets unermüdet, glich dem mütterlichen Egoismus, er war sein Kind, das er der menschlichen Gesellschaft neu geboren hatte, er war ein Mensch, der durch ihn in der Welt jetzt mitzählte, Ferdinands Augen waren seine Neugebornen.

Marie ließ Jenny allein am Bette Ferdinands erscheinen. Sie, früher sein einziger Wegweiser, seine Aurora, welche ihn jeden Morgen weckte, verbarg sich jetzt, um nicht von ihm erblickt zu werden. Der Todesstreich hatte ihr Herz getroffen; Ferdinand hatte Jenny gesehen und ihr schönes Bild begleitete ihn wachend und in Träumen. Marie bemerkte das wohl, er war zurückhaltend in seinen Gesprächen, er war freundlich aber herzlos, und seine geöffneten Augen hafteten fast immer am Boden, wenn er mit ihr sprach.

In einigen Wochen konnte Ferdinand sich des Stockes

entledigen, und Marie fühlte wohl, daß sie ihm nicht mehr nothwendig sei. Sie ließ daher nicht mehr den Wunsch laut werden, ihn zu begleiten, besonders da sie eines Tages, als sie ihm den Arm zu einem Spaziergange gegeben hatte, die spöttische Bemerkung hörte: „Der schöne junge Mann hat einen sonderbaren Geschmack.“ —

Ferdinands Eitelkeit fing an zu erwachen, es war unmöglich, sich über die Bemerkungen der Welt, die er nun kannte, hinaus zu setzen, und er beschuldigte sich nun selbst der Schwäche. Er hätte wohl sagen können: „Dieses Mädchen war mir ergeben, sie war mein schützender Engel in meiner Einöde mitten unter Euch, wenn Ihr mich von Euch stießet, unterstützte sie mich. Ihr liebt sie freilich nicht, denn Ihr braucht einen schönen Mantel, um damit durch die Menge zu gehen und Euch bewundern zu lassen. Wohlan! mir aber ist dies Mädchen mein Alles, mein Stolz, meine Geliebte.“

Ferdinand ging allein aus und kam sehr spät nach Hause, die meiste Zeit brachte er bei Jenny zu.

Jenny war lustig, schwach, sie that, was ihm eben Vergnügen machte, sie war kokett aus Instinkt, sie besaß weder Geist noch Kraft um zu kämpfen, sie ließ sich gehen.

Ferdinand war schön, leidenschaftlich, großmüthig, warum hätte ihn Jenny nicht lieben sollen? Sie verlangte von ihm keine Tugenden, kein Herz, sie wußte nicht einmal, ob sie selbst eines besitze; denn es hatte noch nicht gesprochen.

Endlich verstanden sich Beide, die arme Marie wurde verlassen. Dieser Schlag traf sie hart, aber er kam nicht unerwartet. Glückliche Jenny! sprach sie zu sich selbst, ich mache Dir keine Vorwürfe, Du verdienst sie nicht. Ferdinand liebt Dich, weil

man nur das Schöne lieben kann. Liebe ist das, was er für mich nicht fühlen kann. Später vielleicht, wenn seine Augen müde werden, in die Sonne zu schauen, werden sie noch ein Mal einen Blick nach mir wenden. Ihr werdet Euch nicht immer lieben, Ihr, die Ihr Euch gar nicht kennt. Die Seele Ferdinands ist tief, es bedarf vieler Liebe, um sie auszufüllen, und Du, Jenny, hast Dich um solche Kleinigkeiten nie bekümmert, Du bedurftest es auch nicht, Du warst schön! Ich aber mußte meines Gleichen finden. Gott wollte es nicht, vielleicht findet man es nur in jener Welt und diese Welt ist nur dazu bestimmt, um es zu suchen.

Ferdinand und Jenny vereinigten sich, sie stürzten sich in den Sturm der Welt und verloren sich im Staube derselben.

Ferdinanden fehlte es nicht an Freunden, denn er besaß ein bedeutendes Vermögen und eine schöne Maitresse, er suchte alle Vergnügungen auf und schlürfte in vollen Zügen die Annehmlichkeiten des Lebens, ohne zu bemerken, daß das nur ein Schneegestöber ist, welches unter den Füßen schmilzt. Jedes neue Vergnügen sättigte ihn mehr, endlich ekelte es ihn an und er wurde unglücklich, sein böser Engel war entflohen.

Sechs Monate nachher.

Es war zwei Uhr Morgens. An dem Thore eines Hôtels in der Straße Richelieu stiegen zwei Personen aus einem Wagen, eine Dame in einem Pelz von blauem Atlas, dessen Capuchon über den Kopf herabgefallen war und Blumen und Perlen sehen ließ, und ein junger Mann in einem Mantel gehüllt. Er bot

ihr den Arm und sie traten in einen glänzend meublirten, aber kalten Salon.

Ein Bedienter erschien und nahm dem Herrn den Mantel ab, ein Kammermädchen holte den Pelz der Frau.

Die Herrschaften gingen miteinander in ein Boudoir, ganz mit Musselin drappirt, in einem Kamin brannte Feuer, und nachdem Beide sich für die Nacht gekleidet hatten, setzten sie sich an den Kamin und wärmten sich. Alles dies, ohne ein Wort zu sprechen.

Der junge Mann war blaß, abgemagert und traurig. Seine großen Augen waren erloschen, sein Gesicht drückte nicht den Kummer des Armen aus, welcher leidet, sondern den Unmuth des übersättigten Reichen.

Die junge Dame wendete sich um und sah auf einem Meuble einen Brief mit ihrer Adresse, sie nahm ihn, ohne etwas zu sagen und verbarg ihn schnell in ihrem Busen.

Er bemerkte es.

„Ferdinand, gehst Du nicht zur Ruhe?“ fragte sie.

„Soll ich gehen, um Dir Zeit zu gönnen, den Brief zu lesen, den Du so eben versteckt hast?“

„Einen Brief?“

„Jenny, ich habe ihn gesehen, lüge nicht! denn von allen Masken, deren sich die Frauen bedienen, ist die Lüge die einzige, welche Du noch nicht versucht hast.“

„Aber Ferdinand, Du wirst ja so unerträglich wie ein Ehemann.“

„Ja, wir sind zwar nicht verheiratet, leben aber doch schon sechs Monate gemeinschaftlich.“

„Weil wir wollen; wir haben keine Verpflichtungen gegen

einander, wir sind frei. Du hast Recht, ich hasse die Lüge und darum sage ich Dir ganz aufrichtig, wir passen nicht für einander."

„Ach ja, ich passe für Niemanden, so wie dies Leben für mich nicht paßt. Diese Bemerkung mache ich schon seit dem Tage, als ich das Augenlicht erhielt. Ich habe zu schnell gelebt und bin des Lebens müde."

„Weil Du Alles auf der schlimmen Seite nimmst, mein Lieber. Das Leben ist für Alle gleich, nur was Andern Vergnügen macht, verdrießt Dich."

„O ja, es ist wahr, die Vergnügungen folgen einander sehr schnell. Gestern habe ich Einen im Duell getödtet, um meine Ehre vor denjenigen zu reinigen, die mich genug beschimpft hielten, um ein Mörder zu werden. Heute habe ich die halbe Nacht gespielt aus Eitelkeit, um von denjenigen bewundert zu werden, welche um den Tisch standen. In diesem Augenblicke bin ich eifersüchtig, weil Du ein parfumirtes Billet von einem Gecken erhältst."

„Nun, das gehört Alles zur glänzenden Existenz eines jungen Weltmannes," sagte Jenny lächelnd.

„Ich will den Brief sehen."

„Nein, Du nimmst die Duelle zu sehr zu Herzen, wenn dieser Brief nun Ursache würde, daß Du Dich neuerdings schlagen müßtest."

„Was läge mir daran, wenn ich diesmal getödtet würde."

Sie zog den Brief aus dem Busen und reichte ihn Ferdinand, welcher Folgendes las:

„Meine liebe Jenny!

Ich habe es Dir wohl vor beiläufig acht Monaten gesagt: ich werde jung sterben. Ich fühle es, mein Ende naht und ich möchte Dich noch sehen. Ich habe Dir in Deinem und in Ferdinands Interesse viel zu sagen. Ich weiß es, daß er fast zu Grunde gerichtet ist. Ich habe ihm das kleine Vermögen sicher gestellt, welches mir meine Mutter hinterlassen hat, mit diesem werdet Ihr vor Noth gesichert sein. Verlaß ihn nicht, liebe Jenny, aber sprich nie von mir mit ihm. Er hat mich vergessen, desto besser für ihn, verbittere sein Leben nicht durch die Nachricht von meinem Tode; denn ich weiß, er ist gut. Komm, um mich noch einmal zu sehen, damit Du mit mir von ihm sprichst, mir sagst, wie er lebt und ob er noch immer schön ist an Leib und Seele. Denn ach! ich liebe ihn noch immer, allein das sollst nur Du allein hier auf Erden wissen und Gott dort oben. Ich erwarte Dich diesen Abend, komme schnell, damit ich noch Zeit habe, Dir Lebewohl zu sagen.

Marie."

Nachdem Ferdinand diesen Brief gelesen hatte, versank er in ein dumpfes Brüten, ähnlich einer Geistesabwesenheit, sein Herz pochte sichtbar, aber seine Augen blieben trocken. Endlich löste sich der Ruf: „Marie! o Marie!" aus seiner gepreßten Brust los. Und Du, Jenny, hast mich glauben gemacht, sie habe mich verlassen?"

„Ich mußte Ihr schwören, Dir das zu sagen."

„Mein Gott, ich bin ein Ungeheuer, da ich diesen Engel vergessen habe. Fort! fort! ich muß sie sehen!"

Die Adresse war im Briefe angegeben. Marie bewohnte noch das Gemach, in welchem Ferdinand operirt worden war.

In einer Viertelstunde war Ferdinand dort, zitternd wie ein Verbrecher der vor seinem Richter erscheinen soll.

Er läutete an, ein Diener öffnete ihm und er erkannte den alten Joseph, Beide zitterten, als sie sich erkannten.

„Wie, Du bist noch hier, Joseph?"

„Ja, ich folgte meinem Fräulein, sie ist ja so herzensgut, was kümmerte es mich, ob sie schön oder häßlich sei. — Wenn Sie hineingehen, so tödten Sie die Arme vielleicht, sie war heute die ganze Nacht im Delirium und hat immer Ihren Namen genannt. Wissen Sie, ich will den Doctor fragen, der eben da ist, ob Sie hineingehen dürfen."

„O, ich bitte Dich, Joseph, sage ihm, ich will nicht sprechen, ich will mich verbergen, damit sie mich nicht gewahr wird, ich will sie nur sehen."

Joseph ging hinein, kam gleich wieder und gab Ferdinand ein Zeichen einzutreten.

Er war sehr überrascht, in dem Arzt Eduard zu erkennen, er hatte auch ihn vergessen.

„Sie wird sterben," sagte Eduard, „Sie zu sehen, wird ihr noch die letzten Augenblicke versüßen. Kommen Sie und sagen Sie ihr Lebewohl, denn sie denkt nur an Sie."

Ferdinand näherte sich dem Bette. Marie erwachte, rief: „Mein Gott, Du hier, Ferdinand!" und verbarg ihr Gesicht schnell in ihr Kissen.

„Marie! meine gute Marie, ich bitte Dich, sieh' mich an."

„Nein, Du könntest wieder ohnmächtig werden wie damals, als Du mich zum ersten Male sahst," und neuerdings warf sie die Decke über ihr Gesicht.

Ferdinand weinte.

„Du hast mich also doch nicht ganz vergessen," sprach Marie mit schwacher Stimme, aber lächelnd, „ich danke Dir."

Ferdinand fiel auf seine Knie, dann sprang er auf, warf sich über die Sterbende und küßte ihre kalten Lippen, während ihr Geist entfloh.

Vernichtet kehrte Ferdinand in sein Hôtel zurück, fand aber dort Niemand mehr; denn Jenny war mit einem reichen Engländer entflohen.

Der Hase und die Schildkröte.

Eine humoristische Erzählung.

I.

Eine neue große Oper ist immer ein Ereigniß für die Pariser galante Welt. Man spricht lange vorher schon von Allem, was darauf Bezug hat. — Heute, heißt es, ist die erste Singprobe abgehalten worden, dieser große Sänger und jene große Sängerin sollen die Hauptparte darin haben, die Musik soll Alles übertreffen, was man von diesem Meister schon gehört hat, und das Buch — o! — von dem höchsten Interesse. — Die Decorationen sind alle neu und C— setzt die Ballete dazu, die Costüme kosten so viele tausend Franken, und so spricht man noch von andern Wundern von gleicher Wichtigkeit, welche hinreichen, die Neugierde der Athenienser von Paris in Athem zu erhalten.

Und nun erst der Tag der ersten Aufführung! Ein Ocean von Menschen bewegt sich um das Schauspielhaus, um 7 Uhr sind alle Restaurationen, Clubs, Caffeehäuser, alle Privatcirkeln leer, um 8 Uhr ist Paris nicht mehr in Paris, sondern in der neuen Oper.

So war es auch an einem Abende des Novembers 1843, wo der Anschlagzettel der Akademie royale die erste Aufführung einer großen Oper in 5 Akten ankündigte. Viele Umstände trugen bei, diesen Abend zu einem wahrhaft festlichen zu machen. Man wußte, daß das Buch ganz neu gehämmert und gereimt aus dem Gehirne des dramatischen Jupiters unserer Zeit hervorgegangen sei, daß die Musik ein berühmter Meister componirt habe, der so viele Siege zählte, als er Schlachten geliefert hatte, die Namen der vorzüglichsten Sänger glänzten auf dem Zettel, und man erzählte Wunder von Decorationen und Balleten.

Ein wenig vor acht Uhr gingen mehre junge Männer dem Theater zu, aber beim Eingange in die Straße Lepelletier hielt der Eine an, als ob er den Weg nach dem Boulevart einschlagen wollte.

„Gehst Du nicht mit uns in die Oper, Maxence?" fragten die Andern, und blieben auch stehen.

„Geht nur indessen," antwortete Maxence, „ich komme Euch bald nach."

„Aber, wohin gehst Du, was für ein wichtiges Geschäft nimmt Dich in Anspruch?" fragte Einer, der nicht begreifen konnte, wie man die erste Vorstellung einer Oper nicht besuchen könne.

„Ich gehe nur geschwinde in den Club, um einen sehr wichtigen Brief zu schreiben. In fünf Minuten ist es abgethan."

Die jungen Leute trennten sich. Maxence eilte in den Club und fand dort Niemand. Er freute sich darüber, denn das ersparte ihm viele lästige Fragen, sah auf die Hänguhr und auf seine Sackuhr. „Ich habe beinahe eine Stunde vor mir,"

sprach er, „das Vaudeville, in welchem Coqueluche debutirt, beginnt vor 9 Uhr nicht. Was soll ich mit dieser Stunde anfangen? Es ist unbegreiflich, wie schwer oft sechzig Minuten hinzubringen sind.“ Er setzte sich auf ein Ruhebett, und nahm maschinenmäßig ein Journal in die Hand, welches vor ihm auf dem Tische lag.

Maxence d'Aarsac war ein eleganter junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. Er war groß, gut gebaut, mit einem hübschen Gesichte und verzehrte mit jungen Thoren wie er, und mit Schauspielerinen des Vaudeville-Theaters, sehr lustig alles Geld, was ihm der Vater sandte und auch vieles, was er ihm nicht sandte. Obwohl noch jung, bemerkte man in seinem Gesichte schon einige Anzeichen der Abgelebtheit, sichere Beweise übermäßig genossener Vergnügungen. Nachtwachen hatten den Glanz seiner Augen geschwächt, er war etwas blaß und hielt sich etwas gebückt. Ungeachtet dessen, oder vielleicht eben deßwegen, war er einer von den bevorzugten jungen Männern, von denen die jungen Mädchen im Stillen sprechen und von denen die jungen Frauen, wenn sie es wagten, laut träumten.

Maxence durchblätterte das Journal mit zerstreutem Blick, als die Thüre sich öffnete und eine zweite Person in den Salon des Clubs trat. Es war ein Mann von beiläufig fünfundvierzig Jahren, Herr Graf de Chavigny. Er verstand es vortrefflich, alle kleinen Mittel zu gebrauchen, um zu ersetzen, was ihm die Jahre schon geraubt hatten. Er war rein rasirt, sorgsam coiffirt, mit Geschmack gekleidet und behandschuht. Wenn man ihn ansah, konnte man ihn für eine Figurine aus dem Moden-Journal halten, durch die schöpferische Macht eines

Pygmalion ins Leben gerufen. In seinen pommadirten Haaren konnte man sich wie in einem Spiegel sehen, dabei waren sie so rein gescheitelt und gekämmt, wie die Alleen in einem englischen Garten, Wohlgerüche dufteten von ihm, und wenn er sein Sacktuch entfaltete, so parfumirte er die Luft auf zwanzig Schritte.

„Sie hier, Marence?“ rief Chavigny, indem er den jungen Mann bemerkte. „Wie? Sie sind nicht in der Oper? wollen Sie denn, daß Ihnen Ihre Freunde morgen schreiben, was Bearnais seinem getreuen Crillon schrieb. Hänge Dich auf, wir haben bei Arques gesiegt und Du warst nicht dabei.“

Marence ließ das Journal fallen, drückte seine Lorgnette in die Augenhöhle, „wie? Sie Chavigny? guten Tag! ich weiß wahrlich nicht, was Sie abhalten konnte, einer ersten Aufführung beizuwohnen?“

Die beiden Männer schwiegen und wechselten argwöhnische Blicke.

„Seine Gegenwart um diese Zeit im Club ist nicht natürlich, er führt etwas im Schilde,“ dachte Chavigny.

„Warum sitzt er nicht in seiner Loge? Da steckt Etwas dahinter,“ dachte Marence.

„Ich konnte heute nicht in die Oper gehen,“ erklärte Marence leicht hin, „ich habe um 9 Uhr ein Geschäft bei meinem Notar.“

„Sonderbar,“ antwortete Chavigny, „das ist auch mein Fall.“

Von Neuem herrschte Stillschweigen, Beide schienen sich in die zur Hand genommenen Journale zu vertiefen. Plötzlich ging ein Licht im Kopfe des jungen Mannes auf, gewiß, dachte er, will er dem Debut der Coqueluche beiwohnen.

„Ha!“ sagte Chavigny, „ohne Zweifel hielt ihn das Debut der Coqueluche von der Oper ab.“

Es ist hier am Orte zu erklären, wie es kam, daß Beide denselben Gedanken hatten.

Ist es Dir manchmal geschehen, lieber Leser, daß Du, wenn Du schnell gingst, an der Ecke einer Straße, an einen Andern stießest? Er hält an, Du auch und Ihr steht Nase gegen Nase. Aber da Ihr eilig seid und Euern Weg fortsetzen wollt, beugt der Eine zur Rechten aus, der Andere auch, dann der Eine zur Linken, der Andere auch, endlich behauptet der Erste wieder die Mitte, der Zweite folgt ebenfalls dieser Bewegung. Nun wohl, dieses Beispiel erklärt deutlich die Lage Chavignys und Marences. Sie begegneten sich eben so und stießen eben so an einander, aber nicht an einer Straßenecke, sondern hinter den Coulissen. Beide waren geborne Nebenbuhler für einander. Man hätte sagen können: Beide besitzen nur ein Paar Augen und ein Herz.

Diese Nebenbuhlerschaft schrieb sich schon von drei Jahren her, nämlich von jener Zeit, wo Marence nach Paris kam. Das erste Mal, wo sie sich begegneten, oder besser zu sagen, an einander stießen, war im Salon der Baronin Monleon. Beide entbrannten zugleich für ihre schöne Tochter Susanne. Allein ihre Verbindung mit dem alten Grafen Livernan war schon beschlossen; wenige Zeit nachher ward die Hochzeit gefeiert, und so wurden die beiden Nebenbuhler wenigstens durch einen Dritten geschlagen, was ihre Eigenliebe weniger verwundete.

Seitdem veränderte sich die Antipathie, welche Beide gegen einander hatten, zu einer wirklichen Vendetta. Bald Sieger,

bald besiegt in Liebesscharmützeln, haßten sie sich, wie man sich nun eben in Paris haßt. Das heißt, sie reichten sich die Hände, lächelten sich graziös an, zwinkerten aber dabei mit den Augen auf eine höchst boshafte Art.

Es wird daher den Lesern natürlich vorkommen, daß Beide denselben Gedanken faßten, und daß Beide auch recht hatten. Sie opferten Beide die neue Oper dem Debut der Coqueluche auf.

Diese Mademoiselle Coqueluche figurirte unter der kleinen Anzahl reizender Frauen, die einen Augenblick in Paris herrschen, ohne daß man weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen. Ihr Reich ist glänzend, wie ein Meteor und flüchtig wie ein Blitz, sie hieß eigentlich Eugenie Miquet, taufte sich aber in Coqueluche um. Obwohl sie noch wenig bekannt war, hatte sie sich doch schon großen Beifall erworben, der sich bei ihrem heutigen Debut auf dem Theatre des Varietes noch steigern mußte, da die Rolle, in welcher sie auftrat, eigens für sie geschrieben war. Gestern im Club wurde viel von ihr gesprochen. Unterrichtete Leute hatten ihr ausdrucksvolles Auge, ihre schönen langen Haare, die Feinheit ihrer Taille und die Regelmäßigkeit und Anmuth ihrer Züge auf Kosten ihrer Sitten so außerordentlich gerühmt, daß Maxence und Chavigny, die sie durch einen außerordentlichen Zufall noch gar nicht kannten, von der Beschreibung schon so ergriffen wurden, daß Beide ihr bereits am andern Morgen Briefe schrieben.

Der Brief Maxences lautete:

Meine Feinde haben mich in einen so abscheulichen Ruf gebracht, daß es wohl möglich ist, daß Sie meinen Namen schon gehört haben. Wenn er zu Ihren winzigen Ohren gelangt

ist, so müssen Sie wissen, daß ich fähig bin, tausend tolle Streiche für ein schönes Mädchen, wie Sie sind, zu machen. Mein Bedienter wird Ihnen mit diesem Brief ein Sträußchen von Camellien überbringen. Wenn es Ihnen gefällig wäre, mit mir zu soupiren, so stecken Sie eine weiße Camellie an Ihren reizenden Busen und ich werde Sie am Thore der Passage des Panoramas, welches nach der Straße Vivienne führt, erwarten. Ich küsse Ihre weißen, kleinen Händchen. Maxence d'Arsac.

Die Epistel Chavignys war also abgefaßt:

Mademoiselle!

Ich werde mir die Freiheit nehmen, Sie diesen Abend mit meinem Wagen dem Thore der Passage des Panoramas, welches nach der Straße Montmartre ausläuft, zu erwarten. Ich habe mit Ihnen über einen ernsten Gegenstand zu sprechen, der auf Ihre Zukunft Einfluß hat. Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so soll unsere Unterredung in einem abgesonderten Cabinet des Rocher de Cancale statthaben. Da die Ungewißheit das schlimmste aller Übel ist, so würde ich Sie bitten, zum Zeichen Ihrer Einwilligung eine rothe Camellie in ihre schwarzen Haare zu flechten. Glauben Sie an die volle Ergebenheit Ihres

P. de Chavigny.

Diese beiden Briefe wurden gleich nach einander an ihre Adresse bestellt.

„Das ist herrlich," sagte Mademoiselle Coqueluche, die ein Mädchen von Geist war. „Ich werde die rothe Camellie in meine Haare und die weiße, an meinen Busen stecken."

Die beiden Nebenbuhler schienen immer mehr in ihre Journale vertieft, allein diese geheuchelte Aufmerksamkeit, welche Anfangs nur eine Kriegslist war, wurde einige Augenblicke

nachher, wirklich und sehr ernsthaft. Wenige Zeilen, welche in beiden Journalen mit denselben Worten enthalten waren, machten diese Wirkung. Sie lauteten:

„Der Graf de Livernan, Kriegsminister unter der Restauration, Pair von Frankreich, ist auf seinem Schlosse Tranchade mit Tode abgegangen. Mit ihm ist sein ganzer Stamm ausgestorben."

„Gott sei Dank, Susanne ist Witwe," dachte Marence und warf einen Blick auf Chavigny, den er aber nicht sehen konnte, da ihn das große Format des Journals ganz bedeckte.

„Endlich ist sie frei," flüsterte Chavigny.

In diesem Augenblicke schlug es neun Uhr, Marence stand auf. „Schon neun Uhr," rief er, „ich muß zu meinem Notar. Gehen Sie nicht auch, Chavigny? Sie haben mir ja gesagt, Sie haben um diese Stunde auch zu thun."

„Ja, — — ich glaube, — ich werde geh'n, — etwas später," antwortete der Löwe von vierzig Jahren.

Sobald der junge Mann fort war, warf sich Chavigny schnell auf das Ruhebett, nahm das Journal, in welchem Marence gelesen und fand auch hierin die Anzeige von dem Tode des Grafen Livernan. „Aha!" sagte er, „er weiß es auch. Wohlan! die Feindseligkeiten beginnen! Ich konnte wohl gleichgiltig zusehen, wenn ich ihn auf meinem Felde jagen sah, wenn es nur kleines Geflügel galt, aber jetzt, wenn ich ihn auf meinem Wege treffe, werde ich ihn zu verfolgen wissen."

Chavigny ging und begab sich nach Hause, ohne an Coqueluche zu denken. Sein Kammerdiener übergab ihm einen Brief. Er war schwarz und mit dem Monleon'schen

Wappen gesiegelt. Es war ein Brief von der Witwe Livernan aus dem Schlosse Tranchade.

„Sie denkt meiner noch, sie meldet mir, daß sie nun frei ist," rief Chavigny, welcher in dem Briefe eine Aufforderung sah. Sein Entschluß war schnell gefaßt. „Georges," sagte er zu seinem Kammerdiener, „bestelle Postpferde für Mitternacht und halte Dich bereit, mir zu folgen."

Während dieß bei Chavigny vorging, trat Marence in das Theatre des Varietès. Das neue Stück hatte noch nicht begonnen und er dachte so mit Behagen an die junge Gräfin Livernan, die ihm so gefallen hatte, als sie noch Susanne von Monleon war. „Wie? wenn ich eine Pilgerfahrt nach Tranchade machte?" fragte er sich selbst. — „Ah bah," fuhr er fort, „Paris im Augenblick verlassen, wo es am glänzendsten ist, in der Jahreszeit der Feste und Bälle, das wäre ja eine Thorheit. Das kann Chavigny thun, der 45 Jahre alt ist und das Rheuma hat. Soll gehen, soll sich in ein trauriges Provinznest begeben. Ich will die Gräfin künftigen Sommer sehen, eine Frau muß doch wenigstens einige Monate um ihren ersten Mann trauern, wenn sie ihn auch nicht geliebt hat, ich habe noch Zeit genug."

Sein Monolog wurde durch das Orchester unterbrochen, welches die Ouverture aufführte und der Vorhang hob sich zum Debut der neuen Debutantin. Sie war eine erbärmliche Schauspielerin diese Mlle. Coqueluche, aber ein herrliches Geschöpf. Da sie aber viele Freunde im Saale hatte, so applaudirten diese aus Leibeskräften zur großen Verwunderung der Andern, welche für die körperlichen Vorzüge kalt blieben. Sie war mit außerordentlichem Geschmack gekleidet, aber man bemerkte mit Staunen,

daß sie eine weiße Camellie an ihrem Busen und eine rothe in ihren Haaren trug, was ein orthographischer Fehler in der Toilettenkunst ist.

Als das Stück zu Ende war, eilte Maxence aus dem Theater und begab sich an den Ort des Stelldicheins.

Die Schauspielerin kleidete sich so schnell als möglich um, was gar nicht lange währte, denn die Vorsicht hatte sie so reich ausgestattet, daß sie sich dem Publikum eben so zeigen konnte, wie sie im Salon war. Übrigens hatte sie auch schon früher Erkundigungen über ihre beiden Anbeter eingezogen und daraus ersehen, daß sie, ohne auf die Straße Vivienne zu verzichten, doch der Straße Montmartre den Vorzug geben mußte und dieß war auch die Ursache, warum sie sich mit den Camellien von beiden Farben schmückte.

Coqueluche begab sich also zuerst an den Ort, den ihr Chavigny angegeben hatte. Da sie aber fünf Minuten wartete und Niemand sah, verschwand sie wieder und eilte nach dem von Maxence bestimmten Ort. Ihre philosophischen Betrachtungen gingen nämlich dahin: Der Alte ist nicht gekommen, aber ich bin gewiß, der Junge wird erscheinen. Es ist im Grunde einerlei, aber es ist immer vorsichtig, eine Camellie mehr für die Noth zu haben.

So weit sie Maxence erblicken konnte, sprang er ihr schon entgegen. „O wie liebenswürdig Sie sind," sagte er indem er ihren Arm nahm und ihn an seine Brust drückte. — „Das ist mein Handwerk, liebenswürdig zu sein," sagte sie mit feinem Lächeln.

Alle Beide entfernten sich in der Richtung zum Café Anglais; als sie über den Boulevard gingen, rasselte eine Postchaise

an ihnen vorüber. Darin saß Chavigny, der nach Angouleme reiste.

II.

Die Postchaise Chavignys, welcher die Bestellung von Pferden vorausgegangen war, eilte, von vier feurigen Pferden gezogen, auf der Straße von Paris nach Orleans hin.

Der Löwe von 45 Jahren, dessen erster Enthusiasmus Zeit gehabt hatte, sich abzukühlen, verhehlte sich die Größe des Opfers nicht, welches er brachte. Er hörte das einförmige und dumpfe Plätschern des Regens und der Nordwind blies kalt, wie Eis, auf seine Füße, obschon sie in ein Tigerfell gehüllt waren. Da dachte er an die prächtigen Feste in Paris, an seine Loge in der italienischen Oper, an sein heimliches, comfortables, bequem eingerichtetes Zimmer, an seine Freunde und ich glaube, auch ein wenig an Mlle. Coqueluche. Dann verglich er alle diese Freuden, denen er Lebewohl sagte, mit der Existenz, welche ihn in Angouleme erwartete, in einer Provinzstadt, wo er Niemand kannte und wo die Einwohner den Ruf haben, sich vom Vater auf den Sohn honnet zu langweilen.

Als der Tag erschien, vermehrte sich Chavigny's üble Laune. Auf welche Seite er die Blicke warf, überall eine traurige Landschaft. Der Regen währte immer fort und große, schwarze Wolken standen am Himmel, die sich über und durch einander wälzten, wie Kinder, wenn sie aus der Schule gehen. Die Straße war einsam und die Bäume an der Straße, kahl und zitternd, schlugen ihre Äste an einander, wie die Gebeine eines Gehängten.

„Talleyrand hatte hundert Mal recht," rief Chavigny plötzlich. „Man muß den ersten Gedanken nicht trauen, da hab' ich mich nun in eine Geschichte verwickelt, bei der ich noch lächerlich werden kann. Ich habe mich da auf den Weg gemacht, eine arme Trauernde zu trösten, ohne zu bedenken, daß die Gräfin, da sie doch erst seit ein Paar Tagen Witwe ist, mich unmöglich in ihrem Schlosse aufnehmen kann. Die Schicklichkeit erlaubt das nicht. Auch kann sie in der Welt nicht erscheinen, vorausgesetzt, daß in Angouleme eine Welt ist, was ich nicht weiß und ich werde sie daher gar nicht sehen. Warum mache ich also diese abscheuliche Reise? Was hindert mich, sie auf das Frühjahr hinauszuschieben? Zu dieser Zeit braucht sie keinen Schmerz mehr zu zeigen, das Leben auf dem Lande wird erträglicher, die italienische Oper geschlossen sein und auch mit der Coqueluche wird's ein Ende haben. Ja, ich kehre nach Paris zurück."

Er schob ein Glas des Wagens hinab und rief den Postillon, allein da trat die Gestalt der schönen Witwe wieder vor sein Gedächtniß und der Name Marence schallte in seine Ohren, und als der Postillon fragte, „was steht zu Befehl?" antwortete er: „Du fährst so langsam, ein Louisdor für Dich, wenn wir binnen einer Stunde in Orleans sind."

Als er nach Angouleme kam, hatte er einen festen Entschluß gefaßt. Er schwur sich selbst, in Paris nur als Gatte der Gräfin Livernan zu erscheinen und sollte sein Exil auch Jahre dauern.

Vierzehn Tage nachher nahm er Besitz von einem schönen großen Hause in der Straße Jena, und Salomon, sein Kutscher hielt seinen Triumphzug in einem andern Hause mit

Wagen und Pferden. Auch der Koch und die Bedienten waren schon angekommen. Chavigny hatte sich also sein Haus auf großem Fuße eingerichtet.

Am sechzehnten Tage, Chavigny lag noch zu Bette, schellte er seinem Kammerdiener. Statt dessen trat aber der Kutscher ein, fragte, was der Herr befehle und meldete, daß Georges schon seit Morgens nicht zu Hause sei.

„Wann ist er fortgegangen?“

„Etwas vor sieben Uhr.“

„Zu Fuß oder zu Pferde?“

„Zu Fuß bis auf das Marsfeld, wo ich ihn mit Pamela unserm besten Renner, erwartete, dann ist er von dort fortgesprengt.“

„Hat Euch Niemand gesehen?“

„Keine Seele.“

„Gut, schicke mir Georges, sobald er kommt.“

„Ich höre ihn eben,“ sagte der Kutscher, „ich kenne den Tritt unserer Pamela.“

Der Kutscher ging und Georges trat ein.

„Nun,“ rief ihm Chavigny entgegen, „was Neues?“

„Ich habe das Schloß aufgespürt. Nicht weit entfernt, eine wahre Promenade dahin.“

„Du kannst mich also dahin führen?“

„Wann der Herr Graf befehlen. — Ich fände mit verbundenen Augen dahin.“

„Und wie sieht denn das Schloß aus?“

„Vortrefflich, ein Fallthor, Gräben, eine Zugbrücke, Thürme und Schießscharten, man könnte es gleich für ein Melodram brauchen.“

„Kleide mich an und sage Salomon, er soll bis zwei Uhr unsere Pferde bereit halten. Ich reite den Quasisol."

Zur bestimmten Stunde galoppirte Chavigny, von seinem Kammerdiener gefolgt, nach dem Schlosse Tranchade. Beim Anblicke dieses alten Nestes, dessen Bauzeit sich in die Nacht des zwölften Jahrhunderts zurück verlor, hielt Chavigny an und betrachtete es einige Augenblicke schweigend. Diese Masse von schwarzen Steinen, an denen der Zahn der Zeit fruchtlos genagt hatte, war von imposanter Wirkung. Es schien, als sollte in jedem Augenblicke eine Truppe geharnischter Männer aus dem Hauptthore treten und ein Zwerg vom Thurme in's Horn stoßen.

„Nimm diese Karte und trage sie in's Schloß," sagte Chavigny zu Georges und gab ihm eine Visitkarte, worauf mit glänzenden Buchstaben le comte Felix de Chavigny stand.

Einen ganzen Monat setzte er diese Ritte fort, ohne daß ihn Regen, Schnee oder Kälte zurückhielten. Wenn es auf dem Thurme des Justizpalastes zwei Uhr schlug, so war man sicher, ihn auf dem Wege nach Tranchade zu finden. Georges übergab die Karte und sie ritten wieder nach der Stadt zurück, von jungen Leuten begleitet, welche sich das Vergnügen machten, dieses Abenteuer mitzumachen, so wie die Liebhaber des Schachspieles sich um einen Tisch versammeln, bei welchem die berühmtesten Spieler ihre Partie machen.

„Herr Graf," sagte eines Tages Georges zu seinem Herrn, „man spricht entsetzlich viel über Sie in der Stadt."

„Was sagt man denn?"

„Man sagt, Sie wollen die Gräfin Livernan entführen."

„Man muß sie reden lassen," antwortete Chavigny, indem er sich die Hände rieb.

„Aber die Leute compromittiren die Dame ja durch ihr dummes Geschwätz."

„Du bist ein Dummkopf," erwiederte der verliebte Diplomat, „Du siehst nicht ein, daß, wenn sie compromittirt ist, sie mir ihre Hand reichen muß."

Herr von Chavigny rechnete auf die guten Kleinstädter und hatte recht. Seine täglichen Ritte nach Tranchade waren der Gegenstand des Gespräches in der ganzen Stadt. Man unterhielt sich davon am Montag beim Herrn Präfecten, am Freitag beim General und am Sonnabend beim Steuereinnehmer. Selbst die gemeinen Leute, von der Pracht seiner Livréen geblendet, hießen ihn nur den Pariser Lord. Was aber diejenigen betrifft, welche sich einbildeten, die klügsten zu sein, so prophezeiten sie, daß der Unbekannte, so groß auch seine Reichthümer sein mögen, dennoch im Hospital sterben werde, weil er zu großen Aufwand mache und sogar im Theater eine Loge für sechs Personen für sich allein genommen habe.

Am Tage endlich, als er seine dreißigste Visitkarte abgeben ließ, bemerkte Chavigny, daß sich ein Musselinvorhang an einem Thurmfenster bewegte, und er glaubte dahinter die schöne Schloßfrau zu sehen.

„Endlich gibt sie ein Lebenszeichen," sagte er und ließ seinen Quasisol einige triumphirende Courbetten machen und seine Seele war mit einer Freude erfüllt, jener ähnlich, welche ein Jäger fühlt, der Abends mit einer leeren Waidtasche nach Hause zurückkehrt und dem endlich das Wild aufstoßt, welchem er den ganzen Tag vergebens nachgespürt hatte. „Morgen also,"

sprach er, „werde ich in den Garten der Hesperiden eintreten.“

Am nächsten Morgen brauchte er drei Stunden zu seiner Toilette. Wir wollen nicht die Zahl der Pantalons, Gilets und Cravaten angeben, die er versuchte, bevor er wählte. Niemals hatten seine Haare schöner geglänzt, nie hatte seine Wäsche einen angenehmeren Duft verbreitet.

„Reiten Herr Graf den Quasisol?“ fragte Salomon.

„Was ist für Wetter?“

„Es regnet etwas.“

„So spanne die Pferde an den neuen Batard, ich glaube, ich habe ihn hier in Angouleme noch nicht gebraucht.“

Salomon bereitete den Batard, es war ein schöner, niederer Wagen, prächtig gefirnißt, mit grauem Sammet gepolstert.

Um zwei Uhr fuhr Chavigny fort. In einer Viertelstunde darauf wußte man in der ganzen Stadt, daß der Liebhaber der jungen Witwe dießmal im Wagen ausgefahren sei. Um drei Uhr hielt der Batard vor der Zugbrücke des Schlosses Tranchade.

Georges wurde abgeschickt, zu fragen, ob die Gräfin Livernan den Grafen Chavigny empfangen wolle und kam mit einer bejahenden Antwort zurück.

Ein Lakai in Trauer-Livrée führte Chavigny in das Schloß. Eine Treppe von Marmor, so breit, daß man füglich hätte hinaufreiten können, führte zu einer großen Thüre, welche einem Triumphbogen glich. Durch diese Thüre gelangte man zu den Gemächern der Gräfin Livernan. Der Graf durchschritt mehre Gemächer in großartigem Style meublirt und kam

dann in eine Gattung Betsaal, mit russischem Leder austapezirt, worin das Licht durch ein hohes Fenster von farbigem Glase fiel. Ein Betschämel, über welchem ein Christus von Elfenbein hing und einige Stühle von Ebenholz bildeten das Ameublement. In den vier Ecken des Betsaales standen auf vergoldeten Fußgestellen vier Vasen von japanischem Porzelan, in welchen seltene und wohlriechende Blumen sich befanden, auf dem Kaminmantel stand eine Sanduhr, welche sich in einem venetianischen Spiegel, welcher in vergoldete Arabesken eingerahmt war, abspiegelte.

Hier erwartete die junge Witwe ihren Anbeter.

Susanne von Livernan zählte damals einundzwanzig Jahre und strahlte wirklich in Seraphs-Schönheit. Sie war schwarz gekleidet, mit einem weißen einfachen Kragen, der über die Schultern herabfiel und den Schwanenhals sehen ließ. Ihre herrlichen blonden Haare fielen in Trauben über die rosigen Wangen herab, ihre blauen Augen waren mit einem feuchten, durchsichtigen Dunst umgeben, wie die Rose vom Thau und auf ihren Alabasterhänden sah man die blauen Adern laufen.

„Sie ist schöner als jemals,“ dachte der Graf, indem er auf den Teppich in den Betsaal trat.

„Zwei Jahre haben ihn doch sehr verändert,“ dachte Frau von Livernan, als sie Chavigny erblickte.

„Verzeihen Sie mir, Gräfin,“ begann Chavigny, „wenn ich mir erlaube, Ihren gerechten Schmerz zu stören, allein ich wollte mich von hier nicht entfernen, wohin ich vielleicht nie mehr zurückkommen werde, ohne von Ihnen Abschied genommen zu haben.“

„Sie wollen uns verlassen?“

„Ich kehre nach Paris zurück.“

„Bald?“

„Diesen Abend.“

„Ah!“

„Ja.“

Diese beiden Ausrufe, die kürzesten der Sprache, sind doch oft die ausdruckvollsten. Man müßte dicke Bücher schreiben, wenn man Alles, was in einem „Ah“ oder „Ja,“ Zorniges, Freudiges, Ungeduldiges, Beschimpfendes oder Wollüstiges, enthalten sein kann, beschreiben wollte. Wir wollen uns darauf beschränken, die Geheimnisse zu entschleiern, die in den beiden Ausrufungen unserer Personen enthalten sind.

Das „Ah“ der Gräfin bedeutete augenscheinlich: Wie? er will so schnell fort und ich rechnete auf ihn, mich etwas zu zerstreuen. Im Ganzen genommen, ist er gar nicht übel und weiß angenehm zu schwätzen. Wenn er fort ist, mit wem kann ich von Paris und Maxence reden? Er muß bleiben.

Das „Ja“ des Grafen läßt sich folgender Maßen erklären: Es ist unmöglich, daß sie mich nicht zurückhält, sie muß sich ja schrecklich langweilen. Ich bin der einzige Mensch, der ihr das alte Nest erträglich machen könnte. Nein, sie läßt mich nicht fort.

„Also,“ nahm die Gräfin wieder das Wort, „ist Ihr Proceß hier bei dem Gerichte schon entschieden?“

„Ich habe keinen Proceß.“

„Ich will sagen: Sind Ihre Erbschafts-Angelegenheiten in Ordnung?“

„Ich habe hier keine Hoffnung auf eine Erbschaft.“

„Ihre Gegenwart hier muß doch einen Beweggrund haben,“

sagte sie mit dem Tone der Neugierde, „denn, aus Gusto können Sie doch in dieser Zeit Paris nicht verlassen haben?"

„Gräfin," sagte er zärtlich, „ich bin in diese traurige Gegend nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen gekommen: Ich dachte, es würde Ihnen in Ihrem Schmerz nicht unwillkommen sein, einen ergebenen Freund um sich zu haben, der Ihren Kummer mit Ihnen theilt und Ihnen die Last der Geschäfte abnimmt. Ich hatte den Stolz, zu glauben, daß dessen Keiner würdiger sei, als ich. Aber ach! der Himmel hat mich für diesen Stolz bestraft. Zwei Stunden, nachdem ich Nachricht von dem Tode Ihres Gemals erhalten hatte, verließ ich Paris. Über einen Monat bin ich in Angouleme, Sie wissen es und ließen mich nicht rufen. Ich schließe daraus, daß Sie meine Dienste nicht annehmen wollen und darum, Gräfin, sage ich Ihnen Lebewohl."

Als er diese Tirade geendet hatte, stand er auf und machte Miene, sich zu entfernen.

„Das thaten Sie?" fragte die Gräfin und lud ihn durch eine Geberde ein, sich wieder zu setzen.

„Finden Sie das nicht ganz natürlich, Gräfin? und wäre ich der Einzige unter denen, welche sich Ihre Freunde nennen, der Ihnen einen Beweis seiner Theilnahme gegeben hätte?"

Diese Worte fielen der schönen Witwe auf das Herz, sie verglich die Gleichgiltigkeit des jungen Mannes mit dem Diensteifer des vierzigjährigen und sie hatte doch Marence auch den Tod ihres Gatten gemeldet.

„Herr Graf!" sprach sie, „im Namen jener Freundschaft, welche Sie mir beweisen, bitte ich Sie um einen Dienst."

„Befehlen Sie!"

„Verschieben Sie Ihre Abreise. Ich erwarte meinen Geschäftsführer und meinen Notar, seien Sie so gütig, sich mit diesen beiden Herren in's Einvernehmen zu setzen, ich gebe Ihnen unumschränkte Vollmacht. Ich weiß, es ist ein großes Opfer, welches ich von Ihnen verlange, allein ich rechne auf Ihre Freundschaft."

Sie reichte dem Grafen die Hand, welcher sie zärtlich küßte.

Dieß ist der getreue Verbal-Proceß dieser ersten Zusammenkunft, welche Chavigny mit Recht fürchtete, denn besonders bei Frauen ist der erste Schritt der schwerste.

Entschlossen, alle Vortheile zu benützen, untersuchte der Graf mit den angekommenen Rechtsmännern genau alle Schriften des Verstorbenen. Dieses bot ihm Gelegenheit, eine ganze Woche hindurch alle Nachmittage auf dem Schlosse Tranchade zuzubringen. Er kam um 1 Uhr und ging um 5 Uhr. Die Gräfin aber hatte es noch nicht gewagt, ihn zum Diner zu behalten. Aber der Graf dachte wie Mahomet, kommt der Berg nicht zum Menschen, so muß der Mensch so gescheidt sein, zum Berge zu gehen und da seine ganze Eitelkeit für's Erste dahin ging, mit der Gräfin tete-a-tete zu speisen, so beschloß er, sich selbst einzuladen, da er nicht eingeladen wurde.

Salomon, der Kutscher, der sein Handwerk in London gelernt hatte und der einem römischen Triumphator hätte Unterricht geben können, wie man eine Quadriga leitet, legte eines Nachmittags einen großen Stein zum Schloßthore und fuhr so scharf daran, daß ein Rad brach und der Wagen nach der Seite hing. Die Dienerschaft lief herbei und fragte, ob der Herr Graf Schaden genommen habe. „Nur eine kleine Contusion am linken Fuß, ein Stündchen Ruhe und Alles wird wieder

gut sein," sagte Chavigny und in einer halben Stunde darauf war sein Wunsch erfüllt; er saß mit der Gräfin bei einem vortrefflichen Mahle.

Anfangs war das Gespräch ziemlich einsylbig. Der Name Marence schwebte auf den Lippen der Gräfin, aber sie wußte nicht, auf welchem Seitenwege sie zu dieser Klippe kommen sollte und Chavigny suchte seinerseits Gelegenheit, seinen Nebenbuhler in den Augen der Gräfin so viel möglich zu verdächtigen. Endlich sagte die Gräfin: „Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, lieber Graf, daß ich heute einen Brief von Einem Ihrer Freunde erhalten habe."

„Von wem? wenn ich fragen darf."

„Wie? Sie errathen es nicht? Sind denn Ihre guten Freunde so zahlreich? Von einem jungen Mann, mit dem Sie auch vor drei Jahren in das Haus meiner Mutter kamen."

„Ach! von Marence d'Arzac," sagte Chavigny, indem er seine liebenswürdigste Miene annahm, dabei aber die Serviette auf seinem Schooße vor Ärger zerknitterte.

„Richtig, er meldet mir, daß er zur Gesandtschaft nach Spanien bestimmt sei und verspricht, da ihn seine Reise durch Angouleme führt, hier einige Tage zuzubringen. Ich freue mich recht sehr, ihn wieder zu sehen, er ist mein Jugendfreund und meine Mutter liebte ihn sehr."

Durch ein Wunder von Willenskraft gelang es Chavigny, ein Lächeln zu erzwingen. „Wirklich?" sprach er, „auch ich freue mich, denn Marence fing schon an, mich zu beunruhigen. Seit einiger Zeit hat er sich an Dinge gewöhnt, die seine Freunde bekümmerten."

„An welche Dinge?"

„Er spielt.“

„Das ist ein Fehler, aber kein Laster.“

„Er betrinkt sich.“

„Abscheulich — aber das läßt sich noch bessern.“

„Das ist noch nicht Alles,“ sagte der Graf, der in seinem verleumderischen Eifer seinen Nebenbuhler gerne beschuldigt hätte, er habe den Tempel von Ephesus angezündet, oder den Betlehemitischen Kindermord anbefohlen.

„Was denn noch?“ fragte die Gräfin ängstlich.

„Er compromittirt sich öffentlich mit unwürdigen Creaturen.“

Die Gräfin schlug die Augen mit Abscheu nieder und stand vom Tische auf.

„Machen Sie nicht manchmal Musik?“ fragte der Graf, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Nein, es fehlt mir an Übung und ich besitze auch lauter alte Musikstücke.“

„Sie werden mir erlauben, Gräfin, Sie mit dem Neuesten und Interessantesten aus Paris zu versehen.“

„Sie sind ein sehr gütiger Freund,“ sagte die Gräfin und überließ ihm ihre Hand, auf die er dießmal mit Heftigkeit seine Lippen drückte.

Auf diese Art verflossen vier Monate. Chavigny ging langsam und vorsichtig, aber so lang auch ein Weg sei, man kommt doch weiter, wenn man immer einen Fuß vor den andern setzt.

Eines Morgens erhielt er einen Brief, er erkannte sogleich Marence's Hand, erbrach ihn und las:

„Herr Graf!

Während Sie in der Provinz die ersten Liebhaberrollen

spielen, seufze ich auf dem faulen Stroh im Kerker, wie man in den Melodramen zu sagen pflegt. Ich datire diesen Brief aus einer Zelle in Clichy, in welcher man mich seit zwei Monaten wegen erbärmlichen zehntausend Franken gefangen hält, das ist sehr erniedrigend, nicht wahr?

Der Himmel weiß, daß ich nicht daran dachte, Ihr häusliches Glück durch die Erzählung meiner traurigen Odyssee zu stören, aber, gestern hat mir der geistreichste und größte Skeptiker unter meinen Kameraden, Ludwig Moulinars, einen Gedanken eingegeben, der mir Appetit und Schlaf benahm. Zeuge der schlechten Behandlung in meinem Gefängniß, hat mir Ludwig bewiesen, so klar wie der Boden meiner Börse, daß ich mich nur an Sie wenden könne, an Sie, der Sie meine Gläubiger zu diesem Schritte gebracht haben, weil Sie ein besonders Interesse haben, mich von dem Schauplatze Ihrer Heldenthaten zurückzuhalten.

Es ist möglich, daß Sie die Gräfin Livernan heiraten, aber ich sage Ihnen nur dieß: Wenn Sie den Sieg davon tragen, so geschieht es nur, weil Sie mich nicht zum Gegner haben und weil Sie zu einem Mittel Zuflucht nahmen, welches eines Edelmannes unwürdig ist. In jedem andern Falle, würde Ihnen begegnet sein, was Ihnen stets begegnet ist, wenn wir uns gegen einander gemessen haben, zum Beispiele bei Mlle. Coqueluche. Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß in diesem Jahre die rothen Camellien in den Haaren wenig getragen werden.

In der Hoffnung, Sie wieder zu sehen, Max d'Arzac."

„Ich habe Nachricht von unserm lieben Marence," sagte Chavigny noch an demselben Tage zu der schönen Witwe.

„Wo ist er?“ fragte sie mit sichtbarer Bewegung.

„Im Schuldenarrest wegen 10,000 Franken.“

„Und werden Sie ihn dort lassen?“

„Nein, ich habe bereits der Post 20,000 Franken für ihn übergeben. Ich vermuthe, daß er noch andere Schulden hat und daß er sie alle bezahlen kann.“

„Das ist schön von Ihnen, lieber Felix. Mein Gott, Jugend hat nicht Tugend.“

Chavigny raisonnirte so: Arzac wird Paris nicht früher verlassen, bis er keinen Sous mehr hat. Indem ich ihm 20,000 statt 10,000 Franken schicke, erkaufe ich mir 5 Monate ungestörte Ruhe. 2000 Franken für den Monat ist dafür nicht zu viel.

III.

Die 20,000 Franken waren in einen Brief gewickelt, welcher also lautete:

„Mein junger Freund!

Herr Moulinars muß eine irrige Meinung von meinem Charakter haben, indem er mich fähig hält, daß auch ich Theil an der Unannehmlichkeit haben könne, welche Ihnen begegnet ist. Das Unglück muß auch Sie ungerecht gemacht haben, da Sie mich nicht gegen eine solche Zumuthung vertheidigten. Es war nur eine Antwort möglich und diese Antwort werden Sie hier beigeschlossen finden.

Zahlen Sie Ihre Schulden, lieber Maxence, nicht nur jene, welche Sie in Clichy zurück halten, sondern auch jene, welche Sie bei Ihrer Jugend und Lebenslustigkeit etwa noch außerdem haben. Wenn die 20,000 Franken nicht hinreichen

sollten, alle Löcher zuzustopfen, so melden Sie mir es ohne falsche Scham, ich will Ihnen nicht halb dienlich sein.

Paris ist ein Glatteis, auf welchem schon geschicktere Schlittschuhläufer gefallen sind, als Sie. Folgen Sie meinem Rathe, es ist der Rath eines Mannes, der Sie liebt und der Ihr Vater sein könnte, verlassen Sie Paris, wenigstens für einige Zeit. Kommen Sie zu mir, ich biete Ihnen eine schottische Gastfreundschaft und biete sie Ihnen aus vollem Herzen. Man verleumdet das Leben in der Provinz viel zu sehr, ich versichere Sie, daß es auch seine gute Seite hat, und ich glaube, Sie würden sich nach einem Monate in Angouleme eben so behaglich fühlen als ich.

Glauben Sie ja nicht, daß ich hier wie ein Bär lebe. Ich besuche die Gräfin Livernan alle acht Tage, nämlich Sonntags; ihre Lage erlaubt ihr nicht, mich öfters zu sehen. Übrigens habe ich sehr liebenswürdige Bekanntschaften gemacht, bei denen ich auch Sie — da ich kein Egoist bin — einführen werde. Ich werde Sie zu Madame B. führen, welche Sie Grabuche lehren wird, ein lustiges Spiel, welches in Zweien mit sechsunddreißig Spielen Karten gespielt wird. Ich hoffe morgen eine Partie zu enden, welche wir in der vergangenen Woche angefangen haben. Madame K. gibt von Zeit zu Zeit eine Lotto-Soirée. Ich werde Sie der Madame R. vorstellen, welche drei Töchter zu verheiraten hat, vortreffliche Partien, 12,000 Franken Mitgift und einen gichtbrüchigen reichen Onkel. Diese drei Fräuleins schlagen ungeheuer Pianoforte, sie tragen Quadrillen zu sechs Händen vor, und die Mutter singt, so haben wir auch unsere kleinen Concerte. Am Sonntag gehen wir in die Vesper, und hören den vortrefflichen Prediger in der Kathedrale, dann machen wir einen Spaziergang in den Park, in welchem es viele schöne Frauen gibt.

Ich habe meine Loge im Theater. Ohne große Künstler zu sein, sind die Schauspieler nicht viel schlechter als anderswo, und wenn man sie einmal gewohnt ist, so gefallen sie einem mehr. Viele Autoren geben ihren Stücken so unverständliche Titel. Meine Schauspieler in Angouleme verbessern das, indem sie immer noch einen zweiten Titel anhängen. So hieß neulich ein Stück „la Savonnette imperiale, ou le Systeme de Fusion inventé par le grand homme decedé sur le roche: de Sainte-Helene," (die kaiserliche Seifenkugel, oder: Das System der Verschmelzung, erfunden von dem großen Manne, welcher auf dem Felsen von Sanct Helena verstorben ist.

Ich jage auch manchmal mit den Edelherren der Gegend, und bin neulich sogar zum Jagdkönig ernannt worden, weil ich eine Wachtel und vier Lerchen geschossen habe. Ich fische auch oft in einem Bache, der wegen seiner Krebse berühmt ist.

Das ist ein kurzer Abriß des Lebens, welches ich in Angouleme führe. Ich würde mich sehr freuen, lieber Marence, wenn ich es mit Ihnen theilen könnte, aber, ich nähre keine Hoffnung, da ich Sie für einen unverbesserlichen Pariser halte. Ganz der Ihrige F. de Chavigny."

Nachdem Marence diesen Brief erhalten, gelesen und sich überzeugt hatte, daß wirklich zwanzig Bank-Billeten, jedes à tausend Franken, darin seien, sprang er aus dem Bette, worin er in seiner Zelle lag, laut schreiend: „Frei, frei, und meine Schulden bezahlt und überdies noch zehntausend Franken. O, Chavigny! Großmüthigster der Sterblichen. Ja, Moulinars hat Dich verleumdet, ich habe Dich verleumdet und Coqueluche auch, die ganze Welt hat Dich verleumdet. Willst Du unsere Köpfe? Nimm sie! Was sind alle großen Männer

gegen Dich, die Gesundheit und Leben opferten, den Armen zu helfen, Deine monstrose Tugend kostet Dich 20,000 Franken, die ich Dir so spät als möglich zurückstellen werde, und eine anbetungswürdige Frau, die ich Dir so bald als möglich entreißen werde."

Nachdem er sich angekleidet hatte, ging er nach der Gerichtsstube mit jener kecken Unbefangenheit, welche 20,000 Franken in der Tasche verleihen, und Jupitern ähnlich, als er sich in einen goldenen Regen verwandelte, und wenige Minuten nachher öffneten sich ihm die Thore von Clichy.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, bestand darin, daß er in das Café anglais ging, und seinem im Gefängnisse etwas ausgehungerten Magen ein gutes Frühstück bestellte.

„Monsieur haben eine gute Reise gemacht," fragte ihn der Aufwärter, über seine längere Abwesenheit erstaunt.

„Reise? — ich — nun die Reise war nicht sehr angenehm. Bringe mir nur schnell zu essen, denn ich steige so eben aus dem Wagen und bin sehr hungerig."

Als Maxence allein war, breitete er den Brief Chavigny's auf dem Tische aus, und las ihn noch ein Mal sehr aufmerksam. Hm! sagte er, mein hochgeschätzter Wohlthäter hat eine ganz eigene Manier, die herrlichen Genüsse in Angouleme zu beschreiben, und bei andern Umständen wäre diese ganz dazu gemacht, schnell aus dem Wagen zu steigen, wenn man dahin fahren wollte. Aber ich will doch hin! — noch diesen Abend, — oder morgen. 24 Stunden verschlagen nichts. Aber ich will nicht bei meinem Nebenbuhler wohnen, das wäre undelicat.

Es wird wohl eine Wohnung in der nächsten Umgebung

des Schlosses Tranchade zu finden sein. Da will ich mich einquartieren mit meinem sentimentalsten Geschütze. Ich glaub' es dem guten Chavigny gerne, daß die Gräfin für ihn nur an einem Sonntag sichtbar ist, für mich wird ein Tag wie der andere sein. Es wird mir nicht unmöglich werden, Jugenderinnerungen aufzuwecken, welche nur schlummern, aber gewiß nicht vertilgt sind. Es glimmt gewiß noch ein Funke unter der Asche.

Durch diese Ideen ermuthigt, frühstückte Marence mit einem robusten Appetit, dann zündete er sich eine Cigarre an, setzte sich zum offenen Fenster und blickte froh in das Gewühl hinaus. Es war damals gerade zu Anfang des Monates Juni, die Sonne strahlte freundlich. Paris hatte jene festliche Gestalt, welche es eigentlich zur Hauptstadt der sieben Todsünden macht.

Wie, alles dieses soll ich verlassen? sagte der junge Philosoph zu sich selbst, von allen diesen Freuden scheiden, da ich doch in meiner Brieftasche 10,000 Franken habe, die Niemand gehören — außer dem großmüthigen Manne, der sie mir geliehen hat? O Tugend, Du bist schwer zu üben. — Doch ruhig, ruhig, es handelt sich darum, eine schöne Frau und ein schönes Vermögen zu heiraten. — Aber Coqueluche — sie ist auch schön. Reisen, ohne sie nochmal zu sehen, ohne ihr Lebewohl zu sagen, das ist hart — und dennoch muß es sein!

D'Arzac warf seine Cigarre weg, und sprach übellaunig: Fort von hier, das Klügste wird sein, ich bestelle mir sogleich einen Platz nach Angouleme. Ungeachtet dieses Entschlusses wich er nicht von der Stelle. In einer Frauengestalt, welche auf der Spitze ihrer Prunelle-Stiefelchen von Stein zu Stein hüpfte mit jener koketten Anmuth, welche nur den Vögeln und den Pariserinnen eigen ist, erkannte er Coqueluche, die er schon seit

vierzehn Tagen nicht gesehen hatte. Sie ist's, rief er, und mit einem Satze war er auf der Straße, und hatte sein ganzes Reise-Projekt vergessen.

„Wie, Du bist da, mein armes Kätzchen?" sprach die Schauspielerin, seinen Arm annehmend. „Hat sich Papachen besänftigen lassen; oder, hat man Dein Gefängniß bestürmt? Ich freue mich recht, Dich wieder zu sehen; seit wann bist Du denn frei?"

„Seit einer Stunde."

„Und Du wolltest zu mir, nicht wahr?"

„Ja, ich wollte, und sah Dich eben vorüber gehen."

„Nun, das ist gut; denn ich bin sehr eifersüchtig, Du weißt es."

„Warum hast Du mich denn nicht ein einziges Mal besucht?" fragte Marence, im Tone des Vorwurfes.

„Ach, Du glaubst gar nicht, wie sehr ich beschäftigt bin, Vormittags täglich Probe, und jeden Abend in zwei Stücken spielen."

„Wo wolltest Du jetzt hin?"

„In's Theater."

„Wo kann ich Dich erwarten?"

„Gleich beim Schauspielhause. Ich gehe nur hinein, um dem Regisseur zu sagen, daß ich unwohl bin, und nicht probiren kann, er soll mich meinetwegen strafen; ich komme gleich wieder."

Sie verschwand, und war in fünf Minuten wieder zurück. „Wir sind frei," rief sie, „bis zu halb sieben Uhr. Oben sind sie freilich ganz wüthend, besonders der Regisseur, aber, er wird dafür bezahlt, daß er sich ärgert."

Ein vortreffliches Mädchen! dachte Marence, wie sie mich liebt, das Mindeste, was ich für sie thun kann, ist, daß ich

noch vierzehn Tage in Paris bleibe. Sie traten in das Bureau der Eisenbahn nach Versailles, und nahmen zwei Plätze.

Maxence brachte einen jener herrlichen Tage hin, wie man sie nur in seinen Jahren, und, man muß es sagen, mit Geschöpfen genießen kann, welche, wenn sie sich liebenswürdig machen wollen, wenn auch nicht in ihrem Herzen, doch in ihrem Kopfe und in ihrem Benehmen so viel schmeichlerische Anmuth finden, daß sie damit hundert honnette Frauen zur Verzweiflung bringen können. Sie gingen spazieren, speisten vortrefflich, und fuhren dann in's Theater.

Am nächsten Vormittag hatte Maxence Coqueluche wieder besucht und bei ihr gefrühstückt, als die Thüre sich öffnete und Ludwig Moulinares eintrat.

„Verzeihen Sie, Mademoiselle, sagte er, allein da ich meinen Freund nicht zu Hause fand, so suchte ich Herkules bei seiner Omphale; darum falle ich so ungebeten in Ihr Haus und bitte Sie um ein Frühstück."

„Seien Sie mir vielmals willkommen," sagte die Schauspielerin mit einem anmuthigen Lächeln, Florestan! ein Couvert.

Ein Groom, hoch wie ein Spargel und dick wie eine Artischocke, vollführte den Befehl.

„Du wußtest also, daß ich frei sei?" fragte der Exgefangene.

„Der Gefangenwärter von Clichy hat mir diese freudige Nachricht gegeben. Ich wollte Dich besuchen, Dir Trost und 500 vortreffliche Cigarren bringen. Aber durch welch' ein Wunder sind Deine Ketten gebrochen worden? Ich hielt Deinen Vater für unerbittlich, und Du wirst doch keinen Pact mit Satan geschlossen haben?"

„Ja," fiel die Schauspielerin ein, „auch mir bist Du noch die Erklärung dieses Geheimnisses schuldig."

„Mein Vater, antwortete Marence, „hat sich wirklich nicht rühren lassen, und Satan ist mir auch nicht erschienen; es scheint, er setzt keinen großen Werth auf meine Seele."

„Vielleicht, weil sie ihm ohnedies schon gehört," bemerkte Coqueluche, und Moulinars verbeugte sich mit einer bejahenden Geberde.

„Ich danke meine Freiheit einer ehrwürdigen Tante, einer Schwester meiner Mutter; sie war es, die meine Schulden von ihrem Ersparten bezahlte; dafür bin ich ihr auch für Leben und Tod ergeben und bereit, ihr alle Dienste zu leisten, die sie von mir fordern kann, mit Ausnahme eines ähnlichen mit dem, den sie mir leistet."

„Ach!" rief Coqueluche, „das ist ja eine herrliche Frau, wie heißt denn das Phänomen?"

„Madame — Madame Trebisonde," antwortete der Lügner verlegen."

„Diesem Schutzgeist, diesem Vorbilde für alle Onkels und Tanten in Amerika müssen wir einen Toast bringen," rief Coqueluche, füllte ein Glas mit Champagner, und trank es mit einem: Hurrah, Madame Trebisonde! aus; dann sah sie auf die Hängeuhr, warf einen Shawl von 3000 Franken um und sagte: „Es ist Zeit in die Probe, Herr Moulinars, ich hoffe, Sie werden uns die Ehre geben, mit uns zu speisen."

„Mein Cabriolet ist unten," sagte Moulinars, nachdem sie fort war, „laß uns eine kleine Spazierfahrt in's Freie machen; wir versuchen die Cigarren, von denen ich Dir gesagt habe, und sprechen ein ernstes Wort, wenn es Dir möglich ist."

„Sei es," sagte Marence, „seit ich das Gefängniß verlassen habe, habe ich ohnedieß eine Begierde nach grünen Wiesen und Luft."

Ludwig Moulinars war ein junger Mann von 26 Jahren, der unter dem äußern Anschein von Kälte und Spottsucht ein Goldherz barg. Excentrisch und geistreich, wenn es galt, Paradoxe zu vertheidigen, zeigte er sich bei ernsthaften Dingen vernünftig, wie ein Fünfziger und gewandt, wie ein alter Richter. Selten gab er einen Rath, aber wenn er einen gab, so durfte man es nicht bereuen, ihn befolgt zu haben.

„Mein Freund," sagte er, „indem sie fuhren, Du hältst mich doch nicht für so naiv, daß ich auch nur ein Wort von dem geglaubt hätte, was Du von deiner Befreiung erzähltest. Sage mir also die Wahrheit; denn ich wette meinen Schnurbart, daß Du gelogen hast wie ein Advocat."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Marence.

„Nun so will ich deutlicher sprechen: 1. heißt kein Mensch Trebisonde. 2. Hatte Deine Mutter keine Schwester. 3. Gibt es keinen Tanten, die sich für ihre Spitzbuben von Neffen ihres Ersparten berauben, außer in der Comödie."

„Du hast Recht, höre also die reine Wahrheit, Chavigny hat mir 20,000 Franken geliehen."

„Chavigny Dir?

„Ja mir."

„Teufel! das ist stark, dahinter steckt eine Falle."

„Wie so?"

„Eine gefährliche Falle sage ich Dir. Erinnere Dich an den Vers des Virgil: Timeo Danaos et dona ferentes. In freier Uebersetzung: Fürchte Chavigny und seine 20,000 Fr."

„Du bist ein Narr."

„Die Narren sind oft die Weisen, und was denkst Du zu thun?"

„Nach Tranchade zu gehen."

„Bravo! wann?"

„Im nächsten Monat."

„Unverantwortlich, diesen Abend sollst Du fort, Du hast ohnedies schon zu viel Zeit verloren."

„Du hast leicht reden, Du bedenkst nicht, daß ich zwei lange Monate unter Schloß und Riegel zugebracht habe, nach Angouleme gehen, hieße von Scilla in Charybdis fallen. Was soll ich dort thun? Die Gräfin hüllt sich noch in ihren schwarzen Schleier, wie eine neue Artemisia und empfängt Niemand. Soll ich Lotto spielen und Krebse fangen? Nein, einen Monat will ich Vacanzen haben, dann reise ich."

„Du wirst nicht reisen."

„Ich werde reisen, so gewiß als heute der heiterste, angenehmsie Tag ist, den ich noch je gesehen habe."

Eine Stunde war noch nicht verflossen, als der Regen schon in Strömen herabstürzte.

Der Monat verfloß schnell unter Vergnügungen aller Art, und Marence reiste nicht.

Nach sechs Wochen schrieb er an Chavigny folgenden Brief:

„Herr Graf!

Mein erster Brief war aus dem Gefängnisse datirt, mein zweiter aus dem Krankenhause. Eine Krankheit, welche mein Leben in Gefahr setzte, fesselt mich noch unter Höllenschmerzen an das Bett. Dieser Umstand wird Ihnen Antwort auf zwei

Fragen geben, welche Sie sich gewiß schon gestellt haben, warum ich Ihnen nicht früher für Ihren großen Freundschaftsdienst gedankt habe, und warum ich Ihr gütiges gastfreundliches Anerbieten nicht benützt habe.

Sobald es nur der Arzt erlauben wird, werde ich mich auf den Weg machen, versteht sich, nachdem ich meine Gläubiger bis auf den letzten Sous befriedigt habe. Erwarten Sie also, daß ich an einem schönen Morgen in Ihre Arme stürze.

Empfehlen Sie mich gütigst dem Andenken der Gräfin Livernan.

Obwohl ich noch sehr schwach bin, so raffe ich doch alle meine Kräfte zusammen, um Ihnen die Hand zu drücken.

N. S. Weil man nicht wissen kann, wer lebt oder stirbt, so sende ich Ihnen einen Schuldschein über die 20,000 Franken, welche Sie mir geliehen haben."

Der Gedanke war nicht übel, dachte Marence, als er diesen Brief vollendet hatte. Mein Nebenbuhler wird an meine Krankheit glauben, und davon auch Susannen Nachricht geben, dabei gewinne ich wenigstens zwei Monate.

Chavigny bewahrte den Schuldschein auf, und verbrannte den Brief, nachdem er ihn gelesen, ohne Jemanden ein Wort davon zu sagen.

So kam der Monat Oktober heran. Die zehntausend Franken waren in alle Welt ausgeflogen. Eines Tages wollte sich Marence überzeugen, wie viel er denn noch besitze, er zog die Lade heraus, aus welcher er bisher ohne Rechnung genommen hatte, und fand sie leer, aber, nachdem er genauer nachgeforscht hatte, fand er doch noch eine Banknote von fünfhundert Franken,

die sich hinter die Lade geschoben hatte. Das war die einzige Ueberlebende, die Andern waren auf dem Felde der Ehre gefallen.

„O glückliche Fügung," rief er aus, „ich bewundere wie Alles, was Du thust, wohl gethan ist. Jetzt ist der Augenblick da, in welchem mir Chavigny gefährlich werden kann, und eben diesen Augenblick hast Du gewählt, um mir zu zeigen, daß meine Casse leer ist. Ich gehorche Dir, o Fügung, ich reise noch heute, und sollte ich den Weg zu Fuß machen!"

Er ging sogleich, um Coqueluche sein letztes feierliches Lebewohl zu sagen. Armes Kind, dachte er im Gehen, die wird ein Spectakel machen, die bekommt einen Nervenanfall; denn sie liebt mich unbändig.

Im Augenblicke, als er durch das Thor gegangen war, und den Fuß auf die Stiege stellte, fragte ihn der Thorsteher, wohin er gehe.

Marence antwortete erstaunt: „Wohin ich gehe? Habt Ihr das Bischen Verstand verloren, oder seid Ihr so betrunken, daß Ihr mich nicht kennt?"

„Nichts verloren und nichts betrunken, und dennoch frage ich Sie noch ein Mal, wohin wollen Sie?"

„Nun, zu Mademoiselle Coqueluche."

„Mademoiselle Coqueluche wohnt nicht mehr hier, sie ist diesen Morgen verschwunden. Man sagt, ein Russe habe sie für das Theater in Petersburg engagirt.

„Und hat sie nichts für mich zurückgelassen?" fragte Marence betroffen.

„Ja, beim Gewürzkrämer liegt ein kleiner Conto von 200 Franken, der wird wohl für Sie sein."

Nachdem Marence vom Regisseur die Bestätigung dieser

Nachricht erhalten hatte, ging er nach Hause, packte seinen Koffer, und eilte zur Postanstalt, es war nur mehr ein Platz in der Rotonde zu haben, und er kam da zwischen einer Amme und einem Ochsenhändler zu sitzen.

Er verließ Paris am 15. October 1844, um halb 6 Uhr Abends, an einem Freitag.

Hm! sagte er zu sich selbst, ich mache diese Reise wohl etwas spät, aber besser spät als niemals. O Susanne! Dir seien von nun an alle meine Gedanken, all meine Liebe, mein ganzes Leben geweiht!

IV.

Alle Martern, die ein galanter Mensch in einer Rotonde auszustehen hatte, mußte Marence durch 40 Stunden erdulden, man kann denken, wie froh er war, als er endlich Angouleme gleich einem Adlernest auf einem Felsen in Nebel emporsteigen sah. Eine Stunde nachher hielt der Wagen beim Diligence-Bureau, und Marence machte sich so schnell aus seiner Folterkammer, als es seine ermüdeten Füße gestatten wollten. Sogleich sah er sich von einem Dutzend Mägde umgeben, die ihn an allen Seiten zerrten, und ihm zuriefen: Ins Hotel der Fremden, ins Hotel de France, ins Post-Hotel. Ei, laßt mich zufrieden! schrie er, und brach sich Bahn durch den Haufen, der ihn fürchten ließ, mit Orpheus, der von den Thrazischen Frauen zerrissen wurde, das Schicksal zu theilen. Dann rief er einen Geschäftsträger, der gleich einem Lazzarone auf einem Steine saß, zu sich, und fragte ihn: „Kennst Du die Stadt genau?“

„Besser, als wenn ich sie selbst gebaut hätte.“

„Weißt Du, wo Graf Chavigny wohnt?“

„Der Pariser Lord? O! ich kenne ihn persönlich, ich genieße die Ehre, sein Holz zu sägen. Ein prächtiger Herr!“

„Schon gut, führe mich zu ihm, aber geschwinde. Fünf Franken für Deine Mühe.“

Sie gingen und kamen bald zu einem schönen neuen Hause. „Hier wohnt der Pariser Lord,“ sagte der Facchino.

„Läute an!“

Die Glocke erschallte im Innern, aber Niemand öffnete, der Lastträger schellte noch ein Mal, dasselbe Stillschweigen, endlich riß Marence so heftig an dem Glockenzuge, daß dieser ihm in der Hand blieb. Da erschien ein Nachbar an seiner Ladenthüre und sagte: Es ist Niemand zu Hause. Graf Chavigny ist in Tranchade und die Dienerschaft ausgegangen.

Hm! das hätte ich wohl voraussehen können, dachte Marence, es ist heute Sonntag und da kramt Chavigny alle seine Liebenswürdigkeiten bei der Gräfin aus. So führe mich in ein Hotel, sagte er zum Träger.

Als sie ins Posthotel kamen, rief Marence plötzlich, „wo ist denn mein Koffer?“

„Haben Sie dem Conducteur befohlen, daß er abgepackt werde?“

„Ich weiß mich dessen nicht zu erinnern.“

„Dann dürfen Sie versichert sein, daß er mit nach Bordeaux gegangen ist.“

Marence zeigte dies sogleich im Postbureau an, und erhielt die Zusicherung, daß der Koffer binnen zwei Tagen wieder hier sein werde.

Verdammtes Unglück! dachte Marence, jetzt bin ich zwei Tage ohne Kleider und Wäsche und in diesen Kleidern kann ich

mich doch vor Susannen nicht sehen lassen. Wenn noch Chavigny da wäre, so würde er mir helfen, die Zeit zu tödten, ich zöge Kleider von ihm an, wir gingen in die Vesper und zu einem Lottospiel. Bis morgen komme ich um vor langer Weile in dieser Stadt, wo ich allein bin wie Robinson auf seiner Insel.

Er wandte sich um, und erblickte zwei Schritte hinter sich den Träger, der ihm wie sein Schatten folgte, um die versprochenen fünf Franken zu erhalten. „Hier hast Du Deinen Lohn, sagte Marence, aber ich fordere noch einen Dienst von Dir."

„Befehlen Sie, großmüthiger Prinz, mein Leben steht Ihnen zu Diensten."

„Leiht man hier Pferde aus?"

„Pferde und Wagen dazu, und sehr zierliche."

„Ich will jetzt frühstücken, sei in zwei Stunden wieder hier."

Marence's Idee war folgende: Da er sich in seinem Negligée bei der Gräfin nicht zeigen konnte, so wollte er seine Zeit dazu anwenden, die Umgegend des Schlosses zu recognosciren, und eine Wohnung in dessen Nähe zu suchen. Es kannte ihn Niemand, er durfte daher auch nicht fürchten, bemerkt zu werden.

Zur bestimmten Stunde trat der Lohndiener ein und fragte was der Prinz befehle.

„Verschaffe mir ein gutes Pferd, ich frage nicht um den Preis."

„Wollen mir Durchlaucht folgen, so können Sie sich selbst eines auswählen."

Nachdem sie mehrere Ställe besucht hatten, wo sie nur blinde Rosse fanden, mußte sich Marence endlich doch für eines entscheiden, welches wenigstens nur einäugig war. Was

aber die Magerkeit betraf, so schien es ein Abkömmling des Renners des unsterblichen Helden von la Mancha zu sein.

„Kannst Du reiten?“ fragte Marence den Diener.

„So gut wie Franconi,“ Excellenz.

„So besteige einen von diesen Häringen und geleite mich nach Tranchade.“

Auf dem Wege war Marence nicht wenig erstaunt, eine große Anzahl Menschen, zu Pferd und zu Wagen zu treffen welche die nämliche Straße einschlugen. Herren und Damen waren sehr elegant gekleidet. Er versuchte alles Mögliche, um sein Pferd in schnelleren Trab zu bringen, allein vergebens; und er bemerkte, wie die Vorübereilenden über seine vergeblichen Bemühungen lachten. Er verhehlte sich nicht, daß er eine lächerliche Figur machen müsse. Ich bin gekleidet, dachte er, wie ein Stallknecht und beritten wie ein Zahnreißer. Glücklicherweise wissen die guten Leute nicht, wer ich bin, und Niemand wird in mir den künftigen Gemal der Gräfin Livernan vermuthen. Geduld meine Herren, ich werde mich für diesen Spott rächen, lassen Sie nur meinen Koffer ankommen, und Sie werden Fraks, Pantalons und Gilets sehen, wovor sie sich im Staube beugen werden.

Während er sich diesen Gedanken überließ, erregte seine Aufmerksamkeit ein wie ein Blitz vorbeigalopirender Reiter. „Georges!“ schrie er, da er die Livrée Chavignys erkannte. „Herr D'Arzac!“ rief der Kammerdiener, der schnell wieder in einer Staubwolke verschwand.

Nach und nach war endlich die Straße einsam geworden, die jungen Herren zu Pferde und die Damen zu Wagen waren verschwunden, den armen Marence hinter sich zurücklassend,

dessen Rosinante mit jener majestätischen Langsamkeit vorwärts trabte, welche die Maulesel in den Pyrenäen charakterisirt.

Nach anderthalb Stunden, da die Straße eben eine Wendung machte, hielt Marence an, und sagte zu seinem Reitknechte: „Wir wollen zur Stadt zurückkehren, sonst crepiren die Bestien unter uns.“

Kaum hatte er dies gesprochen, als eine Cavalcade über einen Hügel herabkam. Darunter erkannte Marence den Grafen Chavigny, vortrefflich gekleidet und beritten. Er hielt sammt seinen Begleitern an, ritt näher zu Marence, und sagte: „Meine Herren, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen meiner besten Freunde, Herrn Marence d'Arzac vorstelle.“

Die jungen Leute grüßten, nicht ohne verlegene Blicke zu wechseln, sein Paletot und seine Stiefel waren voll Staub, sein Pferd von zurückschreckender Häßlichkeit, und sein Reitknecht mit seiner alten Mütze, sah einem Mauren ähnlich.

„Dieser treue Freund,“ fuhr Chavigny fort, „verließ Alles, Vergnügungen, Bälle und Geliebte, um meiner Hochzeit in der Provinz beizuwohnen. Das ist wohl eine seltene Freundschaft? O lieber Marence, warum sind Sie nicht gestern angekommen, um auch der kirchlichen Einsegnung beizuwohnen, ich hätte Sie so gerne an meiner Seite gehabt, als ich das für's Leben bindende Ja aussprach. Aber ich vergesse, daß Sie von der Reise sehr ermüdet sein müssen, und ich beeile mich, Sie der Gräfin Chavigny vorzustellen. Allons, meine Herren, im Galop zum Schlosse!“

Außer sich vor Zorn gab Marence seinem Pferd einen solchen Tritt, daß das arme Thier einen tiefen Seufzer ausstieß und zum ersten Male in seinem Leben mit den übrigen fort galopirte.

Man gelangte in den Schloßhof und als ob das Schicksal seine mörderischesten Pfeile für diesen Augenblick aufgespart hätte, so stürzte das Roß erschöpft zu Boden und wälzte sich mit seinem beschämten Reiter im Staube.

Die schöne Susanne schrie laut auf, da sie aber sah, daß dieser Unfall keine andere Folge hatte, als einen Riß in Arzacs Pantalon, so mußte sie wider Willen in ein lautes Lachen ausbrechen.

„Lieber Graf," sagte Marence, „sich mit Mühe zurückhaltend, Sie werden begreifen, daß ich in diesem Zustande die Augen der Damen nicht beleidigen kann, ich bitte Sie, leihen Sie mir Kleider."

„Mit Vergnügen," antwortete Chavigny, „kommen Sie!"

Marence machte eine linkische Verbeugung gegen die Gesellschaft, stammelte einige unzusammenhängende Worte und folgte Chavigny.

Susanne sah ihnen nach, und verglich in ihrem Gedanken Einen mit dem Andern, der Eine elegant, gefällig, ausgezeichnet, achtungsvoll, zärtlich und gut gekleidet, der Andere lüderlich, undankbar, unordentlich und voll Schmutz. Natürlicherweise war Arzac's Proceß bei der höchsten Instanz unwiderruflich verloren. Die Frau hätte dem Liebhaber wohl ein Unrecht, aber die Dame der großen Welt dem Manne nie eine Lächerlichkeit verzeihen können. Wenn er beim Sturze vom Pferde sich den Hals gebrochen hätte, so würde sie vielleicht sein Andenken geehrt haben; aber sie konnte nicht ohne Lachen an die erbärmliche Figur denken, die er machte, als er sich vom Boden erhob, mit Staub bedeckt, ähnlich jenen Fischen, welche man in Mehl taucht, bevor man sie backt.

Chavigny führte Marence in ein Ankleidezimmer, wo er alles Nöthige fand.

„Wollen Sie, daß ich meinen Kammerdiener sende? fragte er, indem er sich gegen die Thüre wendete, allein Marence kam ihm zuvor, schloß die Thüre und steckte den Schlüssel in die Tasche. „Graf Chavigny," sprach er mit vor Zorn rollenden Augen, noch einen Augenblick, ich habe eine Bitte an Sie."

„Reden Sie, mein lieber Gast, antwortete Chavigny ruhig, aber ich bitte schnell, denn meine Frau erwartet mich."

„Seine Frau!" murmelte Marence, „seine Frau! o der Verräther!"

„Was wünschen Sie?"

„Ich wünsche Ihr Leben!" schrie Marence.

„Ei," antwortete Chavigny ohne den ruhigen Ton zu verändern, Sie haben Unglück, mein Herr, denn Sie wünschen gerade das Einzige, was ich Ihnen nicht geben will."

„Gut, so werd' ich es nehmen."

„Sie wollen mich doch nicht ermorden, hoff' ich?"

„Ich will sie im ehrlichen Zweikampf tödten."

„Ich werde mich zu vertheidigen wissen."

„Sie nehmen also das Duell an?"

„Wie kann ich eine so artige Einladung verweigern?"

„Ihre Stunde?"

„Die Ihrige?"

„Sogleich wenn Sie wollen. — Der Ort?"

„Zwei Schritte von hier, im Park hinter dem Schlosse."

„Keine Zeugen, Jeder für sich."

„Und Gott für Alle, wie in den Hugenotten."

„Haben Sie Degen?"

„Ja, auch Pistolen."

„Also hält uns nichts mehr zurück?"

„Nichts."

Maxence öffnete die Thüre und war schon über der Schwelle.

„Halt," sprach Chavigny, „indem er ihm auf die Schulter klopfte, wir vergessen Beide noch eine Kleinigkeit."

„Was?"

„Eine Erbärmlichkeit, allein es ist klug, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, bevor man dem Tode entgegen geht. Sie sind mir, glaub' ich, noch 15,000 Franken schuldig?"

„Ich bin Ihnen 20,000 Franken schuldig."

„Zahlen Sie mir diese und ich stehe zu Diensten."

Maxence stand wie niedergedonnert. „Ich habe die Summe nicht," sagte er verlegen.

„Und Sie hielten mich doch für so thöricht, ich würde mich mit Ihnen schlagen," erwiederte Chavigny. „Sie haben sich geirrt, mein lieber Schuldner. Ich will nicht Alles auf ein Mal verlieren, mein Leben und mein Geld. Verschaffen Sie sich die Summe und ich folge Ihrer Forderung."

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener ein und meldete, daß man nur den Herrn Grafen erwarte, um die Lotterieziehung zu beginnen.

„Ich komme," sagte Chavigny. „Meine Frau hat ein Lottospiel eingerichtet, wobei Jeder gewinnen wird. Sie wünscht dadurch bei den Freunden, welche heute uns besucht haben, durch ein kleines Andenken die Erinnerung an diesen Tag festzuhalten.

Machen Sie doch das Spiel mit, lieber Marence, Sie werden sehen, es sind charmante Treffer."

Der Graf ging und Marence sank in einen Stuhl.

Bald darauf kam der Kammerdiener wieder, brachte ihm ein Buch in Sammet gebunden, mit einem Schloß von Vermeil und sprach: „die Gräfin sendet Ihnen hier den Treffer, welcher auf Ihr Los gefallen ist."

Es waren die Fabeln Lafontaines, ein hinein gelegtes Merkzeichen wies auf die Fabel: Der Hase und die Schildkröte, und folgende Verse waren unterstrichen:

— — — — — — am Ende, als er sah,
Er habe viel gewagt bei diesem Spiele,
Stürzt fort er wie der Blitz; doch was geschah?
Die Kröte war die erste schon am Ziele.

„Ich verstehe die Anwendung," sagte Marence, schlich unbemerkt in den Stall hinab und warf sich auf ein gesatteltes Pferd, welches absichtlich für ihn bereitet zu sein schien.

Eine Stunde nachher kam er nach Angouleme und am andern Morgen kehrte er nach Paris zurück.

Dramatisches.

Eheliche Strafe.

Lustspiel in einem Akt, in freien Versen.

Aufgeführt auf dem k. k. Hoftheater in Wien.

Personen:

Baron Dorn.
Friederike, seine Gemahlin.
Adele, beider Tochter (15 Jahre alt).
Ritter von Lauben, Major.
Franz, Bedienter des Barons.
Susanne, Kammermädchen der Baronin.

(Die Handlung spielt in der Hauptstadt, im Hause des Barons.)

(Die Bühne stellt einen sehr elegant meublirten Salon vor. Zur Rechten des Zusehers steht ein Secretär, zur Linken ein Stickrahmen. Eine Thür zur Linken führt in der Baronin, eine zur Rechten in Adelens Zimmer. Zwei Mittelthüren, wovon eine den Haupteingang, die andere den Eintritt in des Barons Gemach bildet.)

Erster Auftritt.

(Bei Eröffnung der Gardine sitzt der Baron an seinem Secretär und schreibt. Die Baronin stickt an dem Rahmen).

Der Baron (blickt während des Schreibens öfters liebevoll auf seine Frau, legt endlich die Feder weg, steht auf, tritt zu ihr und küßt sie).

Sechszehn Jahre sind es heute,
Liebe! daß an Deiner Seite
Ich so froh und glücklich bin.

Baronin.

Ach! so viele, viele Stunden
Unser's Glück's sind hingeschwunden;
Doch das Glück selbst schwand nicht hin.

Baron.

Rein war unser Eh'standshimmel,
Wolkenlos und ungetrübt.

Baronin (lächelnd).

Nicht ein Mal ein klein Getümmel,
Wie es überall doch gibt.

Baron.

Was das Eine denkt, empfindet,
Straft' des Ander'n Aug' nicht Lüge;
Treu' ist Wonne uns, nicht Pflicht.

Baronin.

Und die Freundschaft, die uns bindet,
Trägt noch heute Amors Züge
In dem heiter'n Angesicht.

Baron.

Uns're liebliche Adele
Blüht — der Mutter Bild, — empor,
Hält von Deiner schönen Seele
Mir den klaren Spiegel vor.

Baronin.

Sei gesegnet, himmlisch Band!
Das die guten Mächte binden:
Daß in reiner Liebe Pfand
Zwei verjüngt sich wieder finden.

Baron (reicht ihr seine Hand).

Deine Hand!

Baronin (ihre Hand in seine legend).

Zum ew'gen Bunde!

Baron (sie an sich drückend).

Unser'm Bund droht nicht Gefahr.

Baronin.

Wie es ist in dieser Stunde,
Wird es bleiben immerdar.

(Sie umarmen sich innig.)

Baronin (nach einer Pause).

Und doch, mein Lieber! soll ich einen Monat nun
Von Dir getrennet sein? — Das wird recht weh mir thun.

Baron.

Es hat der Präsident mit diesem ehrenvollen

Geschäfte mich beglückt; hätt' ich's ablehnen sollen?
Zur Londner Reise muß ich also mich bequemen;
Doch eh' Du Zeit gewinnst, darüber Dich zu grämen,
Hab' ich der Sendung Zweck erfüllt und kehr' zurück,
Und lebe künftig dann nur Dir und unser'm Glück.

Baronin.

Ich bat Dich schon so schön, mich mitzunehmen. —

Baron.

Kind!
Das kann nicht sein! Denk' selbst: die Sache muß geschwind
Dort abgeschlossen sein; ich also müßte wandern
Von einem Amtsbureau, von einem Herrn zum andern,
Und Du bliebst ganz allein — in einem fremden Land',
Wo Dir die Sprache selbst nicht ein Mal ist bekannt,
Sag' selbst: was hättest Du dabei für eine Freude?

Baronin.

Ich wär' bei Dir, braucht's mehr?

Baron.

Noch mehr, mein Schatz: Euch Beide
Mitnehmen könnt' ich nicht, Adele blieb' allein
Und unbewacht zurück; — das kann doch auch nicht sein.
(Ihr lächelnd mit dem Finger drohend).
Und dann — schlecht danken würd' es mir der Major Lauben,
Wollt' Eures Anblick's ich auf ein Mal ihn berauben.

Baronin.

Du sprichst ironisch?

Baron (gutmüthig).

Nein; — ich seh' den jungen Mann
Recht gern in meinem Haus, er zieht mich selber an.

Es ist kaum möglich, daß man liebenswürd'ger sei;
Dabei so tiefgelehrt und doch grad' und frei.
Sein Vater war mein Freund, — vor zwanzig Jahren schon
Trieb ihn der Handel hin nach England mit dem Sohn;
Allein, — obschon getrennt, — sind Freunde wir geblieben;
Zwei Tage, eh' er starb, hat er mir noch geschrieben,
Dann kam der Sohn hieher, und ich bin sehr entzückt,
Das Gute all', das einst den Vater hat geschmückt,
Zu finden auch an ihm. Zudem that er hervor
Sich schon in der Armee, und bracht' es zum Major,
Und hat das Ehrenkreuz verdient durch seinen Muth,
Mit einem Wort: ich bin dem Jungen herzlich gut.
Er gibt im Englischen mir täglich Unterricht,
Da er die Sprache rein, schön und geläufig spricht,
Und ihm verdank' ich's nur, daß ich mich ohne Zagen
Zu dieser Sendung nun in jenes Land darf wagen.

Baronin.

Auch mir gefällt er sehr.

Baron.

Ich glaube, auch Adelen;
O sag' mir, merkt sie schon, worauf wir Beide zählen?

Baronin (lächelnd).

Zum Merken scheint das Kind mir noch nicht recht zu taugen,
Die liebe Unschuld sieht nur noch durch u n s' r e Augen;
Doch wenn der Ritter kommt, schlägt sie die Augen nieder,
Ihr Herz ist unser'm Wunsch — ich hoff' es, — nicht zuwider.

Baron.

Nun wohl, so ging's ja gut, und eh' ich reise, kann
Die Heirat richtig sein.

Baronin.

Bedenke, lieber Mann!
Das Mädchen ist ja noch zu jung. —

Baron.

Ei was? — Wir waren,
Als wir uns eh'lichten, gerad' in diesen Jahren,
Und — hat's uns schon gereut?

Baronin (ihm zärtlich die Hand reichend).

Wie könnt' es? — Aber müssen
Wir nicht, mein lieber Mann, vor Allem auch erst wissen,
Ob dem Major, was wir ihm biethen — ?

Baron (sie schnell unterbrechend).

Wird sich finden,
Ich will zwei Herzen nur, und nicht zwei Säcke binden.

Baronin.

Recht! und der Herr Major wird nicht nach Gelde geh'n;
Doch unklug wär' es auch, die Mitgift zu verschmäh'n,
Und darum —

Baron.

Lieber Schatz! ich bitte Dich, zu schweigen;
In manchen Dingen bin ich nimmermehr zu beugen.
Ein hübsch Gesicht und fünfzehn Jahre,
Ein liebend Herz, ein offner Sinn,
Recht schöne, blondgelockte Haare,
Ein Grübchen in dem runden Kinn,
Verstand und Witz, und Seelengüte,
Dabei gesundes, heit'res Blut,
Und Häuslichkeit und gute Sitte,
Das ist Adelens Heiratsgut.

Und gäben wir auch Gold in Fülle,
Den braven Mann nur Tugend zieht;
D'rum, Liebe, ist es meine Grille:
Ich geb' ihr keinen Thaler mit.

Baronin.

Ich will wohl Dein System recht gerne unterschreiben;
Doch selbst das Wahre muß man niemals übertreiben.
Wenn man ist vor Noth geborgen
Und vor Kummer, ach, da flieh'n
Wohl die Stunden ohne Sorgen
Im Genuß der Liebe hin;
Aber wenn uns Nahrungssorgen
Trüben jeden neuen Morgen,
Da vergeh'n die Tage schwer,
Und wenn alle — alle Stunden
Ihre Arbeit schon gefunden,
Bleibt für Liebe — keine mehr.

Baron.

Bei unser'm Paare ist wohl das nicht zu besorgen,
Durch Vaters Erbschaft ist der Bräutigam geborgen;
Sie mögen, was sie jetzt schon haben, klug verwenden,
Ein groß Vermögen, Kind, gibt Anlaß zum Verschwenden.
Dann glaub' ich, es sei gut und nützlich in der That,
Wenn solch' ein junges Paar noch was zu hoffen hat.
Kurz, reiflich hab' ich schon mir diesen Punkt bedacht,
Und ein für alle Mal, fest bleibt es ausgemacht:
Nimmt unser Herr Major nicht ohne Geld Adelen,
So mag er, wenn's beliebt, wo anders sich vermählen.

Baronin.

So wär's denn doch dein Ernst? — Als eine Bettlerin
Gäbst Du Dein liebes Kind dem künft'gen Gatten hin?

Baron.

Erinnern muß ich Dich: hast Du mir Gold gebracht?
Und dennoch hast Du mich unendlich r e i c h gemacht.
Aus Liebe muß der Schritt zum Traualtar geschehen;
Das einz'ge Stückchen Gold, nach dem Verliebte sehen,
Muß sein der g o l d ' n e R i n g, um diesen zu erwerben,
Muß man verzichten auf's Erhalten und Beerben;
Heischt außer Liebchens Hand man auch noch and'res Gut,
Dann rath' ich schon der Braut, sie sei auf ihrer Huth;
Doch — (er sieht auf seine Taschenuhr).
Sieh' ein Mal! schon zehn! — Da hab' ich hübsch gezaudert!
Daß man sich doch mit dir, mein Schatz! so leicht verplaudert,
Ich muß auf's Amt. Leb' wohl! Nimm mir's nicht übel, Kind,
Daß wir nicht einig ganz in Nebendingen sind;
Im Hauptding, in der Lieb' und in des Lebens Frieden
War uns're Meinung auch nicht e i n Mal noch verschieden.

(Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Baronin.

So? — der liebe Herr Gemahl
Fängt auch an zu widersprechen?
Hm! — den Kopf von Erz und Stahl
Muß man noch bei Zeiten brechen.
Nicht nach England soll ich gehen?

Und mein Kind soll ohne Geld
Ich hinstoßen in die Welt?
(Sich verschmitzt die Hände reibend.)
Nun, schon gut, wir wollen sehen! —
(Etwas nachdenkend, und komisch-pathetisch.)
Freilich heißt's: der Mann sei König,
Und das Weib ihm unterthänig;
(Wieder fröhlich.)
Doch wer hat denn das gesagt? —
Auch ein Mann, so wie sie immer
Alles, was uns Frauenzimmer
In die Sclavenfesseln schlagt,
Stets geschrieben und gesagt,
Und uns nie darum gefragt
Ob wir auch damit zufrieden?
Darum hat, sie zu bestrafen,
Auch die stärksten Zauberwaffen
Uns Mama Natur beschieden,
Und vor allen ander'n ist
Unser An- und Erbtheil — List.
Wir verstehen
Zu umgehen
Die Gebote uns'rer Herrn,
Und indeß wir ihnen glauben machen:
Daß wir gern
Ihren Willen
Nur erfüllen,
Drehen wir so um die Sachen,
Daß sie thun, was wir verlangen;

Darum darf auch mir nicht bangen,
Müßt' mich vor den Schwestern schämen,
Sollt' es mir nicht auch gelingen,
Einen Mann dahin zu bringen,
Meinem Wunsch sich zu bequemen.
Schlauheit und Verstellung, eilet
Mir zu Hülfe schnell herbei,
Daß der Mann von Tyrannei
Werde schnell geheilet,
Und das arme Weibchen frei!

(Sie eilet, wie inspirirt, zum Tisch, nimmt ein Glöckchen und klingelt.)

Susanne!

Dritter Auftritt.

Baronin. Susanne.

Susanne (eintretend).

Gnäd'ge Frau? —

Baronin.

War Ritter Lauben da?

Susanne.

Sehr früh schon.

Baronin.

Uebergab er nichts für mich?

Susanne.

O ja!

Ein Brieschen, wie er eines bringt an jedem Tage;
Ich legt's auf Ihren Tisch.

Baronin.

Schon recht, ich hohl' es. — Sage
Ihm, wenn er wiederkommt — und sicher wird er kommen,
Erwartet hab' ich ihn, er sei mir sehr willkommen.

(Sie geht in ihr Kabinet ab.)

Vierter Auftritt.

Susanne (allein, der Baronin nachsehend).

W i l l k o m m e n also — und s e h r willkommen —?
Sieh' da, das klingt ja recht herzlich, fürwahr!
Mein Herr Baron! sich in Acht genommen,
Mir scheint, da droht Ihrer Ruhe Gefahr!
Der unwiderstehliche Ritter von Lauben,
In alle Herzen schleicht er sich ein,
Je nun, und die verbotenen Trauben
Die sollen die allersüßesten sein.
Zwar scheint es, als ob er einzig Adelen
Mit Mund und mit Herzen ergeben wär';
Allein, wer kann auf die Männer zählen,
Sie heiraten e i n e und lieben m e h r.
Von seiner Klugheit steht's auch zu erwarten,
Daß, wenn das Röslein ihn interessirt,
Er eben deßwegen dem ganzen Garten
Nicht abhold ist und ihn cultivirt.
Die gnädige Frau? — ei ja, nach dem Scheine
Ist sie recht treu; — aber dennoch ein Weib.
Ich kenne die Frauen, bin selber ja eine,
Wir brechen die Treu' oft — aus Zeitvertreib.
Das ewige Einerlei ist beschwerlich;
Und wäre der E h' m a n n ein Engel auch.
Ein fremder S a t a n wird doch uns gefährlich,
Das war schon im Paradiese der Brauch. —
Doch — wirre nicht auf die verschlungenen Fädchen,
Was du nicht weißt, macht dir keinen Verdruß;

'S gibt Dinge, die ein vernünftiges Mädchen
Nicht hören, noch wen'ger bereden muß.

Fünfter Auftritt.

Susanne. Adele (aus ihrem Zimmer).

Adele (grollend).

Ei doch! Wo steck'st du denn? Da wart' ich seit dem Morgen,
Und muß am Ende doch den Kopfputz selbst besorgen.

Susanne.

Die gnäd'ge Frau befahl mir —

Adele (neugierig).

Was?

Susanne.

Zu warten hier.

Adele.

Auf wen?

Susanne.

Auf einen Herrn —

Adele.

Der ist?

Susanne (zurückhaltend).

Nu —

Adele (bittend).

Sag' es mir!

Susanne.

Der Ritter —

Adele (heftig einfallend).

Lauben?

Susanne.

Ja.

Adele.

So will ich's denn verschmerzen,
Daß du so langsam warst.

Susanne (bei Seite).

Geht da der Weg zum Herzen?

Adele (nach einer Pause).

Mich langweilt's d'rin allein, wir warten alle Zwei
Auf ihn.

Susanne (bei Seite).

Recht fein!

Adele.

Nicht wahr?

Susanne.

Steht Ihnen völlig frei.

Adele.

Sag' mir, Susanne, wie gefällt dir Lauben?

Susanne (gleichgültig).

Gut.

Adele.

Nur gut? Ja, ja, man sieht's, du hast zu kaltes Blut.

Susanne (lächelnd).

Und Ihres, Fräulein, ist vielleicht zu warm, Sie fühlen
Zu heftig; doch der Stand der Ehe wird's schon kühlen.

Adele.

Nichts wird er kühlen, Euch zum Trotze nein, nein
Wie ich empfinde jetzt, so wird es immer sein.

Susanne.

Schon Viele sprachen so.

Adele.

Nun, nun, man wird schon sehen.

Susanne (lächelnd).

Kann sein, daß Wunder noch zu uns're Zeit geschehen.
Doch stille, da kommt Franz.

Sechster Auftritt.

Vorige. Franz.

Susanne (zu Franz).

Was willst du?

Franz.

Der Major
Ist hier.

Susanne.

So führ' ihn ein.

Adele.

Wie kommst du mir denn vor?
Seit wann läßt der Major sich melden? Weißt du nicht,
Daß er willkommen stets?

Franz.

Schon recht; doch meine Pflicht —

Adele.

Schweig!

Franz.

Nur nicht böse sein, — man weiß nicht — sonst geht immer
Der Ritter Morgens früh zur Frau Mama auf's Zimmer
Und da —

Adele.

Was?

Franz.

Wußt' ich nicht, ob's heute auch behagt — ?

Susanne.

Ja, ja, die gnäd'ge Frau hat schon um ihn gefragt.

Franz.

So? — nun, da will ich gleich dem Ritter Nachricht geben
Und laß ihn auch gleich vor. (Will ab). Doch sieh, da kommt er eben.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Der Major.

Major (eilt, als er Adelen erblickt, auf sie zu und küßt ihr die Hand).

Wie, Adele! — Sie schon hier?
Ach, so bringt der Morgen mir
Seine schönste Blüth' entgegen.

Franz (bei Seite).

Findet Blüthen auf den Wegen,
Und er sucht
Doch die Frucht.

Major.

Während mein Versprechen mich
Zur geliebten Mutter führet,
Zeigt die holde Tochter sich.

Adele.

Launisch das Geschick regieret,
Und man findet oft,
Was man nicht gehofft.

Major (feurig).

Ach, Adele!

Alle Hoffnung meiner Seele,
Alle Wünsche, die ich habe,
Einen sich in einer Gabe,
Und ein einzig Band
Kann mein Sehnen und mein Ringen,
Stillend es, mit einem Mal umschlingen:
Ihre Hand.

Adele (zu Susannen).

O! wie er mich liebt!

Susanne.

Gewiß!

Franz (für sich).

Hm! Der Herr spricht zuckersüß!

Adele (zum Major).

Meine Hand folgt meinem Herzen.

Major.

Darf ich glauben, dieß sei mein?

Adele (ihm die Hand reichend).

Glauben Sie! denn alle Schmerzen
Wiegt ein süßer Glaube ein.

Franz (für sich).

Schau', die Kleine ist doch fein.

Major (schwärmerisch heftig).

Ach, Adele!
Reine Seele!
Heilig schwör' ich dir es zu:
Sorgsam wahren
Vor Gefahren
Will dein Glück ich, deine Ruh'.

All' mein Streben,
Denken, Leben,
Sei nur dir allein geweiht;
Immer nähren,
Immer mehren
Soll des Herzens Glut die Zeit.
Wohl uns Beiden!
Neuer Freuden
Wechselnde Verschiedenheit
Soll beweisen
Meiner heißen
Liebesglut Beständigkeit.

Franz (für sich).

Feiner Herr! Das ist doch eigen,
Wie's ihm von dem Munde fließt!
Durch Veränd'rung will er zeigen,
Daß er sehr beständig ist.

Adele.

Ihre Worte, lieber Lauben, —
Ich gesteh's, — erfreu'n mich sehr:
Gerne will ich Ihnen glauben,
Gutes glaubt sich ja nicht schwer.
Stille lebt' ich und verborgen
In der Ältern Haus der Pflicht,
Kannte nicht des Lebens Sorgen,
Doch auch seine Freuden nicht.
Sollen diese mir gefallen,
Muß ich lernen sie so früh,

Dann — ich muß gesteh'n, — vor Allen
Wünsch' ich mir zum Lehrer — Sie.

Franz (bei Seite).

Gut hat sie sich adressirt;
Der hat sicher ausstudiert.

Major (sieht nach seiner Uhr).

Immer später wird's, die Stunde
Ruft zur Mutter mich.

Adele.

Wohlan!
Geh'n Sie, Lauben; unser'm Bunde
Ist sie hold.

Franz (bei Seite).

Wer's glauben kann.

(Der Major küßt Adelen ehrfurchtsvoll die Hand, und geht in der Baronin Gemach; Adele in das ihrige).

Achter Auftritt.

Franz. Susanne.

Franz (nach einer Pause, während welcher er Susannen pfiffig beobachtet).
Nun, was sagst du dazu', mein Schätzchen?

Susanne.

Nichts, als daß ich darüber mich freu'.

Franz (sich lächelnd die Hände reibend).

Richtig! Du bist ja ein Kammerkätzchen,
Solche Geschichten sind dir nicht neu.

Susanne (erstaunt).

Welche Geschichten?

Franz.

Nun, ja, liebe Kleine!
Spiele die Unschuld, sei mal so gut.

Susanne (pikirt).

Franz! Er weiß es recht wohl: was ich scheine,
Hab' ich auch immer zu sein den Muth.

Franz.

Nun, schon recht! Wir wollen nicht streiten.
(Lächelnd sie mit dem Ellbogen anstoßend).
Nicht wahr, der Herr ist ein guter Mann?

Susanne.

Allerdings.

Franz.

Freilich, er läßt sich fein leiten,
Wie es sein Frau'chen für gut ersann.

Susanne.

Ich versteh' ihn nicht, Franz.

Franz.

Nach Gefallen!
Sei nur nicht so geheimnißvoll;
Bist die Verschlagenste von uns Allen,
Die stets nur das versteht, was sie soll.

Susanne.

Sprich nicht in Räthseln.

Franz.

Ei, 's wird dir schon glücken,
Aufzulösen, was dunkel schien;
Sieh, Kind, in deinen schelmischen Blicken
Steht ja die Lösung schon deutlich d'rin.

Susanne.

Franz, du ärgerst mich.

Franz.

Höre, Susanne!

Will also klar sein, so viel ich kann. -

(Er zieht sie in den Vordergrund, und sagt mit geheimnißvoller Miene zu ihr).

Von einem jungen und hübschen Manne

Nimmt die Frau Morgenbesuche an,

Heimlich und ohn' ihres Gatten Wissen.

Susanne.

Haha! Da hätt' ich bald lachen müssen.

Franz.

Lache!

Susanne.

Die Frau? — Da hör ein Mensch an

Die hat, das muß ich wohl besser wissen,

Gar kein Geheimniß vor ihrem Mann.

Franz.

Vor ihm, — kann sein; — will's glauben noch;

Aber hinter ihm hat sie sie doch.

Susanne.

Und wer sagt das?

Franz.

Ich will es wagen.

Susanne (ihn spöttisch messend).

Er? —

Franz.

Ja, ich! Es ist wahrlich ein Graus!

Muß ich nicht täglich die Briefchen tragen?

Susanne.

Nun, wozu ist er denn hier im Haus?

Franz.

Merk's schon, man will mich für dumm anschauen.

Susanne.

Ja, die Frau hat 'nen richtigen Blick!

Franz.

So? Wie kann sie dann dir vertrauen?

Susanne.

Franz, er ist wahrlich ein grober Strick!

Franz.

O! Ihr glaubt den Herrn zu betrügen
Ohne mich? Nun, das wollen wir seh'n.

Susanne.

Wo wir kämpfen, da werden wir siegen.

Franz.

Ruhig, mein Schätzchen, das wird nicht gescheh'n.
Hab' einen Mund, und der Mund kann schweigen
Oder auch reden, wie er will.

Susanne.

Was wir vermögen, das wird sich schon zeigen;
Red' unsertwegen oder sei still.

Franz.

Höre, du ärgerst mich.

Susanne.

Freu't mich, mein Lieber!

Franz.

Du kennst mich noch nicht.

Susanne.

Ist mir ein' Ehr'.

Franz.

Schweige mir jetzt, denn die Gall läuft mir über!

Susanne.

Recht, so bleibt dann im Leib keine mehr.

(Ernsthaft).
Ohne Ereif'rung, es schickt sich nicht,
Daß ein Diener so böse spricht
Von seiner Frau.

Franz.

Ich böse? — Nein,
Liebe Susanne, das fällt mir nicht ein.
(Gleißnerisch die Hand auf seine Brust legend).
Uns're Frau ist brav und gut,
Trübt kein Wasser, beleidigt kein Huhn;
Aber, — lieber Gott! — das Blut —
Und die Männer — was soll man thun?
Noch zwar drückt sie keine Schuld,
Das gesteh' ich herzlich gerne;
Aber nur Geduld, Geduld!
Denn das Unglück ist nicht ferne;
Eh's der Herr Gemahl versieht
Sich der Himmel überzieht:
Seiner großen Lieb' zum Lohne
Reicht die Frau ihm — eine Krone.

Susanne (ihn parodirend, ebenfalls die Hand auf die Brust legend).
Franz ist der bravste Mensch von der Welt,
Trübt kein Wasser, beleidigt kein Huhn;
Aber, — lieber Gott! — das Geld —
Und der Durst — was will man thun?
Noch zwar drückt ihn keine Schuld,
Das gesteh' ich herzlich gerne;
Aber nur Geduld, Geduld!
Denn das Unglück ist nicht ferne;

Eh' der Feine sich's versieht,
Sich der Himmel überzieht
Und für treuen Dienst zum Lohn,
Jagt man plötzlich ihn davon.

Franz.

Davon jagen? — mich? O, arme Susanne!
Ich traute dir auch größ're Einsicht zu;
Doch seh' ich wohl jetzt, vor einem Manne
Und seinem Verstande verstummest du,
Weißt du denn nicht, daß der Diener, der schlaue,
Welcher die Schwächen der Herrschaft kennt,
Und sie dazu zwingt, daß sie ihm vertraue,
Im Hause stets führet das Regiment.
Gewitter der Leidenschaft bringen ihm Segen,
Sie lösen für ihn sich in goldenen Regen.

Susanne.

O, armer Franciscus! ich muß es dir sagen:
Ich traute dir wahrlich mehr Einsicht zu,
Ich hielt dich für klug und für sehr verschlagen;
Jetzt aber seh' ich's: ein Dummkopf bist du.
Weißt du denn nicht, daß es bringe Gefahr,
Ein Licht anzünden, wo's dunkel war,
Und daß daraus meist ein Gewitter entsteht,
Das eben nicht immer die Fluren segnet,
Wo statt des Goldes, du falscher Prophet,
Es Ohrfeigen blitzet und Stockprügel regnet?

Franz.

Hier spiel' ich ein sicheres Spiel, liebes Kind:
Ich pointir' auf des Herren Ehre.

Und war er bisher auch taub und blind,
Ich stech' ihm den Staar, und geb' ihm eine Lehre.

Susanne.

Schon recht, Herr Lehrer! mein Wort zum Pfande:
Man stößt Sie vom Catheder herab;
Ein Blick von uns und mit Spott und mit Schande
Marschiren Sie gleich von dem Lehramt ab.
Gesetzt auch, daß wir als schuldig erscheinen,
Und Ihnen geglaubt wird Alles auf's Wort;
Wir brauchen nur eine Thräne zu weinen,
Die schwemmt all' Ihre Beweise fort.
Viel Glück, mein Lieber! Sie müssen sich eilen;
Beweisen Sie nur dem Herrn geschwind
Und auch sich selber ganz ohne Verweilen:
Daß Sie — daß Sie ein Schwachkopf sind.

(Mit einem höhnischen Knix in der Baronin Zimmer ab).

Neunter Auftritt.

Franz (allein).

Gemach, gemach! Es wird sich zeigen,
Wer siegt von uns in dieser Schlacht,
Wir wollen diesen Stolz schon beugen,
Der Letzte stets am besten lacht.
Doch sei es gut vorher bedacht,
Ein kluges Plänchen sich gemacht.

(Er geht nachdenkend auf und ab).

Zeig' dich, General! — Für's Erste rücken
Wir mit den leichten Truppen vor:
Ein Achselzucken, furchtsam Blicken,

Ein halbes Wort, ein ganzes Ohr. —
So hebt das Mißtrau'n sich empor.
Und ist erst dieß mit uns im Bunde,
Dann donnern die Kanonen drei'n,
Die Eifersucht schlägt eine Wunde,
Die nimmer soll zu heilen sein.
Spionerie muß unterstützen,
Und Lug und Trug auch nebenbei;
Dabei will ich die Zeit benützen,
Und plündern, wo's nur möglich sei.
Mag dann der Feind sich auch vergleichen,
Man kümmert sich nicht d'rum und lacht,
Die Tasch' ist voll, und wir entweichen
Zu einer andern, fernen Macht.

(Er blickt in den Hintergrund).

Da kommt der Herr! Richt't euch! Habt Acht!

Zehnter Auftritt.

Franz. Der Baron.

Franz (vor sich hinredend, aber geflissentlich so, daß es der Baron hören muß).

Ach Gott! jetzt kommt der Herr! Was soll ich ihm denn sagen?

Baron.

Franz!

Franz (durch die ganze Scene den Verlegenen spielend).

Euer Gnaden —?

Baron.

Nun, was soll denn dieß Betragen?
Du zitterst —?

Franz.

Zittern? Nie würd' ich mich untersteh'n —

Baron.

Wo ist denn meine Frau? Hast du sie nicht geseh'n?

Franz.

Ich —? Ja — nein, nein; — sie ist, — so glaub' ich, — noch zu Bette.

(Dringend).

Belieben Herr Baron nach ihrem Kabinete —?

(Er eilt, die Thüre des Kabinets zu öffnen).

Baron (für sich).

Was ist dem Burschen denn? Mir scheint, er wünscht mich fort.

(Laut).

Ich bleibe. — Mit der Frau spräch' ich erst gern ein Wort.

Franz (sich noch betroffener stellend).

Wie? — Mit der Frau —?

Baron.

Nun ja! — Was gibt's zu staunen da?

Franz.

Verzeih'n Sie, Herr Baron! — ich meinte nur — ich sah —

Baron.

Was sahst du?

Franz.

Nichts; — mich däucht, sie wäre gern allein.

Baron (blickt auf die Kabinetsthüre der Baronin).

Man öffnet ihre Thür.

Franz (schnell).

Das wird Susanne sein.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Der Major (aus der Baronin Kabinet tretend).

Baron (etwas betroffen).

Was seh' ich? Der Major —?

Franz (für sich).

Hurrah! wir dürfen hoffen,
Es hat der erste Streich — ich seh' es, — schon getroffen.
(Geht ab).

Zwölfter Auftritt.

Der Baron. Der Major.

Baron (tritt dem Major entgegen).

Junger Freund! so früh schon hier?

Major.

Nie zu früh. — Sie haben mir
Die Erlaubniß selbst gegeben:
Ein und aus
Hier zu geh'n in Ihrem Haus,
Wann es mir gefällt;
Daß es immer mir gefalle,
Dafür sorgen nun
Eifrig die Bewohner alle.

Baron.

D'ran sie recht und löblich thun.
Das ist schön, das freu't mich sehr.

Major (ihn heftig bei der Hand fassend).

Glücklicher als Sie, mein Freund,
Ist auf Erden Niemand mehr.

Baron (etwas gezogen).

Allerdings.

Major.

Um Ihre Freuden
Könnt' ich wahrlich Sie beneiden.
Ihre Frau und auch Adele
Sind mit Ihnen eine Seele:
Aller Wünsche, Aller Wille
Sich in Ihrem einen
Immerdar vereinen;
Daher auch die heit're Stille,
Nie von einem Sturm getrübt,
Weil sich Alles, was da lebt,
Zu erfreuen nur bestrebt,
Und sich achtet und sich liebt.

(Immer enthusiastischer).

Ihre Frau — welch ein Gemüth!
Himmelsfried' ist in dem blauen,
Sanften Augenpaar zu schauen,
Balsam führet sie im Munde;
Der da heilet jede Wunde.
Herolde vom höchsten Glücke
Sind die unschuldvollen Blicke;
Lächelt sie, so könnten Feinde
Plötzlich wandeln sich in Freunde;
Weinet sie, wo bliebe mehr
Noch ein Auge thränenleer?
Kurz —

Baron (fällt ihm schnell ein).

Dieß Kurz kömmt viel zu spät,
Da das Lob schon in die Länge geht.

Major.

Ach, Baron! Verzeih'n Sie mir.
Wer verplauderte sich nicht,
Wenn er von der Frauen Zier
Und von ihrer Tugend spricht?

Baron.

Nun, schon gut! Mir scheint indessen,
Noch sei in dem Hause hier
Eine zweite solche Zier,
Die Sie, leider, ganz vergessen.

Major.

Wie? — Vergessen? — Ich? — Adelen?
Nein, o nein!
Doch wenn tief in's Herz hinein
Mir des Morgensternes Schein
Dringt, und es mit Wonne
Füllt, darf ich darum die Sonne
Nicht auch preisen?

Baron (lächelnd).

Ach! mit Ihnen
Ist's heut' wirklich arg. Sie schildern
Alles in poet'schen Bildern;
Damit kann ich wohl nicht dienen. —
Sehen Sie den Morgenstern
Und die Sonne wirklich gern,
Nun, so kommen Sie, Major,

Heut' zu uns zum Abendmahle,
Wärmen Sie sich an dem Strahle
Beider.

Major.

Wahrlich, Ihre Güte
Kommt hier meinem Wunsch zuvor.

(Mit einer Verbeugung ab).

Dreizehnter Auftritt.

Baron (allein).

Meine Frau die Sonne? — So? —
Was wär' ich dann? — Hm! natürlich
Wär' ich dann der Mond. — Figürlich
Abgebildet hätt' ich dann
Hörner. —

(Heftig auf- und abgehend).

Wer sie tragen kann,
Mag's; ich kann und will es nicht.
Darum nehm' ich den Major
Heute noch recht ernstlich vor;
Eh' ich noch die Reise mache,
Will Adelen
Ich vermählen,
Und zu Ende ist die Sache.

Vierzehnter Auftritt.

Der Baron. Adele.

Adele, (welche früher aus ihrem Kabinet getreten ist, und die letzten Worte mit angehört hat, läuft zu ihrem Vater).

Und schön zu Ende, ja! mein Väterchen hat Recht.

(Sie küßt ihm die Hand).

Baron (mit dem Finger drohend).

Adele hat gehorcht? Neugieriges Geschlecht!

Adele.

Sie sprachen den Major schon heute?

Baron.

Ja, so eben
Hat er aus diesem Saal von mir sich wegbegeben.
Du sah'st ihn auch?

Adele.

Ach ja; doch wen'ge Augenblicke.
Er ging gleich zur Mama, und kam nicht mehr zurücke.

Baron.

So?

Adele.

Ja. Er hat mit ihr zu sprechen ganz allein;
Zusammen schlossen sie in's Kabinet sich ein.

Baron.

Ei?

Adele.

Ja; es mußte wohl recht sehr was Wicht'ges sein.

Baron.

Wie lange blieb er denn bei der Mama?

Adele.

O, lieber
Papa! wohl eine Stund' und auch noch etwas d'rüber.

Baron (mit verstellter Ruhe).

Sie sprachen wohl von dir, von deinem Ehebunde.

Adele.

Ach ja, man spricht schon was in einer Glockenstunde.

Ich spürt' — ich schäme mich, — zu horchen große Lust;
Denn was sie sprachen, hätt' ich gar zu gern gewußt.

Baron (bei Seite).

Ich auch.

Adele.

Ich mache wohl der Mutter viele Sorgen,
Es kommt ja der Major zu ihr fast jeden Morgen,
Und immer sprechen sie allein die längste Zeit.
Wie dankbar bin ich ihr!

Baron (sich in die Lippen beißend).

Auch mir macht's große Freud'.
Nun geh', Adele, geh' und denke, 's ist mein Wille,
Daß sich dein höchster Wunsch in kurzer Zeit erfülle;
Ist Lauben deiner werth, so gibt's kein Hinderniß
Mehr gegen Eure Eh'.

Adele.

Das ist er ganz gewiß.

(Sie küßt ihrem Vater die Hand, und hüpft in der Baronin Kabinet ab).

Fünfzehnter Auftritt.

Der Baron (allein).

Sie schließt sich ein
Zum heimlichen Bunde,
Mit ihm allein
Eine ganze Stunde?
Und jeden Morgen — ?
Das geht zu weit!
Warum verborgen?
Welch' Heimlichkeit?

Wie, darum also sagen Sie, —
    Wenn ich Sie anders recht verstand:
Adele sei zu jung, zu früh
    Geschlossen werde dieses Band?
Und darum, als zu Haus' ich kam,
    War Franz so sichtbarlich verlegen?
Ha! meine Wange glüht vor Scham!
    Madam! das ist doch zu verwegen.
    Ich duld es nicht; wo ist mein Degen?
(Hält plötzlich inne).
    Halt! — Ist der Verrath auch richtig,
    Wie ihn jetzt mir malt mein Blut?
    Dorn! — Du, du noch eifersüchtig?
    Ist denn sträflich, was sie thut?
    Stellt' ich ihr nicht den Major
    Selbst als meinen Liebling vor?
    Bat ich sie nicht selbst darum:
    Ihn recht freundlich aufzunehmen? —
    Weiche Argwohn, und sei stumm,
    Heft'ger Thor! Du sollst dich schämen!
    Hast du nicht schon hundert Mal
    Ihre Lieb' erprobt gefunden?
    Tilgt ein Zweifel schon die Zahl
    Vieler, vieler schöner Stunden?
    Nein, ein Herz, das treu und rein
    Sechzehn Jahr' an mir gehangen,
    Kann durch sträfliches Verlangen
    Plötzlich nicht gewendet sein.
    Weichet, Zweifel! — Reine Treue!

O, vergib mir den Verdacht!
Sieh', der schöne Stern der Reue
Glänzt schon durch des Argwohns Nacht.
Achten müssen wir die Frauen;
Wenn wir ihnen fest vertrauen,
Dann vertrau'n sie selber sich
Und sind unerschütterlich.

Sechzehnter Auftritt.

Baron. Franz (tritt schnell aus der Baronin Zimmer, um über die Bühne zu gehen; als er den Baron bemerkt, verbirgt er schnell einen Brief in seinem Busen, aber so, daß es der Baron bemerken muß, und will dann weiter gehen).

Baron.

Franz! — Was verbargst du da?

Franz.

Ich? — Nichts.

Baron.

Ich sah' es schon.

Franz.

O nein!

Baron.

Mir schien's ein Brief.

Franz.

Sie irren, Herr Baron.

Baron.

Was war's? Heraus damit, ich will's nun einmal wissen!

Franz.

Ja, lieber Gott, da werd' ich's wohl auch sagen müssen.
Ach — ach! es war ein Brief.

Baron.

Laß mich ihn sehen.

Franz (gibt ihm den Brief).

Hier.

(Bei Seite, aber so, daß es der Baron hören muß).

Da wird Verdruß entsteh'n; das war recht dumm von mir.

Baron (liest die Adresse).

Wie? „An den Herrn Major von Lauben" —

(zu Franz). Sag' mir, wer

Schrieb diesen Brief? — Die Frau?

Franz.

Ich glaube, gnäd'ger Herr!

Baron.

So? weißt du's nicht gewiß?

Franz (schelmisch).

Nein.

Baron.

Hat man dir befohlen

Vielleicht, ihn dem Major zu geben ganz verstohlen?

Franz.

Befohlen eben nicht, doch dacht' ich so bei mir:
Es gibt wohl für den Herrn ein' Überraschung hier.

Baron (für sich).

Schön überrascht man mich.

Franz.

Ihr Namensfest fällt eben,

Da will man wohl ein Fest für Sie ganz heimlich geben.

Baron (für sich).

Ein herrlich Fest, wobei die Engel weinen müssen.

Franz.

Da kommt Susanne; die wird wohl das Näh're wissen.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Susanne (aus der Baronin Zimmer).

Franz (heftig zu Susannen, mit dem Vorbedachte, daß es der Baron hören soll).

Ich sagte dir's vorher, ich will die List nicht wagen.
Der Herr weiß Alles nun; ich muß die Schuld jetzt tragen.

(Für sich).

Nun warte, Kammerkatz', ich lehre beichten dich!

Susanne (erstaunt).

List? — Schuld? — Was meint er denn? Was kümmert denn das mich?

Franz.

Du gabst mir ja den Brief; dir ist nicht fremd geblieben
Was wohl sein Inhalt sei, und wer ihn hat geschrieben.

(Für sich).

Sie muß gesteh'n.

Susanne.

Was für ein Brief?

Baron.

Verstell' dich nicht.

(Er hält ihr den Brief vor).

Hier ist er.

Susanne (verlegen).

Ach, ja so! — Der Brief. —

(Verstohlen zu Franz).

Du bist ein Wicht.

Franz (laut).

Jetzt zankt sie mich noch aus, ich kann ja nichts dafür.
Der Herr hat ihn geseh'n, er fordert' ihn von mir.

Baron (gezwungen lustig).

Wie, Suschen, willst du mich nicht zum Vertrauten machen?

Susanne (bei Seite).

Was soll ich sagen? (Laut). Ach! es ist ja nur zum Lachen.
Ich kann's nicht plaudern, nein; denn wollt ich hier nicht lügen,
So brächt' ich Sie dadurch gewiß um ein Vergnügen.

Baron.

Sei unbesorgt, mein Kind, thu' mir nur Alles kund.
Ist's ein Geheimniß, nun, so halt' ich reinen Mund.

Susanne (etwas zögernd).

Nun, — meine Frau — und auch Adele — Sehen Sie,
Es ist der Herr Major ein Freund der Poesie,
Und da —

Baron.

So? Darum schreibt man Briefe? — Und wie lange
Ist der poetische Briefwechsel schon im Gange?

Franz.

Beiläufig zwanzig Brief', Antworten auch so viel
Hab' ich bestellt, mehr nicht.

Baron (zu Franz, dem er den Brief gibt).

Gut, gib das Versespiel
An sein' Adresse ab.

Franz (erstaunt für sich).

Wie? nimmt er das so leicht?
(Laut).
Ich eile. (Er tritt in den Hintergrund).

Susanne (für sich in's Fäustchen lachend).

Unser Zweck ist nun schon halb erreicht.
(Sie geht in das Kabinet der Baronin ab).

Achtzehnter Auftritt.

Der Baron. Franz.

(Der Baron geht im Vordergrunde heftig auf und nieder; Franz steht lauschend im Hintergrunde).

Baron.

So? — Also zwanzig Brief', Antworten auch so viel?
Ha! Der Correspondenz steck' ich schon noch ein Ziel.
Und was das Ärgste ist, in Versen noch dabei;
Die Dinge sind so recht gemacht zur Liebelei.
Es ist kein Zweifel mehr, verrathen bin ich ganz,
Und meine Schande weiß Susanne und auch Franz.

Franz (tritt schnell vor).

Befehlen?

Baron.

Bist du noch nicht fort?

Franz.

Mir war's als ob
Sie mich gerufen.

Baron.

Nein, jedoch verdienst du Lob
Für deinen Eifer.

Franz (küßt ihm die Hand).

Ach! wie ist das Herz mir schwer!
Mein lieber, guter Herr, ich kann nicht schweigen mehr,
Ich darf nicht länger mehr dazu mich brauchen lassen,
Um Sie zu hintergeh'n. — Es mögen meine nassen,
Bethränten Augen, Herr Baron, Sie überzeugen,
Daß ich bereue all' mein Thun und auch mein Schweigen,

Daß ich nicht länger mehr durch Botendienst mich schände,
Und nie mehr biete zum Verrath die treuen Hände.

Baron (losbrecheud).

Verrath? — Verrath an mir? — Was wagst du da zu sprechen?
Gibst du Beweise nicht, werd' ich den Hals dir brechen!

Franz (herdemonstrirend).

Muß ich nicht seit zwanzig Tagen
Zwanzig süße Brieflein tragen,
Ohne, daß der Herr, der Gatte,
Auch nur eine Ahnung hatte,
Was so heimlich sich entspann?

Baron (gelassen scheinend).

Das ist nichts. —
(Heftig und erwartungsvoll).
Was dann? was dann?

Franz.

Auf die Briefchen alle bleiben
Auch nicht aus die Antwortschreiben,
Sind erwartet sehnsuchtsvoll,
Sind gelesen freudentoll,
Und verschlossen sorgsam dann.

Baron (wie oben).

Das ist auch nichts! — Und was dann?

Franz.

Und aus diesen Briefchen eben
Sich Zusammenkünft' ergeben,
Ganz geheim und ohne Zeugen.

Baron.

Dann — ?

Franz.

Dann —

(sich mit einem verschmitzten Lächeln zurückziehend).

Lassen Sie mich schweigen.

Baron.

Zu hegen den Verdacht, das, Frecher, wagest du?
Schrieb' ich nicht diese Sprach' dem Diensteseifer zu,
Ich jagte dich davon.

Franz.

Das sind Sie nicht im Stand';

(Auf den Brief zeigend).

Ich halte den Beweis in meiner Hand.

(Macht Miene, den Brief zu erbrechen).

Erlauben Sie, so will —

Baron (entreißt ihm den Brief).

Ha, Bursch, ich will nicht hoffen —!

Franz (welcher das Siegel des Briefes in dem Augenblicke aufdrückte, als ihm der Baron denselben entriß, nun mit Verschmitztheit darauf deutend).

Was ist zu wagen mehr? das Siegel ist schon offen.

Baron (den Brief in der Hand haltend, spricht das Folgende so, daß man es dem Tone abmerkt, er selbst sei sehr begierig den Inhalt des Briefes kennen zu lernen).

Nun wohl; nur bloß allein, um ganz dich zu beschämen,
Und der verleumderischen Zung' das Gift zu nehmen,
Will ich ihn lesen, (lachend) ja, ihn lesen bloß zum Spasse;
Dann pack' dich aber, daß ich dich nicht jagen lasse.

(Er öffnet den Brief, und liest halb leise für sich. Franz tritt in den Hintergrund, lauscht dort, um Etwas zu erschnappen, drückt aber durch Geberden aus, daß er nichts verstehe).

„Ich würd' gerne streng' auf Sitte halten, und das Wort,
„welches ich sprach, wieder zurücknehmen; allein fort mit aller

„Ziererei. Liebst du mich? O, bejahe es mir! — Doch glaubst „du vielleicht, ich lasse mich zu schnell besiegen, so will ich zö„gern, zürnen und dir es läugnen, daß ich dich liebe."

(Läßt die Hand mit dem Briefe sinken).

Gott! ist es möglich! dieß schrieb meine Friederike?

(Eine ruhige Miene affectirend zu Franz).

Du irrtest, — wußt' es wohl!

(Er geht zu seinem Sekretär und siegelt den Brief).

Franz (für sich).

Es zeigen seine Blicke,
Getroffen hat der Schlag, obschon der Mund verneint.

Baron (strenge).

Merk' dir's: so manches ist ganz anders, als es scheint,
D'rum hüthe deinen Mund, du warst ein kecker Thor.

(Gibt ihm den Brief).

Nimm nur den Brief zurück, und gib ihn dem Major.

Franz (für sich.)

Kurjos! — Nun, nur Geduld! Wirft man den Brand in's Haus,
So glimmt's ein Weilchen erst, dann schlägt die Flamm' heraus.

(Er geht ab).

Neunzehnter Auftritt.

Der Baron (allein).

So bin ich denn verrathen und betrogen
Von der, die ich so inniglich geliebt!
So ist die Freude denn von mir gezogen,
Und nichts mehr lebt, das mir sie wiedergibt;
Wenn sie log, hat die ganze Welt gelogen,
Wenn ihrer Seele Spiegel mir sich trübt,

Dann, Freudensonn', erhell' der Andern Leben,
Mir kannst du keinen Strahl der Lust mehr geben.

Für zarte Scham hielt ich der Wange Rosen,
Es war das Purpurroth verboth'ner Gier;
Für heiße Lieb' hielt ich ihr zärtlich Kosen
Sie wollte stehlen mein Vertrauen mir.
Ich sah nicht den Vulkan im Blicke tosen,
Die Falsche hielt ich für der Frauen Zier;
Auf ein Mahl seh' ich klar, es fällt der Schleier,
Und hassen muß ich die vorher mir theuer.

O Gott! zu viel! ich kann die Qual nicht tragen!
Zu glücklich war ich, bin zu elend jetzt.
(Die Seitenthür öffnet sich.)
Da kommt sie mit Adelen. Darf ich sagen
Der Ungetreuen, was mein Auge netzt?
Nein, der Verlust verdienet keine Klagen,
Durch eine Thräne würd' er überschätzt.
Ja, schweigen will ich, will mein Herz bezähmen,
Vor ihrer Tochter soll sie sich nicht schämen.

Zwanzigster Auftritt.

Der Baron. Die Baronin und Adele (aus dem Gemach zur Linken).

Baronin (zu ihrem Gemale tretend, und ihren Arm zärtlich auf seine Schulter legend).

Wie, Lieber, schon zurück? Ist dir nicht wohl vielleicht?

Baron (für sich).

Schon! o, ein herrlich Wort! (laut.) Nein, mir ist wohl und leicht.
Ich ging, weil heute mir die Arbeit nicht behagte.

Baronin (für sich).

Er nahm es ernstlicher, als mir Susanne sagte.
Wohl mir!

Adele.

Nein, Väterchen, das mache mir nicht weiß;
Du hast Verdruß gehabt, du glühst, dein Kopf ist heiß;
Auch ziehst du deine Stirn' in Falten: ja, ganz richtig,
Es ist dir was nicht recht.

Baron.

Wohl möglich.

Baronin (für sich).

Eifersüchtig
Ist er, — so wollt' ich es.

Adele.

Den Vater zu zerstreu'n,
Sollt'st du, lieb' Mütterchen, nun wohl so gütig sein,
Und deklamiren ihm das herrliche Gedicht,
Das Lauben dir gemacht.

Baron.

So? —

Adele.

Ja, die Mutter spricht
Es unnachahmlich schön, mit herzdurchglüh'ndem Ton.
(Leise zum Baron).
Sie las es heut' schon oft, auswendig weiß sie's schon.

Baronin.

Du siehst, der Vater hat was Anderes zu denken,
Er wird dem kleinen Scherz wohl kein Gehör jetzt schenken.

Baron.

Doch, doch! Ich bitte sehr, o, sagen Sie mir's vor;
Bewundern muß ich ja den Styl des Herrn Major.

Adele.

O! der kann schreiben, der!

Baronin.

Recht gern, wenn dich's erfreut.

(Für sich).

Gerade kommt das Lied zu recht geleg'ner Zeit.

(Laut)

Des Liedchens Titel ist: Vertrauen.

Baron (spöttisch).

O, recht schön!

Der Stoff ist gut gewählt, das muß ich zugesteh'n.

Baronin (trägt das folgende Gedicht höchst einfach, ohne deklamatorischem Prunk, aber sehr herzlich, und manchmal beziehungsweise vor).

Erschaffen hatte Gottes Macht
Die Erd' in ihrer vollen Pracht:
Die Stern' am Himmel glühten,
Es dufteten die Blüthen,
Und Thier' und Menschen, klein und groß,
Sie wimmelten in ihrem Schooß;
Doch Eines wich dem Andern aus,
Und baute sich ein einsam Haus,
Damit es möge so allein
In Sicherheit und Ruhe sein. —
Das sah der Herr, und merkte wohl,
Nicht Alles sei noch, wie es soll,
Und Einem aus der Engel Reigen
Gab er Befehl, herab zu steigen,
Das Eis der Herzen aufzuthauen;
Der Engel hieß: — — Vertrauen.

Baron (mit Gefühl für sich).

O, schöner Engel mit dem leuchtenden Gefieder!
Du weil'st nicht mehr bei uns, du flogst gen Himmel wieder.

Baronin (fortfahrend).

Und Kränze flocht er unter Scherzen,
Und damit schloß er Herz an Herzen,
Nahm aus den Seelen Furcht und Wahn,
Und kettete den Argwohn an,
Und lehrte Menschen Menschheit üben,
Sich Brüder nennen, und sich lieben,
Rückt' an einander Hütt' an Hütte,
Und segnend stand er in der Mitte,
Und bis an's ferne Weltenende
Reicht' Alles freundlich sich die Hände
In keinem Blick mehr Furcht und Grauen,
Und Jeder rief: — Vertrauen.

Baron (ironisch).

Gewinnen will Vertrau'n ein Jeder wohl von ihnen,
Doch Keiner will's verdienen.

Baronin (schließt das Gedicht).

Und als er seiner Sendung Ziel
Vollbracht, gethan des Edlen viel,
Da wollte dieser Gute, Milde
Zurück zum himmlischen Gefilde;
Doch Lieb' und Freundschaft bathen ihn,
Er möchte nicht von ihnen zieh'n,
Weil ohne ihn sie müßten sterben,
Die ganze Welt ohn' ihn verderben.
Da blieb er fürder in der Welt,

Die nur durch ihn allein sich hält;
Am liebsten aber weilt' er da,
Wo er zwei gute Gatten sah,
Und Hymen ließ ihn gern gewähren;
Der Engel bracht' ihn ja zu Ehren,
Er mag sich keinen Tempel bauen,
Wohnt nicht bei ihm — Vertrauen.

Baron.

Genug, Madam, genug! Ich mag nichts weiter hören.

(Für sich.)

Ha! die Verstellung muß das Aeußerste empören!

(Stürzt in sein Gemach ab.)

Einundzwanzigster Auftritt.

Baronin. Adele.

Baronin (für sich).

Er ist sehr tief bewegt, die Arzenei war stark;
Sie mußte wohl so sein, sonst greift sie nicht in's Mark.

Adele.

Was hat der Vater denn? Er scheint dir ja zu grollen?

Baronin (lächelnd).

Hat nichts zu sagen, Kind, bald wird er nicht mehr schmollen.
Das sind so nebenbei der Eh' Annehmlichkeiten;
Die besten Männer sind auch böse wohl zu Zeiten.

Adele.

Ach! wie du mich erschreckst! — Sag' mir, ich bitte sehr:
Sind alle Männer so?

Baronin.

Der minder, Jener mehr;
Doch Jeder hat sein Theil.

Adele.

Der Himmel sei mir gnädig!
Dann heirath' ich auch nicht.

Baronin (oben hin).

Je nun, so bleibe ledig.

Adele.

Ach, das wär' wieder gar zu viel! dieß Mittel wäre
Viel schlimmer noch, als selbst die Krankheit ist.

Baronin.

Begehre
Nie zu viel von dem Mann, den du dir hast gewählt;
Ein Glück ist's, wenn er nicht der Schlimmste auf der Welt.
Mein Kind! die Ehe ist ein Band,
Nicht stets gewebt aus Rosen,
Wenn man so wandelt Hand in Hand,
Manchmal auch Stürme tosen.
Doch sind sie wieder dann vorbei,
Und lacht die Sonne heiter,
So geht man glücklicher auf's Neu'
Auf seinem Wege weiter.

Adele.

Du weißt ja wohl, ich kann Gewitter gar nicht leiden.
Sag', kann man in der Eh' denn nie sie ganz vermeiden?

Baronin.

Schwer; — denn manchmal unverhofft
Kommt solch' ein Getümmel,
Und der Donner brüllet oft
Bei ganz heit'rem Himmel.
Jegliches Gewitter bringt
Aber doch auch Segen,

Weil sich die Natur verjüngt
Stets nach Sturm und Regen.

Adele (mit einem Seufzer).

Nun, wenn's durchaus sein muß, so mag der Sturm denn wüthen;
Doch mag der Himmel vor dem Zünden uns behüthen.

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Vorige. Susanne.

Susanne (anmeldend).

Der Herr Major ist da.

Baronin.

Recht gut; nur gleich herein.

(Susanne geht ab.)

Baronin (zu Adelen).

Zu sprechen haben wir, geh', laß uns jetzt allein.

Adele (für sich).

Allein und stets allein; das kann ich nicht versteh'n.
Es handelt sich um mich, und ich darf ihn nicht seh'n.
So viele Heimlichkeit — man sollt' es doch nicht meinen, —
Ist nöthig, um ein Paar auf ewig zu vereinen.

Baronin.

Was überlegst du da?

Adele (zärtlich).

Daß du gar sehr mich liebst,
Und daß du für mein Glück dir zu viel Mühe gibst.

Baronin.

Du weißt ja, daß ich nur in deinem meines find'.
Da kommt schon der Major. Geh' jetzt, mein liebes Kind.

(Lauben tritt ein, Adele geht durch die Mitte ab, indem sie dem Eintretenden unter der Thür eine Verbeugung macht.)

Dreiundzwanzigster Auftritt.

Major. Baronin.

Baronin.

Nun, Major, wir sind allein,
Und gewonnen ist das Spiel;
Bald gelangen wir an's Ziel,
Denn mein Gatte glaubt dem Schein.

Major.

Ach, er dauert mich wohl sehr,
Denn das Auge heftet er
Fest auf eine Truggestalt,
Welche Eifersucht ihm mahlt,
Und er übersieht dabei
Die so schöne Wirklichkeit.

Baronin.

Freund! noch laß' ich Sie nicht frei.
Denken Sie, ich hab' Ihr Wort:
Spielen müssen kurze Zeit
Uns're Rollen wir noch fort.

Major.

Ach! die Rolle ist so schön,
Die Sie hier mir zugedacht,
Und der Lohn ist auch so groß,
Der am Schluß dem Künstler lacht.

Baronin.

Dieser Lohn soll Ihnen werden.
Was das Liebste mir auf Erden,
Anvertrauen will ich's Ihnen.

Major (küßt ihr die Hand).
Gnäd'ge Frau, ich will's verdienen.

Baronin (für sich).
Also, Herr Gemahl, Sie wollen, —
Ob auch meine Thränen rollen, —
Nimmer sich dazu bequemen,
Mich nach England mitzunehmen?
Wollen sehen, wollen sehen!
Bald, recht bald wird's anders stehen.
(Zum Major.)
Haben Sie den Brief erhalten,
Den ich Ihnen sandte?

Major.
Ja;
Doch ein wenig später dieß Mal,
Als es täglich sonst geschah.

Baronin.
Waren Sie mit seinem Inhalt
Auch zufrieden?

Major (küßt ihr die Hand).
O, recht sehr!

Der Baron (tritt aus seinem Gemach, und bleibt, da er Beide beisammen sieht, leise und horchend im Hintergrunde stehen).

Baronin (welche ihn bemerkt, leise zum Major).
Reden Sie ein Bischen feurig,
Denn da hinten lauscht er.

Major.
Wahrlich! die verschmähte Liebe
Haben Sie in Ihrem Brief'

Ausgedrückt so ganz vortrefflich,
Daß mir's drang zum Herzen tief.

Baronin (verstellt).

Freund, Sie schmeicheln, —

Baron (für sich).

Ha, verflucht!

Baronin.

Soll mich wirklich sehr erfreuen,
Wenn ich traf, was ich versucht.

Major.

Süßer ließ selbst Shakespear' nicht
Seine Julie Liebe flöten.

Baron (für sich).

Diese Flöten stimm' ich Euch!

Baronin.

Freund! Sie machen mich erröthen.

Major.

Schöne Frau, Sie überflogen
Ihren Lehrer lange schon;
Wollt' ich länger Sie belehren,
Spräch' ich mir nur selber Hohn.

Baron (sich in die Lippen beißend).

S i e weiß freilich Alles schon.

Major.

Darum geb' ich Ihnen, Theure,
Keine Stunde mehr fortan;
Nehmen künftig Sie zum Lehrer
Ihren Geist, Ihr Herz nur an.

Vierundzwanzigster Auftritt.

Vorige. Der Baron (tritt vor).

Baron.

Nun ist's genug, Madam!

Baronin (ihm fröhlich mit dem Finger drohend).

Du horchtest?

Baron.

Leider, ja!

O, wunderliebliche Geschichten hört' ich da,
Die noch mir gellen.

Baronin (die Achsel zuckend).

Ja, der Horcher an der Wand —

Baron.

O, sprechen Sie's nur aus: hört seine eig'ne Schand'.
Doch ist der Horcher, so wie ich, ein Mann von Ehre,
So nimmt er Rache sich für solche Schmach.

Major.

Was wäre
Denn hier zu rächen?

Baron.

Was? Das werd' ich Ihnen sagen,
Den Degen in der Hand.

Baronin.

Mein Freund, du willst dich schlagen?

Baron (mit Verachtung).

Für dich nicht, nur für mich.

Major.

Sie werden doch nicht glauben,
In dem Verhältniß, das mich hier —

Baron.

Mein Herr von Lauben,
Um sechs Uhr morgen früh erwart' ich Sie.

Major.

Baron!
Sie sprechen mit den treuen Freund in einem seltnen Ton.

Baron (höhnisch lachend).

Seht doch den treuen Freund! Haha! bei meiner Ehr',
Wenn so was Freunde thun, was thut der Feind denn mehr?

(Ironisch.)

Ja, freilich, ich vergaß — verzeihen Sie, ich bitte, —
Die neue Freundschaft kennt nicht alte gute Sitte,
Zusammen schwatzen und zusammen trinken, lachen,
Zusammen auch den Hof demselben Weibe machen,
Das heißt so Brüderschaft nach heutigem Geschmack,
Sie knüpft und löset sich bei einer Pfeif' Tabak.

Major (heftig).

Genug, Baron! ich bin bereit —

Baronin.

Major! Geduld.

(Pathetisch).

Auf Ihnen nicht, — auf mir nur lastet alle Schuld;
Mir also liegt es ob, die Sache auszufechten,
Und zu zerstreuen den Verdacht, den ungerechten.
Ich bitte, lassen Sie für's Erste uns allein;
Adelen suchen Sie, sie wird im Garten sein.
Daß keinen Andern ich zum Sekundanten nehme,
Wenn's etwa zwischen uns auch zum Duelle käme,
Versprech' ich Ihnen.

Major.

Jetzt bitt' ich nicht mehr zu spaßen;
Solch' Schändlichkeit darf ich nicht auf mir ruhen lassen.
(Er geht mit einer Verbeugung ab).

Fünfundzwanzigster Auftritt.

Vorige, ohne den Major.

Baronin (sehr lustig).

Mann! heute hast Du eine schreckliche Laune.

Baron.

Du scherzest noch?

Baronin.

Nun, weßwegen denn nicht?

Baron.

Die Frechheit geht wirklich zu weit, ich erstaune;
Spricht so ein Weib, daß die Treue bricht?

Baronin.

Zum ersten Male seit sechszehn Jahren
Kehrt Zwist in unserer Ehe ein,
Zum ersten Male muß ich gewahren,
Du könnest — auch eifersüchtig sein.

Baron.

Ich habe stets zu sehr dich geachtet,
Um einem Zweifel zu geben Raum.
Die Liebe hatte die Wahrheit umnachtet,
Jetzt aber erwach' ich aus meinem Traum.
Ich sah' deinen Buhlen um Liebe flehen,
Ich las die Briefe von Seufzern schwer,
Und was ich gehört, und was ich gesehen,
Das leugnet mein Herz vergebens mehr.

Genug, kein Wort mehr von diesem Allen
Madam! Sie sehen wohl selber ein,
Nach dem, was zwischen uns vorgefallen,
Muß es auf ewig geschieden sein.

Baronin.

Geschieden? das Wort ist geschwinde gesprochen,
Doch kostet die That nicht mehr dich, mein Freund?
Und ist so leicht ein Band gebrochen,
Das uns schon sechszehn Jahre vereint?
Dann, ach! dann hast du mich nie geliebt!

Baron.

Von Liebe sprichst du, die Beweise mir gibt,
Daß sie so schändlich mich hintergangen?

Baronin.

Beweise? Und welche denn, wenn es beliebt?

Baron.

Genug, ich will nicht von vorn' anfangen;
Kannst du dir verzeihen, ich scheid' ohne Groll;
Doch dabei bleibt es, wir müssen uns trennen.
Die Summe, die ich dir abtreten soll
Zum Unterhalt, magst Du selber benennen.

Baronin.

Ich soll begehren?

Baron.

Ja, wähle, wähle!

Baronin (freudig für sich).

O, herrlich! das paßt mir in meinem Plan!
Da hast du ein Heiratsgut, meine Adele.

(Laut.)

Weil Sie es denn wollen, großmüthiger Mann!
Zehntausend Ducaten. —

Baron.

O ja, mit Vergnügen!

Baronin.

Sie halten doch Wort, und vergessen nicht?

Baron.

O nein! ich kann nicht, wie Sie, betrügen,
Versprechen zu halten däucht mir Pflicht.

Baronin (mit verstellter Wehmuth).

Nun wohl, weil wir also denn scheiden müssen
Auf lange — ach Gott, auf immer vielleicht!
So sollen Sie wenigstens Alles wissen,
Ablegen will ich offene Beicht'.

Baron.

Bemüh'n Sie sich nicht; mir ist Alles bekannt;
Ihr Liebesbrief war in meiner Hand.

Baronin (wie oben).

Es war nicht der einzige. — Lange zuvor
Stand ich schon im Briefwechsel mit dem Major;
Wir schrieben wohl hundert Brief' uns schon.

Baron.

Madam! ich staune! — Ist dieß der Ton? —

Baronin (geht zum Tisch, und klingelt.)

Ich will Alles öffentlich eingesteh'n.

Sechsundzwanzigster Auftritt.

Vorige. Susanne.

Baronin (zu Susannen.)

Franz soll sogleich auf mein Zimmer geh'n:
Er findet ein Kästchen im Sekretair,
Das bring' er mir auf der Stelle hierher.

Baron.

Nicht nöthig.

Baronin.

Doch, doch! ich bitte recht sehr.

(Zu Susannen.)

Du holst meine Tochter und den Major,
Und bringst gleich Beide.

Baron (für sich).

Was hat sie vor?

(Susanne geht zur Mitte ab.)

Siebenundzwanzigster Auftritt.

Der Baron. Die Baronin.

Baron.

Unkluge! bedenke! was fällt dir ein?
Soll deine Tochter bei dieser Erklärung,
Die dich beschämet, noch Zeuge sein?

Baronin.

Ich fordr' es von dir, und hoffe Gewährung.

Achtundzwanzigster Auftritt.

Vorige. Adele. Der Major. Susanne und Franz.
(Letzterer geht in das Kabinet der Baronin, kommt gleich darauf mit einem Kästchen in der Hand, zurück, und bleibt im Hintergrunde stehen.)

Baronin (komisch feierlich).

Tritt näher Franz, und gib das Kästchen mir.

(Franz überreicht das Kästchen.)

Baronin (zum Baron).

Mein Herr!

(Sie schließt das Kästchen auf, und reicht es dem Baron).

Hier ist die sträfliche Correspondenz. Recht sehr
Muß ich Sie bitten, alsogleich sie zu durchseh'n.

Baron.

Auch diese Schmach noch! — Ha! zu viel, ich muß gesteh'n.

Baronin (nimmt einen Brief heraus, und reicht ihm dem Baron).

Ich bitte, lesen Sie.

Major.

Ich ford're es von Ihnen.

Baron (nimmt den Brief).

Nun wohl! so sei bestraft dieß schändliche Erkühnen.

(Während er liest, spricht die Baronin heimlich mit Susannen, welche in das Kabinet abläuft, aber sogleich wieder mit einem Buche zurück kommt, das sie ihrer Gebieterin einhändigt.)

Baron (lesend).

„Noch drei Worte, dann gute Nacht. Wünschet deine
„Liebe, mit Tugend gepaart, Vermählung, so laß mich mor-
„gen wissen durch Jemand, den ich dir senden will, wo du
„die Trauung willst begehen, mein — Romeo!"

Mein Romeo? — Ha! was ist das?

(Nimmt schnell einen andern Brief, und besieht ihn).

Und Romeo hier?

(Besieht noch einen.)

Hier auch?

Baronin (hält ihm lächelnd mehrere Briefe vor).

Othello auch, — Antonius — und Lear —
Die Heinriche — und hier — der Sturm.

Baron.

Ist's Wahrheit?

Baronin.

Ja.
Wir nahmen unsern Styl aus diesem Buche da.

(Zeigt es ihm.)

Es ist dein eig'nes Buch; es ist dir doch bekannt?
Shakespear's dramatic Works in einem einz'gen Band.

Baron.

Mein Gott! — Und du — und er? — es will das Herz mir brechen!
Du schuldlos, liebes Weib? Vor Lust kann ich nicht sprechen!

Baronin (lächelnd).

Sieh, Englisch mußt' ich ja vor Allem erst versteh'n,
Wollt' anders ich mit dir nach Großbritanjen geh'n.
Du sagtest mir das selbst; da gab denn der Major
Mir Unterricht darin.

Baron (sich vor den Kopf schlagend).

Und ich, ich blöder Thor! —

Major.

Freund, dieß Verständniß war's, das zwischen uns bestand.
Für Englisch hielten wir's, Sie für ein teuflisch Band.

Baronin (mit einer Verbeugung).

I kan already speak good english and you may
without hesetation take me to London.

Baron.

Ach, Friederike!

Baron (giebt ihm einen Brief).

Hier ist auch der letzte Brief,
Der Ihnen heute durch die Seele schnitt so tief.
Nur *eine* Seite las der eifersücht'ge Mann;
Seh'n Sie, ich bitte sehr, nun auch die and're an.

Baron (liest).

„Verbessern Sie, lieber Freund, diese schwache Uebersetzung,
„und haben Sie Geduld mit ihrer Schülerin. Friederike."

(Fällt zu den Füßen seiner Frau.)

Zu deinen Füßen sieh' den Argwohn mich bereu'n!
Fried'rike, kannst du mir, und willst du mir verzeih'n?

Baronin.

Dem Reu'gen sei verzieh'n, ich geh' nicht in's Gericht,
Vergessen will ich auch das böse Traumgesicht;
Nur die versprochenen zehntausend Goldstück' nicht.
Gewagt hast du es, mich ganz schuldlos anzuklagen;
Wer den Prozeß verlor, muß die Expensen tragen.

(Vereinigt Adelen mit dem Major).

Die Summe schenk' ich Euch als Heiratsgut.

(Zum Baron).

Du siehst,
Daß du nun ganz und gar auf's Haupt geschlagen bist,
Mußt wider Willen dich zum Heiratsgut bequemen,
Und da ich Englisch kann, mich mit nach England nehmen.

Baron (küßt ihr die Hand).

Wie gern! Der Friede ist ja auch für Millionen
Zu theuer nicht erkauft; *so* strafen heißt belohnen.

(Zu Franz.)

Du schnürst den Bündel.

Franz.

Herr Baron, ich bitte sehr!
Mein Fehler rührt ja nur von großem Eifer her.

Susanne.

Hab' ich dir's nicht gesagt? der Sieg wird uns nicht schwer.

Baronin.

Vergib dem armen Schelm, kein Schaden war dabei.
(Mit Beziehung.)
Er zweifelt, leider, nicht allein an Weibertreu';
'S gibt Viele seiner Art. Straft man die Ander'n nicht,
Warum denn ihn allein? das wär' ein schlecht Gericht.

Gruppe.

(Der Vorhang fällt.)

Kleine prosaische Aufsätze.

Einige gesellschaftliche Lächerlichkeiten des Wiener Sprachgebrauches.

Ich bin kein Sprachreiniger, ich will nicht alle fremden Wörter aus der deutschen Sprache ausgemerzt haben, ich finde, daß wir sehr viele nothwendig brauchen, weil wir in unserer Sprache keine haben, welche die Begriffe so genau bezeichnen als das fremde Wort; aber dagegen kann ich es nicht ertragen, wenn der Deutsche fremde Wörter braucht, wo er sie durchaus nicht nothwendig hat, weil seine Muttersprache ihm ganz bezeichnende darbietet. Darunter gehört vor allen Andern ein Wort, welches mich immer für denjenigen erröthen macht, der es ausspricht. Dies ist das Wort Wagon. Ist denn Eisenbahnwagen kein Wagen? Was liegt denn in dem französischen Nasenausgange gar so Herrliches? Die Franzosen haben das Wort Wagen von uns zu leihen genommen und es sich durch ihre Endsylbe mundrecht gemacht, wollen wir es machen wie manche Übersetzer, welche ein französisches Stück, welches aus dem Deutschen übersetzt ist, wieder aus dem Französischen in das Deutsche übersetzen? O Lächerlichkeit! Derlei fremde Wörter brauchen wir unzählige, da wir doch ganz gute und genau bezeichnende Wörter für denselben Begriff haben, z. B. warum

sagen wir Train, warum nicht Zug? Warum sagen wir Comptoir, warum nicht Geschäftszimmer, Schreibstube. Sind wir denn so ganz Italiener geworden, daß wir bei einer Oper, auch bei einer deutschen, das Buch derselben immer nur Libretto nennen?

Meine lieben Landsleute! wollt Ihr denn nicht einmal anfangen, Euch einen National-Ehrgeiz anzueignen und Eurer herrlichen, reichen, deutschen Sprache ihr Recht angedeihen zu lassen?

Eben so lächerlich, ja noch lächerlicher ist es, die Frauen nach dem Amtsnamen ihrer Männer zu benennen. Die Frau wird wohl der Würden ihres Mannes theilhaftig, nicht aber seines Amtes. Die Frau eines Grafen ist Gräfin, die Frau eines Barons: Baronin u. s. w.; aber die Frauen eines Hofrathes, eines Buchhalters, eines Doctors, eines Rechnungs-Offizials sind keine Hofräthinnen, Buchhalterinnen, Doctorinnen oder Rechnungs-Offizialinnen. Am allerlächerlichsten klingt das bei Frauen von Militärs. Eine Frau Generalin, Obrist-Lieutenantin, Majorin, Hauptmännin, Ober- und Unter-Lieutenantin gibt es nicht. Sie können zwar im Hause das Commando führen und selbst gegen ihre Männer manche Schlacht gewinnen, aber dadurch gewinnen sie noch keinen militärischen Grad. Es ist freilich nicht bei allen Ämtern der Männer der Fall, daß man die Frauen nach diesen benennt, so sagt man z. B. nicht: eine Frau Ritterin oder Frau Advocatin, aber das wäre nicht lächerlicher als Frau Rittmeisterin und Frau Doctorin.

Ich bitte Euch, laßt diese Titelsucht und denkt an Kotzebue's „deutsche Kleinstädter."

Die Medizin und die Mediziner.

Ich habe die Mediziner immer sehr geliebt, sie sind im Ganzen geistreich und seit sie keine Haarbeutel und Perrücken, Manchetten und spanische Röhre mit goldenen Knöpfen mehr tragen, auch sehr liebenswürdig, gute Gesellschafter, Freunde des Vergnügens, der Kunst und der Künstler. Sie sind nicht immer glücklich, das ist wohl wahr, allein Niemand ist unfehlbar und die Kunst ist nicht stärker als die Natur.

Wenn ich mich wohl befinde, so habe ich freilich wenig Vertrauen auf die Medizin, aber bei dem geringsten Übel nehme ich gleich meine Zuflucht zu ihr, glaube blindlings an die Aussprüche der Ärzte und befolge genau ihre Vorschriften. Ich komme mir da vor, wie die neapoltianischen Matrosen, welche ihren St. Antonio bald anbeten, bald schlagen, je nachdem das Meer ruhig ist oder stürmt.

Eine Grippe, welche mich auf eine fürchterliche Art gepackt hat, führt mich auf dieses Kapitel, und ich erlaube mir hierüber noch einige Gedanken laut werden zu lassen.

Rousseau sagte, er glaube wohl an die Medizin, aber nicht an die Mediziner. Ich sage das Gegentheil: Ich glaube an die Mediziner, aber nicht an die Medizin. Die Zahl der Krankheiten hat sich nicht vermindert, der Mensch lebt jetzt nicht länger als zu den Zeiten des Hypokrates, was hat also die Arznei-Wissenschaft für Fortschritte gemacht?

Eine falsche Erklärung des Wortes Krankheit ist die

Quelle der größten Fehler, welche die Ärzte begehen. Man hat von einer Krankheit den Begriff, sie sei eine Hinneigung zur Desorganisation jenes Körpers, welchen sie befällt, anstatt daß man darin nur einen Kampf der Natur gegen die Zerstörung des Körpers sehen sollte. Der Arzt, welcher da dazwischen tritt und der den Kräften der Natur entgegen wirkt, indem er sie heilen will, gleicht einem Zeugen, welcher in der Hitze eines Zweikampfes den Arm des einen Kämpfenden zurückhält in dem Augenblicke, wo ihn der Andere mit Wuth angreift. Der Arzt, welcher der Krankheit nachhelfen sollte, sucht sie zu zerstören und so geschieht es leider oft, daß Einer geheilt stirbt, da er krank hätte leben können.

Nichts für ungut, meine Herren Ärzte!

Politische Meinungen.

M. und D. waren seit fünfundzwanzig Jahren die intimsten Freunde. Man nannte sie in der ganzen Stadt nur Orest und Pylades. Im vorigen Jahre begab sich M. wie gewöhnlich zu seinem alten Freunde und folgendes Gespräch entspann sich zwischen ihnen.

D. Ich bin sehr erfreut, Dich zu sehen.

M. Nun, darauf konntest Du doch rechnen. Seit 25 Jahren sind wenige Tage vergangen, wo ich Dich nicht besuchte.

D. Eben darüber habe ich mit Dir zu sprechen. Entweder bist Du mein wahrer Freund, oder Du bist es nicht.

M. Dieses Dilemma beleidigt mich.

D. Nun ja, Du bist mein Freund, ich zweifle nicht daran und eben darum bitte ich Dich auch um einen Freundschaftsdienst.

M. Rede, ich bin zu Allem bereit.

D. Ich bitte Dich, mir einen tiefen Kummer zu verursachen — nämlich Deinen Fuß nicht mehr in mein Haus zu setzen.

M. Ich hoffe, Du scherzest.

D. Ich scherze nicht, und wenige Worte werden genügen, Dir Alles zu erklären. — Du kennst meine politische Meinung.

M. Mach' mich nicht lachen, Du hast ja gar keine.

D. Du irrst, ich habe für diesen Augenblick eine, und zwar eine entschieden ausgesprochene. Ich bin conservativ.

M. Du, conservativ?

D. Wie so viele Andere.

M. Bist Du dessen auch gewiß?

D. Mein Lieber! Man kann conservativ, liberal, radikal, Alles sein, was man will, wenn man frei ist, zu denken, wie es Einem gefällt, aber wenn man Leute nöthig hat, welche eine entgegengesetzte Meinung haben, so ist es, glaub' ich, ganz natürlich, zu sprechen und zu handeln wie sie; und das ist mein Fall.

M. Wo soll das hinaus?

D. Begreifst Du denn nicht, daß ich mit Leuten in Verbindung stehe, welche Du nicht liebst, und welche Dich hassen. Diesen mußt ich mein Wort geben, mit Dir zu brechen und Du weißt, mein Wort halte ich immer.

Mit diesen Worten drückte D. den M. an seine Brust, umarmte ihn weinend und geleitete ihn dann zur Thüre, wo er ihn noch ein Mal bat, nicht wieder zu kommen.

Wollt Ihr lachen? — Wollt Ihr weinen?

Wollt Ihr lachen? Geht in manches Trauerspiel. Wollt Ihr weinen? Geht in manche Volksposse.

Wollt Ihr lachen? Liebet alle Frauen. Wollt Ihr weinen? Liebet nur Eine.

Wollt Ihr lachen? Speiset bei einem reichen Emporkömmling. Wollt Ihr weinen? So wohnt dem Mahle eines Familienvaters bei, welcher das Brot mit Thränen netzt, das er mit seinen Kindern theilt.

Wollt Ihr lachen? Hört, was in einem Wirthshaus über Politik manche Spießbürger zusammen faseln. Wollt Ihr weinen? Leset die Leitartikel mancher Zeitung.

Wollt Ihr lachen? Geht auf einen Ball. Wollt Ihr weinen? Geht in's Irrenhaus.

Wollt Ihr lachen? Unterhaltet Euch mit einem Künstler. Wollt Ihr weinen? Seht jenen Blinden an, den sein Hund führt.

Wollt Ihr lachen? Glaubt allen Versprechungen, die man Euch gibt. Wollt Ihr weinen? Ueberzeugt Euch von ihrem Werthe.

Ein- und Ausfälle.

Leute, welche immer nur von Tugend und Rechtschaffenheit sprechen, machen auf mich dieselbe Wirkung, wie Leute, welche sich stark parfumiren, ich rieche immer das, was sie durch Wohlgerüche übertäuben wollen.

Es gibt Leute, welche Übles thun, ohne bösartig zu sein,

ebenso, wie Eichen, ohne unter die Giftbäume zu gehören, doch Galläpfel tragen.

„Lieber Doktor!" sagte Einer zu seinem Arzte, „Sie, ein so geschickter Anatom, müssen ja alle Krankheiten kennen." „Lieber Freund!" antwortete dieser, „wir sind wie die Lohnkutscher, welche alle Straßen kennen, aber nicht wissen, was in den Häusern vorgeht."

Im höchsten Zorne warf eine eifersüchtige Frau ihrem Manne einen dicken Diktionär nach, welcher eben auf dem Tische lag. „Liebes Kind!" sagte er ganz phlegmatisch, „es wäre mir doch angenehmer, wenn Du mir Deine Liebe in einem kleineren Formate beweisen wolltest."

Ich kenne eine Frau, welche die Reinheit der Sitten so weit treibt, daß sie es nicht gestattet, daß in ihrer Bibliothek die männlichen Schriftsteller mit den weiblichen in einem Kasten stehen.

Ein Missionär prahlte mit seinen Thaten, und behauptete, daß er 10,000 Indianer auf einer wüsten Insel zum Christenthum bekehrt habe.

Kreuzblitze aus meinem Kopfe.

Mir träumte, ein Genius führe mich in die höhern Regionen, von wo aus ich unsere Erdkugel übersehen konnte. Guter Gott, rief ich, welch' ein Lärmen, welche Bewegung, welche Begierden! Was ist denn die Ursache dieses Untereinanders? — Die Frauen, und der Magen, antwortete mir der Genius.

Ihr haltet diese Frau für übellaunig? Seht sie einmal bei ihrem Geliebten. Ihr sagt, jene Andere sei sehr liebenswürdig. — Seht sie einmal bei ihrem Gemal.

Der Eine liebt Niemand. Der Andere liebt die ganze Welt. Das sind nur zwei verschiedene Ausdrücke, für den nämlichen Sinn.

Die Feigheit hat das Nützliche vor den übrigen Fehlern des Menschen voraus, daß sie nur für denjenigen übel ist, den sie befällt. Sie gleicht dem Zahnschmerz, wodurch man viel leidet, aber von Niemand beklagt wird.

Von jedem Vorurtheile, es mag so lächerlich sein, als es will, hängt die Ruhe und das Glück schwacher Menschen ab.

Ich sah Herrn X. in einer Gesellschaft von reichen Leuten. O, wie groß war er da! Ein anderes Mal sah ich ihn in Gesellschaft von Gelehrten. O, wie klein war er da!

Das Gewissen ist der Puls der Seele, wenn er aufgeregt ist, so ist die Seele krank.

Ich erlaube einem anerkannten Bürger zu übertreiben. Er gleicht einen Kaufmann. Überzeugt, daß man herabfeilschen werde, begehrt er mehr, um nur den wahren Werth zu erzielen.

Der Verstand, den uns die Vorsicht gegeben, nützt uns eben nicht mehr, als dem Vogel Strauß seine Flügel. Er kann damit nur auf der Erde herumlaufen.

Inhalt.

Gedichte.

Seite

Erzählungen.

Dramatisches.

Kleine prosaische Aufsätze.

Gedruckt bei A. Pichler's Witwe & Sohn.